H.un.
722
s(4

~~Б. Нод. № 8~~

Н.чп. 722 5-4

<36617211460014

<36617211460014

Bayer. Staatsbibliothek

Allgemeine Weltgeschichte
für alle Stände,
von den
frühesten Zeiten bis zum Jahre 1831,
mit
Zugrundelegung seines größeren Werkes,
bearbeitet und herausgegeben
von

Dr. Carl v. Rotteck,
Hofrath und Professor in Freiburg.

Vierte Originalausgabe

Sechs Bände.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Vierter Band.

GYMNASIAL-BIBLIOTHEK FREISING

Stuttgart.
Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1839.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Allgemeiner Charakter der neuen Geschichte.

Aus den nachtumhüllten Gründen des Mittelalters treten wir hervor in die lichte neuere Zeit; fröhlicher Erwartung voll, weil umgeben mit Vorbedeutungen des Guten. Aber schwere Gewitterwolken lagern sich alsogleich um die aufsteigende Sonne, und verdüstern ihren ersehnten Glanz; bald gießen sie Verderben aus über die hoffnungsreich grünende Saat, und nur spärliche Ueberreste derselben, kümmerlich errettet, reifen zur Aernte. Das Loos der Menschheit in den vorherrschenden Erscheinungen bleibt — Täuschung, Kampf und Danaiden-Mühe.

Doch ungeachtet solcher bleibenden Gleichförmigkeit in einigen traurigen Hauptzügen unterscheidet sich gleichwohl die neue Zeit durch viele merkwürdige Eigenheiten von der mittleren und alten. Für's erste erweitert sich jetzt plötzlich und bis in's Unermeßliche der historische Schauplatz. Die eigentliche Weltgeschichte — als alle Theile des Erdenrundes umfassend — beginnt erst von den unsterblichen Entdeckungsreisen Kolumbus und Vasko de Gama's. Auch der erkennbare Zusammenhang, die vielseitige Wechsel-

wirkung aller Theile des weitverbreiteten Menschengeschlechts sind der Charakter der neueren Zeit. Dabei vermehren sich, selbst bei den einzelnen Nationen, die Gegenstände der Betrachtung. Die freudig aufsprießende Saat der Erfindungen, die fortschreitende Kunst und Wissenschaft, die unzähligen Verbesserungen wenigstens Verfeinerungen — des Privat- und des öffentlichen Lebens, die vielen Vervollkommnungen der Staatskunst zumal, und die unermeßlich vermehrte Regierungsthätigkeit in der Gesetzgebung und Administration, der Welthandel und das Kolonialwesen, die Finanzen, die vielverschlungene Politik, die steigende Volksaufklärung und die Erhebung früher verachteter Klassen der Gesellschaft — alles das und vieles Andere, wovon die älteren Geschichten theils wenig, theils gar nichts enthielten, bereichert das Gemälde der neuen, und liefert den Stoff vielseitiger und höchst interessanter Betrachtung.

Endlich sind die Daten der neuern Geschichte großentheils deutlicher, bewährter, und, als mit unseren eigenen Erfahrungen verwandt, meist verständlicher und lehrreicher, als die des fernen, in zunehmend dunklere Schatten zurückweichenden Alterthums.

Eintheilung und Ueberblick.

Und nur in ernster Belehrung durch Wahrheit besteht der Werth der Geschichte. Die ächten Freunde derselben werden daher das Gemälde der neueren Zeit — als klarer und getreuer — mit steigendem Interesse betrachten.

Es steht sich dasselbe — ähnlich hierin jenem der alten und der mittleren Welt — in drei natürlich gesonderten Hauptpartien oder Zeiträumen dar, von welchen der erste von der Entdeckung Amerika's und der damit fast gleichzeitigen Reformation bis zum westphälischen Frieden;

der zweite von da bis zur französischen Revolution, und der dritte von dieser jüngsten Hauptumwälzung bis auf den heutigen Tag reicht.

Die Hauptgestalt in allen drei Perioden bildet das Europäische Staatensystem. Seit dem durch eine Reihe vorbereitender und glücklich zusammenwirkender Umstände entstandenen mächtigen Aufschwung der Kultur Europa's, und durch dieselbe, hatte dieser Welttheil ein unermeßliches Uebergewicht an physischen nicht minder, als an moralischen und intellektuellen Kräften erhalten. Dabei entstund allmälig ein so enges Verhältniß zwischen den wichtigsten, und endlich zwischen allen Staaten Europa's, daß sie wie ein großes Gemeinwesen, wie ein System von Staaten mochten betrachtet werden, und daß dadurch der von ihnen ausgehende Impuls um so kräftiger ward. Also ward der kleinste Welttheil Herr der wichtigsten Bestimmungen aller übrigen, an eigener Wichtigkeit aber sie alle weit überstrahlend; und seitdem wirft die Weltgeschichte auf die letzten nur noch flüchtige Seitenblicke. Die Geschichte Europa's ist seitdem die Geschichte der Welt, die europäischen Revolutionen sind Weltrevolutionen.

Für Europa aber ist nichts wichtiger und folgenreicher, auch nichts für die Erringung und Behauptung seines Vorrangs über alle anderen Welttheile, nichts für die Bewahrung der für die gesammte Menschheit kostbarsten Güter wirksamer gewesen, als die Bildung eines Staatensystems, welches eine Art von öffentlichem Rechtszustand zwischen seinen Gliedern erzeugte, und hierdurch den Fortschritten der Humanität und Civilisation eine gesicherte Grundlage gab. Hätte kein solches System sich gebildet, so wäre — was früher nur durch die Schwäche, Rohheit und einheimische Verwirrung der einzelnen Reiche, zum Theil auch durch den bald vermittelnden

bald schreckenden Krummstab verhindert ward — entweder durch glücklich errungene Uebermacht des Einen ein neues Weltreich — dem Altrömischen ähnlich — aufgekommen, und alle bessere Hoffnungen der Menschheit hätten in dem sodann unvermeidlichen und unheilbaren Despotismus ihr Grab gefunden; oder es wäre unter verzweiflungsvollen Kämpfen um Raub und Herrschaft eine allgemeine Verödung und Barbarei wieder eingebrochen, das kaum begonnene Gebäude der Civilisation also traurig eingestürzt.

Damit also das äußerste Unheil nicht über die Menschheit komme, damit das hoffnungsreiche Gebäude zur Vollendung gelange, oder doch in langsamer Annäherung derselben entgegengeführt werde, mußte vorerst ein System der Staaten deren freies Nebeneinanderseyn und Zusammenwirken, d. h. deren allseitige Selbstständigkeit, gewährleisten. Das Ideal eines solchen Systems hätte freilich nichts geringeres, als einen allgemeinen Rechtsverein, d. h. eine eigens zur Handhabung des Rechtes als solches zwischen den Völkern geschlossene Vereinigung und Zwangsanstalt gefordert. Allein wem immer man dieselbe zu verwalten anvertraute, in welche menschliche Hände man immer solche Zwangskräfte legte: die Gefahr des Mißbrauchs, und dadurch die Ertödtung des Rechtes war unvermeidlich. Es blieb also nichts anderes übrig, als an die Stelle der zur Zeit noch unerreichbaren gleichen Gewährleistung aller Rechte, wenigstens ein Gleichgewicht der Kräfte zu setzen, wornach es keinem Einzelnen möglich wäre, die Uebrigen zu überwältigen, und die etwaige Präpotenz des Einen Gewaltigen durch das Gegengewicht von mehreren vereinbarten Schwachen in Schranken gehalten würde. Nach der Herstellung eines solchen Gleichgewichts der Kräfte haben auch von jeher die Staaten und Staatsmänner gestrebt, sobald unter

ihnen politische Einsicht entstand, und die näheren Berührungspunkte sich vermehrten. Das altgriechische und das mazedonische Staatensystem in der alten Geschichte erkannten schon dasselbe Prinzip, und so huldigten ihm auch die italischen Staaten, seitdem die Kreuzzüge, der neubelebte Handel und die frisch aufblühende Freiheit ihnen politische Regsamkeit und Bedeutung gegeben. Aber es erlangte jetzt eine ungleich größere Wichtigkeit durch seine allmälige Ausdehnung über ganz Europa, als in welchem zuerst die Italien allernächst berührenden, oder in die italischen Angelegenheiten unmittelbar verwickelten, dann aber auch die entfernteren und endlich alle Mächte durch thätige Anerkennung jenes Prinzips zu einem wahren System von Staaten sich bildeten, dessen gemeinsame politische Triebfeder die Idee des Gleichgewichts war, als höhere Regel der Ausgleichung widerstreitender Privatinteressen, und als Schranken für die Bestrebungen der Selbstsucht.

Indessen währte es geraume Zeit, bis solches System ausgebildet und befestigt da stand. Die erste Periode der neuen Geschichte stellt den fortschreitenden Bau desselben dar. Die höhere Politik, welche denselben vorschrieb, wurde oft übertönt von kleinern, doch näherliegenden Interessen; oft wurde sie verkannt aus Kurzsichtigkeit, noch öfter aus Leidenschaft der Staatsmänner und Höfe, und gleich oft mußte sie blos zur Bemäntlung ehrgeiziger und ungerechter Plane dienen. Auch blieben ihre Kombinationen immer dem Rechnungsirrthum oder der zufälligen Vereitlung ausgesetzt, und endlich mangelte noch dem System die nöthige Garantie, als welche nur in einer imponirenden und zuverläßigen Kräftenmasse, die als Schwerpunkt desselben dienen konnte, mochte gefunden werden.

Das teutsche Reich, nach seiner Lage nicht minder als nach seiner Verfassung, eignete sich am trefflichsten zu solchem Schwerpunkt, und wurde es auch für lange Zeit durch den seine einheimischen und auswärtigen Verhältnisse großentheils in diesem Sinne regelnden westphälischen Frieden (1648). Dieser Friede, wie ein allgemeines, für ganz Europa gegebenes Gesetz, ward eine Hauptgrundlage des zwischen dessen Staaten geltenden öffentlichen Rechtes, und bezeichnet daher den Anfang der befestigten Herrschaft des Prinzips vom Gleichgewicht, oder überhaupt des politischen Systems von Europa. Die Dauer dieser Herrschaft macht den Charakter der zweiten Periode. Nicht ohne mannigfaltige Gefährdung zwar, doch im Ganzen siegreich, erhielt sich das, durch noch verschiedene andere Umstände unterstützte, System anderthalb Jahrhunderte hindurch bis zur französischen Weltumwälzung.

Erster Zeitraum

der

neueren Geschichte.

(Siebenter Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Geschichte von der Entdeckung Amerika's bis zum westphälischen Frieden.

Vom Jahr Christi 1492 bis 1648.

I.

Vorläufiger Ueberblick.

Chronologie.

Eine wichtige Begebenheit für die Berichtigung der Chronologie ist die in dem vorliegenden Zeitraum durch Papst Gregor XIII. 1582 zu Stande gebrachte Kalender-Verbesserung, wodurch der fortschreitenden Abweichung des julianischen Kalenders von der richtigen Jahresberechnung ein Ende gemacht, die Aequinoktien und Solstitien auf die Tage, die sie im J. Christi 325 eingenommen hatten, zurück-

geführt, und für die längste Zukunft jede neue Abweichung verhütet wurde.

Zur Vergegenwärtigung des Synchronismus dient nebenstehende Tabelle. (Hierher gehört die am Schlusse stehende Tabelle.)

Allgemeine Weltlage.

Zu der Zeit, da durch die großen Entdeckungsreisen dem Unternehmungsgeist der Europäer zwei neue Welten aufgethan waren, und Luthers erster Freiheitsruf durch die Länder der alten tönte, bestand noch, in der äußern Erscheinung, die gedoppelte Majestät des römischen Papstes und des teutschen Kaisers; aber die Grundfesten des Weltthrones Beider waren gebrochen; jene des ersten durch das bereits hellflammende Licht der Wissenschaft und der öffentlichen Meinung, die des zweiten durch die nimmer heilbare Erschlaffung des Reichsverbandes und die erstarkte Selbstständigkeit der einzelnen Glieder. Unter den letzten waren mehrere, zumal die kurfürstlichen, aber auch einige fürstliche Häuser, selbst einzelne Städte, mehr noch deren Bündnisse, von nicht unwichtiger politischer Bedeutung; vor allen aber war Oestreich durch die Erwerbung Burgunds emporgekommen, und glänzte fortan als große europäische Macht.

Dasselbe Oestreich hatte durch die Vermählung des Prinzen Philipp mit der spanischen Johanna die Aussicht auf die erst kurz vorher vereinigten Reiche Kastilien und Arragonien nebst Sicilien, und mit denselben auch auf Granada — die frische Kriegsbeute des katholischen Ferdinand — und auf das neu entdeckte Amerika, endlich auch auf Neapel und Navarra erworben. Philipps Erstgeborner, Karl, auf welchen nach seines Vaters frühem Tod so reiche Erbschaft fiel, wäre schon als Monarch der spanischen

Reiche, auch ohne die teutsche Kaiserkrone, der mächtigste der Könige gewesen, wenn nicht die Zerstreuung seiner Länder und die vielen konstitutionellen Freiheiten derselben dem willkürlichen Gebrauch seiner Macht engere Grenzen gesetzt hätten.

Dagegen war Frankreich, seitdem es von den langwierigen englischen Kriegen sich erholt, und seitdem des Königs Ludwig XI. arglistige und grausame Politik die Macht der Großen gebeugt hatte, seitdem endlich durch glückliche Erwerbungen die wichtigsten Vasallengüter (zumal alle weltliche Pairschaften) mit der Krone waren vereinigt worden, als wohlverbundene, und dem fast unumschränkten Willen des Monarchen dienstbare Nationalmasse übergewaltig und allen Nachbarn furchtbar. Die natürliche und durch besondere Umstände noch vermehrte Rivalität zwischen Spanien und Frankreich bedrohte Europa mit Kriegsverheerung, der entscheidende Sieg des Einen aber mit Unterjochung.

Zu gleicher Zeit fing auch in den meisten übrigen Reichen der Keim großer Dinge sich zu entfalten an. Portugals goldene Zeit, unter Emmanuel dem Großen, war angebrochen. Afrika's, Indiens, Brasiliens Schätze strömten nach Lisboa. Europa bewunderte die portugiesische Kraft. In England erblühten, nachdem Heinrich VII. den schrecklichen Kampf der weißen und rothen Rose durch deren Vereinigung endlich beschworen, unter dessen kluger und sparsamer Verwaltung Wohlstand und politische Stärke wieder. Heinrich VIII., nach seinen Hilfsmitteln und seiner Stellung, schien den größten Unternehmungen gewachsen. Von ihm zumal erwartete Europa die Erhaltung des Gleichgewichts zwischen den beiden furchtbaren Rivalen, Spanien und Frankreich, demnach das allgemeine Heil.

Die Staaten Italiens — nachdem bereits Sardinien, Sicilien und Neapel mit Spanien vereint, und die

Lombardischen Fluren der abwechselnden Strömung der französischen, schweizerischen, teutschen und spanischen Kriegsmacht preis waren, konnten nur noch in inniger, treuer Verbindung gegen das Ausland eine Möglichkeit der Rettung finden. Das System des Partikularismus behauptete sich jedoch durch die Selbstsucht und Engherzigkeit der Machthaber. Der Papst, welcher für den schlimmsten Fall noch auf den vatikanischen Donner sich verließ, übrigens gewöhnlich die Erhebung seiner Familie zum nähern Ziel hatte, befolgte meist in weltlichen Dingen eine unstäte Politik, so wie sie das Interesse, ja oft die Leidenschaft des Tages mit sich brachte; und verkaufte gern seine Freundschaft dem Meistbietenden. Venedig, einerseits durch kaufmännische Rücksichten der großen Politik entfremdet, auch durch den neuen Gang des Welthandels um seine kostbarsten Hilfsquellen gebracht, anderseits nach dem Geist seiner Verfassung immer behutsam, und mehr den Blick nach Innen auf Erhaltung der Aristokratie, als nach Außen auf die entfernteren Gefahren für das gesammte Vaterland richtend, leistete der gemeinen Sache weit geringeren Beistand, als seiner Macht und Stellung geziemte. Genua aber, nach seiner Lage den Fremden weit zugänglicher, und zugleich innerlich von Faktionen zerrissen, huldigte meistens dem Eroberer Mailands. Die übrigen Staaten, selbst Savoyen, vermochten vereinzelt nichts, und verloren meist, wie Florenz, durch einheimische Gährung politische Bedeutung und Konsequenz.

Daher geschah es, daß die Kriege in Italien, wiewohl sie für das Schicksal der Nation, ja für die Bestimmung Europa's entscheidend wirken mußten, nur im Geiste gemeiner Kriege geführt wurden. Nicht ob Italien, ob Europa frei oder unterthänig seyn sollten, war die Hauptfrage; sondern: ob Franz oder ob Karl Gebieter von Mailand

seyn, ob in Florenz die Republik bestehen, oder das Haus der Medicis herrschen solle; ja das edelste Blut mußte fließen, um des Papstes Vettern zur Hoheit zu bringen.

Auch die Schweiz diente so unwürdiger Politik, ja oft noch erbärmlicherer, weil sie um schnöden Sold ihr Herzblut verspritzte.

Etwas wirksamer als in den italischen Kriegen — wiewohl die Verständigern sie auch hier erkannten — war die Idee in jenem gegen die Türken. Die noch immer schwellende Macht der Oßmannen, zumal unter dem furchtbaren Sultan Solyman, bedrohte nicht nur das bürgerliche, sondern auch das kirchliche Heil Europa's. Der Religionshaß gesellte sich also zur Liebe zur Freiheit und der Habe, und rief die Europäer in die Waffen wider den Halbmond. Indessen fand dieser theils in der Schwäche, Vereinzelung und einheimischen Zerrüttung der ihm zunächst gelegenen Reiche, theils in der bösen Politik der entfernteren, eine mächtige Hilfe, und es sah die Welt den allerchristlichsten König als Alliirten des Sultans.

Noch bestand die Calmarische Union der skandinavischen Reiche, aber wankend und der Auflösung zueilend. Nach geschehener Trennung gab die Eifersucht den einzelnen Reichen Dänemark und Schweden erhöhte Regsamkeit und Thatkraft.

Der Russische Riese schlief noch; Barbarei und Despotismus hinderten sein Erwachen. Doch vorübergehend, unter einzelnen thätigern Großfürsten, gingen drohende Kraftäußerungen von ihm aus: nie mehr als unter Karls V. Zeitgenossen dem schrecklichen Iwan II. Wasiliewitsch.

Das Mächtigste der nordöstlichen Reiche war noch Polen; von allen seinen Nachbarn geehrt oder gefürchtet; das Schrecken zumal des Teutschen Ordens in Preußen und der Schwert-

brüder in Liefland. Am Anfang der neuen Geschichte unter Sigmund I. und II., den beiden letzten Jagellonen, war Polens glorreichste Zeit.

Polens Verhältniß zu Teutschland, Ungarn und zu dem Türkischen Reich war zugleich das bindende Mittelglied zwischen den Staatensystemen von Nordost und Südwest. Noch behielt aber, in den Haupterscheinungen jedes derselben seinen eigenen gesonderten Gang.

In Asien wirft die Welthistorie nur auf die am Ende des Mittelalters gestifteten Reiche der Sofi's in Persien, und des großen Mogols in Hindostan, dann auf die sibirischen Eroberungen der Russen einen flüchtigen Blick. Das fortwährend barbarische Getümmel in den übrigen Ländern und der Todesschlaf Sina's reizen sie nicht. Die Ankunft der Europäer auf den indischen Küsten eröffnet dagegen ein neues, würdiges Schauspiel.

Aegypten ist jetzt ein türkisches Land. Auch die gesammte nordafrikanische Küste — jetzt zum Sitze wilder Raubhorden unter tyrannischen Führern herabgesunken — war durch gemeinschaftliche Religion, gemeinschaftlichen Christenhaß und durch wechselseitiges Schutz- und Hilfsbedürfniß dem oßmannischen Reiche verbunden. Auf West- und Südafrika fällt durch die portugiesischen Entdeckungen Licht und welthistorisches Interesse.

Aber am weitesten ist der Schauplatz, welcher jetzt sich unserm Blick in einer ganz neuen, westlichen Welt eröffnet; schon an und für sich durch Eigenheiten der Natur und der Menschen der Betrachtung vielfach werth; doch unendlich wichtiger aber durch den früh' entfalteten mächtigen Einfluß auf Europa und die gesammte Menschheit.

Die Entdeckung Amerika's und die Reformation öffneten also den im übrigen meist nur der Herrscherpolitik

und kleinlichen Interessen dienenden Völkern zwei unermeßliche Felder für ihre selbstständige Thatkraft und für edlen Kampf, das Reich einer wundervollen Natur, und jenes der heiligsten Idee.

Billig geht daher der Darstellung sowohl der allgemeinen politischen, als der mehr vereinzelten Volksgeschichten jene der beiden großen Revolutionen voran, welche den Hauptcharakter des ganzen Zeitraums bestimmen, und weitaus den wichtigsten Bestrebungen der Nationen und Einzelnen ihre Richtung und Bedeutung geben.

II.

Speziellere Geschichte.

Entdeckung Amerika's und des Wasserwegs nach Ostindien.

Einleitung.

Die Unvollkommenheiten der alten Erdkunde im Allgemeinen, so wie den Antheil, welchen in den verschiedenen Zeiträumen einzelne Völker an deren theilweiser Erweiterung genommen, haben wir in den Blättern der alten und mittleren Geschichte an gehöriger Stelle verzeichnet. Was der unternehmende Geist, zumal der Phönizier, Karthager, Griechen und Römer, unterstützt hier durch Vortheile der Lage, dort durch jene der Wissenschaft oder der Waffen, in dieser rein menschlichen Sphäre geleistet, ging großentheils verloren durch die Stürme der Völkerwanderung; und wiewohl, während der finsteren Jahrhunderte des Mittelalters, in Süden die Araber durch Eroberung und Handel, in

Norden die Normänner als Abenteurer, Seeräuber und Kauffahrer, dann auch Teutsche, durch Krieger und Glaubensboten, einigen Ersatz für das Verlorene durch manches in bisher dunkle Gegenden getragene Licht gebracht hatten; und wiewohl der seit den Kreuzzügen wiedergekehrte Geist des Handels und der Wissenschaft für die Erdkunde fruchtbringend gewirkt, und insbesondere der seit dem 13ten Jahrhundert allgemeiner gewordene Gebrauch der Boussole *) der Schifffahrt einen kühnern Gang verliehen hatte; dennoch war bis zum 15ten Jahrhundert der Umfang der Erdkunde weder größer, noch ihr Gehalt geläuterter, als er es im zweiten zu den Zeiten des Ptolemäus gewesen; und erst nach dieser Periode fielen allmählig die Scheidewände der Furcht oder Unwissenheit nieder, welche bisher Völker von Völkern getrennt, Welttheile den Welttheilen verborgen hatten.

Zwar schon seit dem 12ten Jahrhundert war durch eine Folge von kühnen Reisenden der Schleier in etwas gelüftet worden, der über dem innern und östlichen Asien hing. Allein die Erweiterungen der Erdkunde im Großen können nicht durch einzelne Landreisen, sie können nur durch fortgesetzten Verkehr, und insbesondere durch Schifffahrt geschehen.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zeigten sich die ersten Spuren einer kühneren Schifffahrt. Die Kanarischen

*) Gewöhnlich schreibt man die Erfindung der Boussole dem Amalfitaner Flavio Gioja (1302) zu. Doch weiß man nicht nur, daß die Sinesen schon tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung dieselbe angewendet, sondern es ist auch wahrscheinlich, daß die alten Phönizier, Griechen und Römer und die mittleren Araber dieselbe wenigstens dunkel gekannt haben. Aber ihre Vervollkommnung und ihr Gebrauch auf dem Weltmeer sind noch bedeutend später als selbst Flavio Gioja.

Inseln — von den Alten und auch von den Arabern die glückseligen genannt — wurden wieder entdeckt durch Kastilische Abenteurer, und vom Papst Clemens VI. (1344) zu einem Königreich erhoben. Weiter wagte man noch nicht zu steuern. Das Kap Non unter 28 Gr. N. Br. erschien, wie sein Name verkündet, als die Grenze des menschlichen Wagens.

Portugiesische Entdeckungsreisen. Vasco de Gama.

Am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts endlich betraten, durch einen Zusammenfluß günstiger Umstände ermuntert, die Portugiesen die Bahn der Entdeckung. Johann der Bastard, durch eine Revolution auf den Thron gekommen, gedachte die Zweifelhaftigkeit seines Titels durch glorreiche Unternehmungen zu heilen, und zugleich die rührige Thatkraft seines Volkes nach außen zu lenken. Eine mächtige Flotte wurde gesammelt in Lissabon, und zum Behuf der Unternehmung ein kleines Geschwader vorausgesandt, die noch unbekannten Küsten der Barbarei zu erforschen (1412). Dieses Geschwader umfuhr glücklich Kap Non, steuerte, die eigene Kühnheit bewundernd, bis Kap Bojador, das nur ein Paar Grade südlich dem ersten liegt, wagte aber, erschreckt durch die drohenden Klippen des letzten, die weitere Fahrt nicht.

Sofort wurde ein regelmäßiger Plan der Entdeckungen entworfen, und an die Spitze des großen Unternehmens der dafür begeisterte Prinz Heinrich, des Königs dritter Sohn, gestellt. Die von ihm ausgesandten Piloten entdeckten bald Porto Santo (1418), hierauf Madeira (1420), umfuhren sodann das gefürchtete Kap Bojador, durchschnitten den Wendekreis, und drangen zum Senegal und zum Kap Vert. Prinz Heinrich erlebte noch die Entdeckung der Inseln vom grünen Vorgebirg (1446), und der weit von

jeder Küste entfernten Azoren (1449). Frühe schon hatte er vom Papst Eugen IV. eine Schenkungsurkunde für die Portugiesen erwirkt, über alles Land, das sie entdecken würden vom Kap Non bis nach Indien. Blinde Heiden bewohnten diese unbekannten Strecken; sie sollten gewonnen werden für das Christenthum, eine Vermehrung der Heerde des römischen Hirten.

Nach einiger Unterbrechung nahm der Entdeckungsgeist einen noch kühnern Schwung. Johann II. (1481) und nach ihm sein Enkel Emmanuel der Große (1495), unverrückt das große Ziel — Fahrt nach Indien — im Auge, betrieben das Unternehmen mit allen Hilfsmitteln der Macht und der Weisheit. Schon 1471 hatten die Portugiesen die Linie durchschnitten. Jetzt ward die Fahrt bis an Afrika's äußerstes Ende vollbracht. Bartholomäus Diaz (1486) sah das hohe Vorgebirg, das seine südliche Spitze bildet, anfangs das stürmische Vorgebirg, dann ermunternder von der guten Hoffnung genannt.

Aber die Vollendung des großen Werkes geschah erst unter Emmanuel dem Großen. Am 7. Julius 1497 fuhr aus dem Hafen von Lissabon der ruhmgekrönte Vasco de Gama mit drei kleinen Schiffen, segelte im November um's hoffnungsreiche Kap, die Ostküste Afrika's hinauf, nach Melinda, woselbst die wiederkehrenden Spuren der Civilisation, der asiatische Menschenschlag und indische Schiffe ihn erfreuten, endlich unter Leitung eines Mohammedanischen Piloten über den Ocean nach Calecut auf der Malabarischen Küste, woselbst er am 22. Mai 1498 seine Anker warf.

Kolumbus.

Mehrere Jahre zuvor war noch Größeres, Erstaunungswürdigeres in Westen vollbracht worden. Christoph Ko-

lumbus (1486), der Genuese (eigentlich Colombo oder Colon), hatte Amerika, eine neue Welt, gefunden. Welchergestalt dieser große Mann, theils aus Andeutungen, die er in den Schriften der Alten gefunden, theils aus Beobachtungen neuerer Seefahrer und aus den Ergebnissen sämmtlicher geographischer, nautischer und astronomischer Kenntnisse seiner Zeit, die Vermuthung geschöpft von der Erreichbarkeit des Indischen Landes auf einer nach Westen gerichteten Fahrt, welchergestalt er seinen genialen Entwurf, welchen Engherzigkeit und Dummheit nicht zu würdigen verstanden, vergebens seiner Vaterstadt, Genua, dann den Kronen Portugal, England und Spanien vorgelegt, doch endlich von der Kastilischen Isabella, in der Freude über die Eroberung Granada's, eine mäßige Unterstützung erhalten, und am 3. August 1492 mit drei kleinen Schiffen und 90 Mann von Palos aus die kühne Fahrt unternommen, auf welcher er am 12. Okt. desselben Jahres zuerst die Insel Guanahani (von ihm St. Salvador genannt), dann neben vielen andern kleinen Antillen, auch das große Kuba und Hayti (Hispaniola oder St. Domingo) entdeckte, und von wannen er am 15. Mai 1493 triumphirend im Hafen von Palos zurückkam — dieses, und die weitern drei Reisen des unermüdeten Seehelden nach der neuentdeckten Welt, die Auffindung der Caraibischen Inseln, dann von Jamaika und Portoriko, endlich auch von der Mündung des Orinoko und dem amerikanischen Festland, von Guiana, Paria, Cumana und dem schönen Küstenstrich vom Kap Gracias a Dios bis Porto-Bello, dabei das gehäufte Unglück, die schändliche Undankbarkeit und Verfolgung, die den großen Mann trafen, bis der Tod ihn 1506 im 59ten Jahr seines thatenreichen Lebens davon befreite — wem wäre es unbekannt? — Die Nachwelt hat durch Verehrung und

Liebe den Undank der Zeitgenossen zum Theil wieder gut gemacht; obschon es dem Florentiner Amerigo Vespucci, dem Begleiter Alfonso's de Ojeda auf einer — zwischen der zweiten und dritten Fahrt Colons — unternommenen Privat-Entdeckungsreise gelang, durch seinen ruhmredigen Bericht von deren Erfolg die Welt glauben zu machen: Er zuerst habe das neue Festland entdeckt, weswegen sie es auch nach seinem Namen nannte.

Kolumbus selbst, und mit ihm seine Zeitgenossen, glaubten fest, das neu entdeckte Land sey der östlichste Theil von Indien. Nach diesem gepriesenen Land allein war sein Blick gerichtet, und rastlos suchte er, als er seines Irrthums gewahr ward, wenigstens eine Durchfahrt durch die entdeckten Länder in den indischen Ocean. Der Name „Westindien," d. h. das auf westlicher Fahrt erreichte Indien, ist das bleibende Denkmal jenes Irrthums.

Mühsam, unter tausend Prüfungen und Gefahren, hatte Kolumbus das Werk des Genie's und der Wissenschaft vollbracht. Fast gleichzeitig führte der Zufall den Portugiesen Pedro Alvarez Cabral zur Entdeckung Brasiliens. Auf seiner Fahrt nach Ostindien (1500) steuerte derselbe, die Nähe der afrikanischen Küste und ihre Windstillen zu vermeiden, beträchtlich weit nach Westen, sah plötzlich den hervorspringenden Theil Südamerika's, das schöne Brasilische Land, und nahm es in Besitz für Portugal. Wir werden dieses herrliche, an allen Naturschätzen reiche Land, lange vernachläßigt von seinen trägen Herren, hierauf, als Portugal nach Spanien fiel, von den Feinden des letzten, den Holländern, erobert, abermals von den Portugiesen — nach ihrer Losreißung von Spanien — gewonnen, doch erst im folgenden Zeitraum, zumal nach Auffindung der

Gold=, Erz= und Demant=reichen Minas geraes würdig aufblühen sehen.

Weitere Entdeckungen. Balboa. Cortez. Pizarro. Magellan.

Auf die jetzt geöffnete Bahn stürzte sich, wer Muth und Ruhmbegierde oder Golddurst besaß. Ein unermeßliches Feld für Herrschaft und Handel, Anbau und Raub, Unterricht und Abenteuer lag vor ihm ausgebreitet; alle Gattungen der Aerndte winkten ihm. Die thatkräftigsten, talentvollsten Männer des Zeitalters — allernächst wohl aus Spanien und Portugal, doch dahin gelockt, auch viele des Auslandes — drängten sich auf dem hoffnungsreichen Weg; Schaaren gemeiner Abenteurer — wie jede Zeit sie erzeugt — arbeitsscheue Waghälse, oder welche den Zwang der bürgerlichen Ordnung scheuten, Auswürflinge der Gesellschaft zogen jenen nach, unwürdige, doch nicht selten wohlbenützte Werkzeuge großer Unternehmungen. Später suchten auch stille, emsige Bürger, die in der Heimath das Mißgeschick verfolgte, deren Thätigkeit etwa der Zunftzwang oder die Leibeigenschaft hemmte, im fernen Amerika ein besseres Glück; Mißvergnügte aller Art, Flüchtlinge vor Despoten=Arm, vor kirchlicher oder politischer Faktionen=Wuth. Das letzte geschah zumal von der Zeit an, als neben Spanien und Portugal auch andere Staaten, Holland, England, Frankreich u. a. verlangende Blicke nach der neuen Hemisphäre warfen, und Niederlassungen daselbst aus ihrem Schooße zu gründen suchten, Reisen und Auswanderungen dahin veranlaßten, begünstigten oder duldeten.

Vorerst jedoch behaupteten Spanien und Portugal auf alle neu zu entdeckenden Länder ein ausschließendes Recht. So wie früher Portugal zur Begünstigung seiner Unter=

nehmungen nach Osten, so hatte auch Spanien, als es nicht minder stolze Bahn nach Westen brach, vom heiligen Stuhl sich eine Schenkungsurkunde erbeten. Dießmal war es Papst Alexander VI., welcher als Stellvertreter Christi auf Erden, an Ferdinand den Katholischen und an Isabelle, seine königliche Gemahlin, alle Länder und Völker vergabte, die sie entdecken würden, großentheils solche, von deren Daseyn der Papst nicht nur weder Kenntniß noch Ahnung hatte, sondern an deren Daseyn zu glauben (Gegenfüßler) ein früherer Papst bei Strafe des Banns verboten hatte. Damit aber diese reiche Schenkung nicht in Widerspruch gerathe mit derjenigen, welche früher Papst Eugen IV. den Portugiesen gemacht; so zog Alexander (1493) in seiner Machtvollkommenheit eine Linie von Pol zu Pol, hundert Stunden westlich von den Azoren, und sprach aus, daß, welches Land und Meer östlich an dieser Linie liege, das solle der Portugiesen, und welches westlich, das solle der Spanier seyn. Einige abweichende Bestimmungen wurden nachmals in Spezial-Verträgen zwischen den beiden Kronen der Demarkationsbulle noch beigefügt.

Von Hispaniola, auf welcher Insel Kolumbus die erste spanische Niederlassung in Amerika gegründet hatte, gingen bald neue Unternehmungen aus. Diego Kolumbus, nach seines großen Vaters Tod, hatte mit Mühe einen Theil der Gewalt erlangt, welche nach feierlichen Verträgen dem Vater gebührte. Er ordnete den innern Zustand der Kolonie, und ermunterte zur Wiederaufnahme der Entdeckungsplane. Dergestalt wurde jetzt von Hispaniola aus, durch Juan Ponce de Leon, Portorico, und durch Diego Velasquez das große Cuba erobert (1511). Eine gedoppelte Unternehmung, unter Alonso de Ojeda und Diego de Nicuessa, sollte die spanische Macht auf dem Festland gründen.

Aber eine Reihe von Unglücksfällen traf den übel berechneten Zug, und nur ein kümmerlicher Ueberrest unter dem selbstgewählten Anführer Vasco Nugnez de Balboa, gründete mühsam zu St. Maria el Antigua, am Golf von Darien, eine dürftige Niederlassung (1510).

Von einem Kaziken der Gegend erhielt Balboa die Kunde, daß wenige Tagreisen in Süden von seiner Niederlassung ein weites Meer, und an dessen Ufern ein mächtiges Reich sey, erfüllt von Gold und Kostbarkeiten jeder Art. Kolumbus alten Traum verfolgend, glaubte er, hier endlich sey das längst gesuchte indische Meer und das reiche indische Land zu finden, und beschloß die Entdeckung. Ueber das Felsgebirg der Darischen Landenge, über Schluchten und Sümpfe, durch den finstern Urwald hinab und hinan klimmend, unter allen Mühseligkeiten des feindseligsten Klima's und unabläßig den Pfeilen der Eingeborenen preis, erreichte endlich die hartgeprüfte Heldenschaar das Gestade der unermeßlichen Südsee, von deren Fluthen, in die er hineinsprang, und von deren umgebenden Ländern Balboa sofort im Namen des Königs von Spanien anmaßlichen Besitz nahm.

Aber mit einer Reihe herber Kränkungen, endlich mit dem Tod durch Henkershand büßte Balboa für sein schimmerndes Verdienst (1517). Die Unternehmungen auf dieser Seite ruhten jetzt geraume Zeit. Nur ward der Sitz des Statthalters von Santa Maria nach Panama an die Westküste des Isthmus verlegt.

Inzwischen hatte in Norden Juan Ponce de Leon (1512) Florida entdeckt; Franzisco Fernandez, Cordova, gleichfalls nach Kolumbus Plan die westliche Durchfahrt nach Indien suchend, gelangte (1517) an die Halbinsel Yukatan und in die Bai von Campeche, uud Grijalva entdeckte die Küste Neuspaniens, wie er sie wegen ihres

blühenden und angebauten Zustandes nannte, die Provinzen Tabasko, Guaxaka und andere zum großen Reiche Mexiko gehörige Länder.

Kurz zuvor hatte Juan Diaz de Solis (1516) längs der Ostküste Südamerika's die heißersehnte indische Durchfahrt gesucht. Auf dieser südlich gerichteten Reise war er in die Mündung des Rio Janeiro, und später in jene des Rio de la Plata gelangt. Er fuhr eine Strecke den Strom hinauf, ward aber bei einer Landung von den Uferbewohnern erschlagen und aufgefressen.

Balboa und Grijalva hatten den Spaniern die nähere Kunde von Peru und von Mexiko gebracht. Sofort strebte der Unternehmungsgeist nach so reichem Preis. Von Cuba, gesandt von Velasquez, lief am 10. Febr. des 1519ten Jahres Fernando Cortez mit 508 Soldaten (deren Wenigste Musketen trugen), 109 Matrosen, 6 Pferden, einigen Falkoneten und 10 Feldstücken, auf 11 kleinen Schiffen aus, um Montezuma's Reich zu erobern. Nach seiner Landung in Neuspanien verbrannte er seine Schiffe, kühner nach allen Umständen, als selbst der große Alexander und Wilhelm der Eroberer, welche Aehnliches gethan, legte Vera Cruz an, und drang in's Innere. Nach einer Reihe romantischer Heldenthaten, durch Entschlossenheit, Ausdauer und nimmer gebeugten Muth, errang Cortez — begünstigt durch die klug gewonnene Freundschaft des Freistaates von Tlaskala und anderer über Montezuma's Herrschsucht aufgebrachter Stämme — den Sieg über den feigen König, erpreßte von dem Gefangenen die Abtretung des Reichs, und schlug die heldenmüthige Anstrengung der Nation unter Montezuma's Nachfolger Guatimozin mit entscheidenden Schlägen nieder (1521). Ein herrliches, an allen Schätzen der Natur überreiches, mit ansehnlichen Städten besetztes, an Civilisation

und Volkszahl alle bisher entdeckten Gegenden Amerika's weit übertreffendes, unter einer Herrschaft zum kriegerischen Staate vereinbares Land, 500 Meilen lang, und gegen 200 breit, ward also unterjocht durch eine Handvoll Menschen. Cortez fügte noch zu Neuspanien die südlich daran gelegene, große, fruchtbare Provinz Guatimala, welche bis gegen den Golf von Darien reicht, und entdeckte in Norden die langgedehnte, gebirgige — später von Jesuiten angebaute — Halbinsel Californien (1536). Unter emsig betriebenen Entwürfen, von den Küsten der Südsee aus die Fahrt nach Ostindien zu eröffnen, starb der große Cortez (1547) im 62ten Jahre seines Alters.

Weit minder rein, obwohl durch gleich erstaunlichen Heldenmuth errungen, war der Ruhm der Eroberer von Peru. Franz Pizarro, Diego de Almagro und Fernando Luque, der erste der Bastard eines Edelmanns, der zweite ein Findling, der dritte ein Pfaff, erfüllt von dem Geist der Abenteuer und des Raubs, schlossen zu Panama (1524) einen Bund zur Eroberung des mächtigsten Reiches der neuen Welt. Pizarro erhält von Karl V. die Gutheißung des Unternehmens, und die Bestallung als Statthalter des zu erobernden Landes, und fährt aus von Panama (1530) mit drei kleinen Schiffen und 180 Streitern (worunter 36 zu Pferd), welchen später einige kleine Verstärkungen folgten.

Der Streit zweier Brüder, Huascar und Atahualpa, um die Herrschaft über das väterliche Reich — jener beherrschte Cusco, dieser Quito — gab den Thron der Incas so verächtlicher Schaar von Angreifern preis. Atahualpa hatte zwar gesiegt in der Schlacht, und hielt seinen Bruder in Cusco gefangen: aber er fürchtete von jeder Bewegung den Umsturz seiner noch schlecht befestigten Gewalt, und bewarb sich deßhalb ängstlich um die Freundschaft der Spanier.

Pizarro, nachdem er den vertrauenden Atahualpa bei Caxamalka durch den schändlichsten Verrath in Gefangenschaft gebracht (1532), und die Edelsten der Nation geschlachtet, nachdem er als Ranzion für den gefangenen Inca unermeßliche Schätze erpreßt, und endlich doch den unglücklichen Monarchen unter den schlechtesten Vorwänden hingerichtet hatte, eroberte mit leichter Mühe Quito, so wie das prächtige Cusco, und mit denselben das ganze weite Reich.

Die Leiden Perus endeten hiermit nicht. Pizarro, welcher den Sitz der Herrschaft nach dem neu erbauten Lima verlegte (1535), betrog seinen Mitverbundenen Almagro um den ihm gebührenden Antheil an Schätzen und Land. Derselbe sollte erst in Chili sich erkämpfen, was Pizarro in Peru sich zugeeignet. Während er aber daselbst mit Heldenmuth, doch ohne entscheidenden Erfolg, gegen die kriegerische Bevölkerung jenes Landes stritt, erhob sich in Peru ein allgemeiner Aufstand gegen die tyrannischen Eroberer. Viele zerstreute Haufen der Spanier wurden aufgerieben, Cusco und Lima von unübersehbaren Heerhaufen belagert. Der zurückkehrende Almagro zieht zwar als Sieger in Cusco ein, aber er behält es für sich, aus den königlichen Gewaltsbriefen beweisend, daß die Stadt in den Grenzen seiner und nicht Pizarro's Statthalterschaft liege. Pizarro, nachdem er die Belagerer Lima's geschlagen, trägt feindliche Waffen gegen den oft betrogenen Freund, schlägt ihn in blutiger Schlacht, nimmt ihn gefangen und läßt ihn, den tapfern, redlichen, kranken Greis, sterben durch Henkershand (1538).

Aber nicht lange genoß er die Früchte so schändlicher That. Eine Verschwörung wurde gegen ihn angesponnen unter dem Namen des jungen Sohnes von Almagro, und Pizarro, in seinem Pallast zu Lima, fiel durch das Schwert von Meuchelmördern (1541). Noch öfters erneuerten sich die

Gewaltthaten und Blutscenen in Peru, bis die gesetzlose Rotte der Eroberer allmählig aufgerieben, und ihre Stelle eingenommen war durch Freunde der geselligen Ordnung.

Um dieselbe Zeit, als Cortez Mexiko eroberte und Pizarro über die Eroberung Peru's brütete, hatte die erste Weltumseglnng durch die Schiffe Ferdinand Magelhaens statt. Am 10. Aug. 1519 segelte derselbe aus dem Hafen von Sevilla, über die Kanarien an die amerikanische Küste, fuhr, wie de Solis, vergebens in die Mündung des La Plata, drang aber weiter zum 48sten Grade südlicher Breite, wo er unter tausend Mühseligkeiten überwinterte, dann zum 53ten Grad, wo er endlich den Eingang einer Meerenge fand, die er nach seinem Namen benannte, und in zwanzigtägiger Mühe und Gefahr glücklich durchfuhr. Durch die unermeßliche Südsee, die jetzt seinem Blick sich öffnete — wegen des fortwährend guten Wetters von ihm die stille oder friedfertige See genannt — segelte er 3 Monate und 20 Tage, ohne Land zu erblicken. Endlich gelangte er zu den Ladronischen Inseln, und hierauf zu den Philippinen, auf deren einer die Eingeborenen ihn erschlugen. Aber die Reise ward fortgesetzt unter andern Anführern. Die Spanier landeten zum Erstaunen der Portugiesen auf Tidore, einer der Molukken (8. Nov. 1521). Von hier aus kehrte das einzige Schiff, welches die See noch zu halten vermochte, auf der von den Portugiesen geöffneten Straße, um's Kap der guten Hoffnung nach Spanien heim, und erreichte St. Lucar am 7. Sept. 1522, drei Jahre und 28 Tage nach der Abfahrt von Sevilla.

Aber die Portugiesen widersetzten sich dem Handel der Spanier mit den Molukken: die Spanier dagegen vermeinten, die Inseln lägen schon außerhalb der vom Papst für Portugal gezogenen Demarkationslinie. Nach verschiedenen Unter-

handlungen verkaufte endlich Karl V. an Portugal seine Ansprüche auf die Molukken; die Philippinen dagegen blieben im spanischen Besitz, und bald ward zwischen ihnen und Mexiko ein regelmäßiger Verkehr gegründet.

Fortsetzung der Entdeckungen. Aufsuchung einer nähern Fahrt nach Indien.

Von den Hauptniederlassungen der Spanier in Nord und Süd des neuen Welttheils schritt die Entdeckung natürlich fort in die angränzenden Länder. Also ward von Neuspanien oder Altmexiko aus das reiche Gebiet von Neumexiko und Neunavarra entdeckt (um 1583). Von Peru aus ward Chili, trotz der Tapferkeit seiner Bewohner, allmälig bezwungen, und die Stadt St. Jago — Sitz der Gewalt — erbaut (von 1541 — 1550). Schon früher, auf einem Entdeckungszug, welchen Gonzalo Pizarro von Quito aus über die Anden gethan, ward von ihm selbst vieles Land der Terra ferma, von Orellana aber, der ihn treulos verließ, auf einem schwachen Boot das Uferland des Napo, der sich in den Marannon mündet, und weiter dieser Marannon selbst bis zu seinem Ausfluß in's Atlantische Meer, 1500 Stunden Weges entdeckt.

Doch blieb das Innere dieses unermeßlichen Binnenlandes lange unerforscht, daher für die Phantasie der Abendländer ein freier Raum, ein wahres Wunder- und Fabelland. Dagegen trat das Land vom Orinoko bis Darien durch viele Niederlassungen in Klarheit hervor; der herrliche Hafen Carthagena, dann Santa Marta, Cumana, Carracas, und auf hoher Bergplatte Santa Fé de Bogota, mit vielen andern, zierten und beherrschten das weit ausgedehnte, unter den Namen Guiana, Venezuela, Neu-

Granada und der im engern Sinn also geheißenen Terra ferma bekannte Land.

Auch längs des La Plata-Stromes — obschon de Solis Unglück eine Zeitlang von Entdeckungen abhielt — gründeten die Spanier ihre Macht. Unter vielen Schwierigkeiten gedieh und erstarkte die Kolonie von Buenosayres, und allmälig wurden die weiten Provinzen von Tucuman und Paraguay, alles Land bis Chili, Peru und Brasilien dem spanischen Scepter unterthan.

Die reichsten Länder waren entdeckt. Kaum vermochte das Mutterland genug Menschen herzugeben, um sie auf's nothdürftigste zu besetzen und anzubauen. Jenseits ihrer Grenzen waren meist unwirthbare Regionen, nur kargen Lohn verheißend dem Entdecker; zum Theil durch die traurigste Natur abschreckend, ja fast unzugänglich. Ein mächtiges, allgemein wirkendes Motiv hat auch in diese Gegenden das Licht getragen; es war der unvertilgbare Wunsch, einen bequemern oder nähern Weg zu finden nach der Krone der Handelsländer, nach Indien.

Die Fahrt um's Kap der guten Hoffnung, von den Portugiesen eifersüchtig bewacht, und ohnehin äußerst langwierig und mühsam, befriedigte das Bedürfniß nicht. Magelhaens Straße war gefahrvoll und schreckte ab (wie auch der später entdeckte Weg südlich am Feuerland durch le Maire's Straße) durch ungeheure Länge. Man kam immer auf Kolumbus Ideen zurück. Eine westliche Durchfahrt, und wie man diese Hoffnung aufgeben mußte, eine nordwestliche, endlich eine nordöstliche, war das Ziel des Strebens aller großen, seefahrenden Nationen. Diesem Streben hat die Erdkunde eine vielfache Bereicherung zu verdanken.

Indessen sind die auf solchen Entdeckungsreisen aufgefundenen Länder mehr nur für die Wissenschaft der Erd-

kunde als für die Geschichte merkwürdig. Selbst den Glanz des Handels, da das Hauptziel unerreicht blieb, haben sie nur wenig geändert. Wir übergehen sie also.

Langsam, unter mühseligem Ringen gegen die noch wilde Natur und gleich wilde Menschen, bildeten sich auf den Küsten der jetzt so herrlichen Nordamerikanischen Freistaaten dürftige europäische Niederlassungen. Auf Virginien, welches Walter Raleigh (1585) zur Ehre seiner unvermählten Königin also nannte, und in Karolina schon früher (um 1560) von den Franzosen nach ihrem Karl IX. also geheißen, nahmen die ersten Kolonien ein trauriges Ende. Jakob I. von England ermunterte (1606) durch Verleihung des Eigenthumsrechts und großer Freiheiten zur Wiederholung der Versuche, und zwei Gesellschaften, die Londoner und die von Plymouth, übernahmen den Anbau, jene von Karolina, Virginien und Pensylvanien, diese von Neuengland, oder dem nördlich an den vorigen gelegenen Land.

Zu derselben Zeit erneuerten die Franzosen ihre Anpflanzungsversuche in Acadien und Canada. Die Unruhen in England begünstigten die Auswanderungen nach der neuen Welt. Unter Karl I. ward Maryland — von Lord Baltimore zur Ehre der Königin Marie also geheißen — angebaut. Eine Niederlassung folgte der andern; schon war Massachusset, Rhodeisland, Connektikut gegründet; sie vereinigten sich 1643 unter dem Namen Neuengland zur gemeinschaftlichen Vertheidigung; doch waren alle noch schwach, und litten sowohl durch das Klima, als durch Mängel ihrer Einrichtung vielfältige Bedrängniß. Allmälig wurden die Engländer vorherrschend auf der ganzen Küste. Nur die Franzosen behaupteten ihren Sitz. Das Aufblühen aller dieser Kolonien geschah jedoch erst im folgenden Zeitraum. Die Mühe des Anbaues verspätete, aber befestigte sodann

auch ihr Gedeihen. Den Pflanzern mußte ein gewisser Grad von Freiheit gewährt werden, welcher das Erstarken der Kolonien zu selbstständigen Staaten vorbereitete. Schon 1634 wurde ein der Verfassung des Mutterlandes nachgebildetes Repräsentativsystem darin eingeführt. Cromwell (1655) vermehrte die Besitzungen Englands in Amerika durch Eroberung der großen Insel Jamaika; schränkte aber den Handel der Kolonien durch die Navigationsakte ein.

Herkunft der Amerikaner.

Die Völker Amerika's stellen sich, einige kleine Varianten bei Stämmen, deren besondere Abkunft zu Tage liegt, ausgenommen, als insgesammt einer Raçe angehörig, und, obschon über alle Klimate und Zonen dieses langgestreckten Kontinents verbreitet, dennoch in allen Hauptcharakteren unter sich ähnlich und gleichförmig, dabei wesentlich verschieden von allen Raçen der alten Welt dar. Vom nördlichen Polarkreis bis in die Nähe des südlichen, in der kalten, gemäßigten und heißen Zone erblicken wir da überall dieselbe Kupferfarbe — mit nur geringen Nuançirungen, nach der Höhe des Bodens oder seiner Breite, oder nach andern klimatischen und örtlichen Umständen. Ueberall durch den ganzen Welttheil (abermals einige wenige Ausnahmen abgerechnet) ist der Amerikaner groß von Gestalt, von starkem und wohlgeregeltem Gliederbau, mit höchst seltenen Beispielen von Mißwachs oder Verunstaltung. Sein Haupthaar, durch alle Zonen, ist schwarz, lang, grob, straff und glänzend, der Bart dünn und regellos in Büscheln stehend, die Stirne nieder, der Winkel der lang gespaltenen Augen schräg gegen die Stirne zulaufend, die Augenbraunen und Augenknochen hervortretend. Hiezu eine stumpfe Nase, aufgeworfene Lippen, gedrängte und spitze Zähne, ein ziemlich breites Gesicht, doch mit hervorspringen-

den Zügen, tiefe Augenhöhlen, glatte Schläfe und ein stark rückwärts gebogenes Stirnbein; endlich ein sanfter Zug um den Mund, in seltsamem Kontrast mit dem düstern oder gefühllosen Blick. Diese Charaktere, wovon zwar einige mit jenen der mongolischen Raçe übereinstimmend, mehrere jedoch davon wesentlich abweichend sind, werden von denjenigen, welche die Lehre von einem gemeinsamen Stammvater aller Menschen verwerfen, als Beweis dafür, daß die Amerikaner eine gesonderte, ihrem Erdtheile eingeborene Raçe seyen, aufgestellt. Doch so lang es möglich ist, die Verschiedenheiten der Raçen aus den Einwirkungen des Bodens und Klima's zu erklären, so lang ein möglicher Weg der Verbindung oder des Fortrückens der Stämme gezeigt werden kann, wäre es kleinmüthig, wegen Mangels bestimmter, historischer Nachweisungen, oder wegen erscheinender Verschiedenheiten in Gestalt und Farbe eine Lehre aufzugeben, welche der Humanität und dem Rechte zur stärksten Stütze dient, und fast als Postulat der Vernunft sich geltend macht.

Ein Blick auf die Karte zeigt uns nicht nur den möglichen, sondern den leichten, ja den nach unzweifelhaften, historischen Denkmalen wirklich und oft gebrauchten Weg der Verbindung zwischen Asien und Amerika. Die Behrings- oder Cooks-Straße im tiefen Norden, eine schmale, durch ein Paar Inseln noch unterbrochene, und durch einen großen Theil des Jahres mit dichtem Eis bedeckte Meerenge, leitete und leitet noch die wilden Jäger des Tschuktschen Landes in den benachbarten amerikanischen Kontinent, und weiter südlich bilden die in weitem Bogen von den Japanischen Inseln und von Kamtschatka in Asien bis zur Halbinsel Alaschka in Amerika sich hinziehenden Inseln und Inselgruppen, die Kurilischen, die Aleutischen und Fuchs-Inseln eine fortlaufende, von der Natur gebaute Brücke

der Uebersiedlung. Viele auffallende Aehnlichkeiten der Sprache, der Sitten u. s. w. zwischen den Stämmen des nordöstlichen Asiens und des nordwestlichen Amerika's, und die unter den Völkern der neuen Welt weit verbreiteten Sagen und Denkmale von Einwanderungen aus nordwestlich gelegenem Land, endlich die, ungeachtet der bunten Verschiedenheit der zahllosen amerikanischen Sprachen, dennoch bei vielen (selbst im Innersten des Kontinents und in den südlichsten Regionen herrschenden) zu erkennende Uebereinstimmung in charakteristischen Grundlauten und Namen mit den Sprachen der asiatischen Zunge, erheben jene Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß mehrere Ströme der Auswanderung aus Hochasien, aus der Mungalei und Tungusien, wohl auch aus Japan und den Kurilen über Amerika sich ergossen. Auch Stämme der Finnen, Ostjaken und Permier sind über die Behringsstraße bis Grönland — ja, wie die charakteristischen Züge der Puelches zu beweisen scheinen — bis Chili gezogen. Diese Bewohner eines der südlichsten Theile von Amerika, wie Esquimaux im tiefsten Norden, zeigen nämlich die auffallendste Aehnlichkeit mit den Samojeden, während der vorherrschende Charakter aller andern amerikanischen Völker der mongolische ist. Es mag übrigens dieses Geschlecht der Esquimaux auch in westlicher Richtung nach dem Nordosten Amerika's gekommen seyn, so wie Normännische Abenteurer denselben Weg dahin in späterer Zeit gefunden; und nichts hindert die Annahme, daß auch andere europäische und auch afrikanische Schwärme, daß auch Sinesische und Malayische Seefahrer, in verschiedenen Zeiten an verschiedene Punkte des neuen Kontinentes getrieben, durch gesonderte Fortpflanzung oder durch Vermischung mit den Eingebornen den Grund zu eini-

gen der auffallendsten Varianten in dem sonst gleichförmigen Gemälde der amerikanischen Stämme gelegt haben.

Zustand der Amerikaner zur Zeit der Entdeckung.

Bei der Schilderung des Zustandes der amerikanischen Völker zur Zeit ihrer Entdeckung ist nothwendig, jenen der ganz wilden, welche die weitaus vorherrschende Masse bildeten, von dem einiger weniger, die auf der Bahn der Civilisation bereits mehrere Schritte gethan hatten, wohl zu unterscheiden. Sowohl die Züge jener Wildheit, als der ganz eigenthümliche Charakter dieser Civilisation mögen hier eine flüchtige Würdigung finden.

Im Allgemeinen erblicken wir zur Zeit der Entdeckung Amerika's, durch die vereinte Wirkung der klimatischen Einflüsse und des Mangels an Anbau, die Raçe seiner Eingebornen körperlich schwach, träg, großer oder anhaltender Kraftäußerung unfähig, und selbst in denjenigen Lebenstrieben, welche sonst allenthalben die heftigsten sind, zumal in der Geschlechtsliebe, verglichen mit den Bewohnern des alten Kontinents, auffallend lau und unvermögend; doch dabei, je nach Umständen und Lebensweise, diejenigen Sinnwerkzeuge, auf deren Dienst, bei dem Mangel geistiger Ausbildung und gesellschaftlicher Anstalten, die Erhaltung des Daseyns und die Verbesserung des Zustandes vorzüglich beruht — wie das Gesicht und Gehör bei Jagdvölkern — in ganz ausnehmendem Grade geschärft und kräftig. In der Sphäre der intellektuellen und moralischen Kraft sehen wir gleichfalls die kleine Zahl von Begriffen, welche vom engen Kreis ihrer Tagsbedürfnisse und einförmigen Erfahrungen umschlossen sind, bei ihnen klar und lebendig: auch die Naturtriebe, welche allernächst auf die eigene Erhaltung und auf jene der Gattung abzielen, oder welche mit der thierischen Natur in Verwandtschaft stehen —

wie die Liebe zu den Kindern, die Selbstliebe, Rachsucht, Lust der Unabhängigkeit — instinktartig bei ihnen wirksam. Aber im Ganzen ist der Charakter ihres geistigen und moralischen Zustandes, Armuth an Vorstellungen und Ideen, Unempfänglichkeit für übersinnliche oder abstrakte Begriffe, thierische Gedankenlosigkeit, Mangel an Vorsicht, Unlust an geistiger Thätigkeit, völliges Dahingeben an augenblicklichen Sinnengenuß und kindisches Spiel, Leichtgläubigkeit, stupider Aberglaube und selbstzufriedene Indolenz. Dabei der vollendetste Egoismus, Hartherzigkeit, Gefühllosigkeit gegen Mitmenschen und Thiere, Grausamkeit, Tücke, Verschlossenheit und düsterer Sinn. Selbst die scheinbar guten Eigenschaften des Wilden wurzeln nur auf unedlem Grund. Die Liebe zu seinen Kindern ist blos physischer Instinkt. Die Anhänglichkeit an den Stamm, die lebendige Theilnahme des Wilden an allen Leidenschaften und Interessen der Gemeinde, daher die Tapferkeit im Krieg, die Verachtung der Gefahr und des Todes sind blos Aeußerungen der Selbstliebe, welche, bei so kleinen Verbindungen wie die eines Geschlechts oder Stammes, in allen Gesammtinteressen auch das eigene deutlich erkennt und fühlt, daher auch als eigenes verfolgt. Sogar die Freiheitsliebe, welche man mit Enthusiasmus an den Wilden gepriesen, und welche in der That viele Tausende, als die Europäer sie in's Sklavenjoch spannten, aus Verzweiflung sterben machte oder zum Selbstmord trieb, ist keine reine, aus Ideen entsprungene, durch's Rechtsgefühl geläuterte Liebe: sie ist mehr nur Instinkt, Reiz der Gewohnheit, Trotz und physisches Erliegen — wie man wohl auch an eingesperrten Thieren wahrnimmt — unter den Qualen des Zwangs.

Gleich unerfreulich wie das Bild des einzelnen Wilden ist jenes seiner gesellschaftlichen Verhältnisse und Ein-

richtungen. Selbst das Natur-Verhältniß der Familie gelangt bei ihm nimmer zur schönen, rein menschlichen Gestalt. Noch mangelhafter und unfruchtbarer ist der politische oder bürgerliche Verein. Ohne Ahnung der höhern Zwecke solcher Verbindung, ohne Grundeigenthum, Industrie und lebensverschönernde Kunst, ohne sympathetische Neigungen und wechselseitiges Bedürfniß ist der Wilde — wo er nicht instinktartig einem gebornen Führer oder Aeltesten des Stammes folgt, oder durch Aberglauben unter's Joch gebracht, oder durch Schrecken und Gewalt gebändigt worden — sein eigener, alleiniger Herr und Knecht, nichts von Andern verlangend, so wie er hinwieder denselben nichts gibt, allenthalben wegen seiner Erhaltung und Genüsse blos auf sich selbst vertrauend, ein Feind jeder Abhängigkeit, nichts wissend von Gehorsam. Daher finden wir bei den Wilden — obige Ausnahmen abgerechnet, worin gewöhnlich Despotie emporkömmt — das Band der bürgerlichen Gesellschaft äußerst lose, und nirgends jene Segnungen gekannt oder gesucht, welche die Frucht einer wohleingerichteten politischen Vereinigung sind.

Zu diesen Mängeln des bürgerlichen Zustandes gesellten sich bei den Amerikanern noch zwei besondere Gebrechen von tiefgehender, jeden Fortschritt hemmender Wirkung. Sie kannten die Zähmung nutzbarer Thiere, und die Bearbeitung des Eisens nicht. Es verdient Bewunderung, daß die Amerikaner ohne Hilfe metallener Instrumente gleichwohl Bäume zu Canots auszuhöhlen, und verschiedene Geräthschaften zu verfertigen wußten. Scharfe Steine, spitze Knochen, hölzerne Werkzeuge, im Feuer gehärtet, vertraten die Stelle des Eisens. Auf dieselbe Art verschafften sie sich tödtende Lanzen und Pfeile.

Insbesondere von den Mexikanern und Peruanern.

Es ist begreiflich, daß nicht alle Stämme des weiten Amerika auf gleich tiefer Stufe sich befanden.

Zwei Völker aber waren allen anderen bereits weit vorangeschritten, und fordern daher eine gesonderte Betrachtung. Die Mexikaner und das Volk von Peru.

Laut den in Alt- und Neumexiko und noch weiter verbreiteten Sagen, laut den in den Tempeln des ersten aufgefundenen hieroglyphischen Gemälden, welche für sich selbst eine der interessantesten Proben der mexikanischen Kultur sind, endlich laut manchen andern im Lande vorhandenen Monumenten, zumal Trümmern, sind in verschiedenen, zum Theil sehr entfernten Epochen nördliche und nordwestliche Stämme in das Land Anahuac, wie der uralte Name des Landes gelautet, eingezogen, und haben Gesittung und Künste unter die Wilden gebracht. Zumal thaten dieses im 13ten Jahrhundert die Azteken, die eigentlichen Gründer des Reichs, welches Montezuma beherrschte, und dessen Hauptstadt, Mexiko, in der aztekischen Sprache die Wohnung des Kriegsgottes, Mexitli oder Huitzlipochtli, bezeichnet.

Weniger durch friedliche Kunst als durch Kriegsmuth ausgezeichnet, befestigten gleichwohl die Azteken oder eigentlichen Mexikaner die Fortdauer der Kultur durch Gründung eines weiten Reiches, welches, anfangs unter mehreren Häuptern, dann aber (seit 130, oder nach einer andern Berechnung seit 197 Jahren vor der Eroberung des Reichs durch Cortez) unter einem Monarchen stand. Derselbe wurde durch Wahl ernannt, und von solchen Wahlherrschern war Montezuma der neunte.

Die Form des Reiches war der eines europäischen Feudalreiches in den Zeiten des Mittelalters nicht unähnlich.

Der Monarch, bei allem Glanz, der seinen Thron umgab, bei allen Aeußerungen der tiefsten Unterwürfigkeit, womit die Größten sich ihm nahten, war gleichwohl sehr eingeschränkt durch die Vorrechte eines stolzen und mächtigen Adels, welcher seinerseits über das gemeine Volk eine drückende Herrschaft übte. Dreißig Häupter vom ersten Rang, worunter zumal die Fürsten von Tezeuko und Tacuba, geboten jeder über eine Zahl von etwa 100,000 Gemeinen; unter ihnen erhoben dreitausend Edle des zweiten Ranges ihr immer noch stolzes Haupt. Ohne die Beistimmung der Häupter konnte nichts Wichtiges, weder im Krieg noch im Frieden, geschehen, und sechs Wahlfürsten vergaben — zwar meist an einen Sprößling des regierenden Hauses, doch immer nur an den, welcher ihnen der würdigste schien — den erledigten Thron. Alle Edlen jedoch folgten im Krieg der Standarte des Reichs, und zahlten den Monarchen nach Maßgabe des Umfangs ihrer Ländereien einen größern oder kleinern Tribut.

Diese Ländereien wurden theils als volles Eigenthum und erblich besessen, theils blos nutznießlich, als verbunden mit einem Amt oder mit einer Würde. Die Masse des Volkes jedoch erhielt, blos nach Bezirken vertheilt, und nach der Anzahl der Familien in jedem Bezirk, eine verhältnißmäßige Menge Landes zum gemeinschaftlichen Anbau und Genuß.

Die Theilnehmer solcher Verbrüderungen (oder Calpullee's) galten inzwischen noch für frei. Es gab aber neben ihnen eine große Menge von wirklichen Sclaven, Mayeques genannt, in ihrem Loos theils den an die Scholle gebundenen Leibeigenen der europäischen Feudalstaaten, theils den häuslichen Sclaven des Alterthums ähnlich, eine so tief erniedrigte Menschenklasse, und so wenig beschützt durch das Gesetz, daß man sie ungestraft tödten konnte.

Ein frühzeitiges Verderbniß hatte sich demnach der Ge-

sellschaftseinrichtungen der Mexikaner bemächtigt, und es ward dadurch das Gute meist unwirksam, welches auf andern Seiten emporgekommen. Wir rechnen zu solchem Guten die Erbauung ansehnlicher Städte, welche wir in den meisten Provinzen Mexiko's durch Gewerbfleiß und Volkszahl und öffentliche Anstalten blühend, und durch den von ihnen ausgehenden Verkehr weite Gegenden umher belebend erblicken. Mexiko selbst, mit wenigstens 60,000 Menschen und vielen großen, zum Theil prächtigen Gebäuden, Dämmen und Schleußen, nimmt darunter die erste Stelle ein. Die Bürger dieser Städte waren — was einen bedeutenden Fortschritt in der Industrie andeutet oder erzeugen mußte — in verschiedene Klassen, nach den Gewerben, getheilt, und die Theilung der Arbeit führte nothwendig zu deren Vervollkommnung.

Auch die Einrichtungen einer verfeinteren Staatskunst, geordnete Tribunale für bürgerliche und peinliche Fälle, regelmäßige — freilich nicht in Geld, sondern in Produkten und von den Aermern in Arbeit zu entrichtende — Auflagen, auf Grund, Gewerbfleiß und Genuß, dann verschiedene Polizeianstalten, welche damals noch in vielen europäischen Reichen fehlten, eine Art von Staatsposten, Wasserleitungen, Straßenreinigung und Beleuchtung bezeichnen die begonnene Vervollkommnung des gesellschaftlichen Zustandes.

Mit dieser Vervollkommnung jedoch standen noch manche Ueberreste der tiefsten Barbarei in häßlichem Kontrast. Dahin gehören die kannibalische Wuth der Mexikaner im Kriege, das Verzehren des Fleisches ihrer gefangenen Feinde, das Schlachten der eigenen Bürger bei der Begräbnißfeier der Häupter, der geringe Verkehr zwischen Provinz und Provinz, die Unbekanntschaft mit gemünztem Geld, dessen Mangel die vielgebrauchten Kakaobohnen sehr unvollständig ersetzten, und vor allem die barbarischen Religionsgebräuche, die, aus der

Idee von bösen Gottheiten entsprungen, überall ein düsteres und grausames Gepräge trugen, das Blut von Menschenopfern für die Altäre forderten, und statt Sänftigung des Charakters eine unheilbare Verwilderung erzeugten.

Dasselbe doppelseitige Bild gibt uns der Kulturzustand des peruanischen Reiches; aber der geschichtliche Ursprung seiner Gesittung ist in noch größere Dunkelheit als jener der mexikanischen gehüllt. Vierhundert Jahre lang vor Pizarro, also rühmten die Peruaner, auf Treue und Glauben ihrer Quippo's, oder Knoten von farbigen Bändern, welche bei ihnen die Stelle der Schrift, freilich höchst kümmerlich, vertraten, habe das Reich unter zwölf Monarchen geblühet. Früher sey das Land wild, das Volk versenkt in tiefe Barbarei gewesen. Da erschien plötzlich an den Ufern des See's Titicaca, Monco-Capac mit seiner Schwester und Gattin, Mama-Ocollo, die Kinder der Sonne, und lehrten die Eingebornen, Manco die Männer, Mama die Weiber, friedliche Kunst und menschliche Sitte. Die Bilder der Ungeheuer, vor welchen sie als Göttern gekniet, wurden jetzt umgestürzt, ein Tempel der Sonne gebaut, und dieses wohlthätige Gestirn, die Quelle des Lichts und des Lebens, mit sanften, der dankbaren Liebe entsprechenden, Gebräuchen verehrt. Alle Gesetze und Einrichtungen Manco-Capacs und seiner Nachfolger athmeten Menschlichkeit und sanfte Sitte; sie wurden im Namen der Sonne, des göttlichen Vaters der Inca's, gegeben; sie zu übertreten, wäre nicht bürgerliches Verbrechen allein, es wäre Empörung gegen den Willen Gottes gewesen. Nicht auf die Umwohner der Gegend, wo der himmlische Lehrer zuerst erschienen, beschränkte er sein segenreiches Wirken. Mit eindringlicher Stimme lud er auch die entfernteren Stämme zur Unterwerfung unter den Dienst der Sonne ein, und seine Nachfolger setzten sein Werk, auch

durch Waffen, wo Ueberredung nicht gelang, mit dem größten Erfolge fort. Das schwellende Reich der Inca's war unter dem zwölften seiner Monarchen, Huana-Capac, auf dem Gipfel der Größe und Macht. Von Cusko (oder Cuzko), wo die Wiege desselben gewesen, bis jenseits Quito — die allerjüngste Eroberung — mehrere hundert Meilen Weges, erstreckte sich seine Herrschaft. Hundert Völker verehrten sein Wort. Da veranlaßte Huana-Capac durch Theilung seiner Länder (der Liebling, Atahualpa, welchen ihm nicht eine Tochter der Sonne, sondern eine Fremde geboren, sollte über Quito, der ächt- und Erstgeborne, Huascar, nur über Cusko herrschen) Bruderzwist und Bürgerkrieg, und hierdurch bei dem gleichzeitigen Einfall des Räubers Pizarro den Untergang des Reichs.

Trotz der reizenden Beschreibungen der Inca's-Verfassung, die wir von dichterischen Geschichtschreibern erhalten haben, stellt sich dem unbefangenen Forscher der Zustand des peruanischen Reiches unter den Incas als wenig beneidenswerth und in den Hauptzügen barbarisch dar. Die, ursprünglich vielleicht väterliche, Gewalt der Sonnen-Kinder äußerte sich bald als unbedingte, selbst tyrannische Despotie. Der Wink des Monarchen war das höchste und einzige Gesetz, die geringste Uebertretung schien der Todesstrafe würdig, und ohne Weigern litt die Bevölkerung einer ganzen Provinz den Tod wenn der Herrscher zürnte. Man nahte sich ihm nur mit Zittern und mit Tributen in der Hand, und wenn er starb, wurden Tausende der Unterthanen auf seinem Grabe geschlachtet. Neben den fremdlichen Gebräuchen, womit der wohlthuende Gott verehrt ward, der Darbringung der Erstlinge von den Früchten des Feldes und des Gewerbfleißes, finden wir auch die Einsetzung der gräßlichsten Strafe für die Sonnenjungfrau, die ihr Gelübde gebrochen, für ihren Verführer

und für ihr ganzes Haus; und troz der Sorgfalt, womit der Ackerbau durch Gesetze und Anstalten begünstigt ward, sehen wir gleichwohl die Peruaner rohes Fleisch und Fische, ja auch Erde verzehren, wie es die Rohesten der Wilden thun.

Ihre gemeinschaftliche Bebauung der jährlich neu vertheilten Felder zeigt uns ihren gesellschaftlichen Zustand noch auf der untersten Stufe. Wie in Mexiko, schmachtete eine große Zahl des Volkes, die Yanaconas, in vollkommener Sclaverei, und die geordnete Stufenfolge des Rangs bis zu den Sonnenkindern hinauf befestigte die Herabwürdigung der Mehrheit. Im weiten Reich war — bevor Quito erobert ward — Cusco die einzige Stadt. Auch ihre Tempel und übrigen Prachtgebäude, und was man sonst von ihren Kunstwerken gepriesen, sinkt unter das Mittelmäßige herab, sobald die Kritik die Uebertreibung, die in den emphatischen Beschreibungen der Eroberer herrscht, mit ihrem nüchternen Blick erschaut. Peru erscheint nach dem allem, zwar in einigen Beziehungen noch interessanter, doch im Ganzen minder civilisirt als Mexiko.

Behandlung der Amerikaner. Spanische Verwaltungsgrundsätze.

Ueber diese beiden Völker sowohl als über alle andern der neuen Welt (die wenigen ausgenommen, von welchen die Unwirthbarkeit oder Unzugänglichkeit ihres Bodens die Eroberer Amerika's entfernt hielt) erging, bald nach der Entdeckung, ein herbes Loos. Viele erlitten den Untergang, die übrigen wenigstens harte Unterdrückung, dabei eine völlige Umstaltung aller ihrer Verhältnisse und einen plötzlichen Stillstand, dann einen gewaltsam veränderten Gang ihrer theils begonnenen, theils naturgemäß vorbereiteten Entwicklungsgeschichte.

Ungerührt durch die stille Harmlosigkeit der Indianer (also nannte man die Eingebornen des fälschlich für Indien gehaltenen Welttheils) machten die Spanier sofort ihre Ueberlegenheit an Kraft, Klugheit und Waffen als Titel der Herrschaft geltend, und forderten Knechtsdienst, theils in den Plantagen, wo Boden und Lage zu solchen einlud, mehr aber in den eifrigst geöffneten Schachten der gold- und silberreichen Gebirge. Dieses Loos traf allererst die Bewohner der schon von Kolumbus entdeckten Antillen, zumal der großen Insel Hispaniola, worauf die Hauptniederlassung der Spanier und der Sitz des Statthalters war. Die Indianer, durch solche Mißhandlung empört, griffen endlich zu den Waffen, erlagen aber schnell im ungleichen Kampfe gegen die scharfen europäischen Schwerter, gegen die donnernden Feuerschlünde, gegen die mächtigen Rosse und die zur Menschenjagd abgerichteten Hunde. Jetzt ward ihr Joch noch härter: außer den Arbeiten forderte man von ihnen schweren Tribut, und endlich überließ man sie, in größere und kleinere Loose vertheilt, sammt den Bezirken, worin sie wohnten, an die Pflanzer, Krieger und Abenteurer zum völligen oder wenig beschränkten Eigenthum. Vergebens eiferten zumal die Dominikaner — deren Missionsgeschäft dadurch erschwert ward — gegen so unchristliche Mißhandlung, vergebens machte der edle Bartholomäus de las Casas, welcher demselben Orden angehörte, zum Zweck seiner ganzen Lebensmühe durch Lehren, Vorwürfe, Bitten und Unterhandlungen das gekränkte Menschenrecht zu retten: sein zwölfmaliges Durchfahren des Oceans und ein fünfzigjähriger, rastloser Kampf gegen die Unterdrücker, hatte nur theilweise, kurz vorübergehende Erleichterung zur Folge. Die Ripartimientos blieben; nur wurden — wohl gute, doch wenig beobachtete — Vorschriften ertheilt, zur Hintanhaltung des Mißbrauchs, und

zur Beschränkung des Rechts der Herren. Auch wurden (wovon, wie man behauptet, las Casas selbst die Schuld trägt), angeblich zur Erleichterung der schwachen Indianer, Schaaren von Negersclaven, ein härterer und, wie man sagte, wegen Bosheit der Sclaverei würdigerer, auch bereits in der Heimath derselben gewöhnter Menschenschlag, nach Amerika geführt, und jener, Gott und die Natur beleidigende, regelmäßige Menschenhandel mit der Küste von Afrika eingeleitet, welcher den schwersten Fluch über diesen Welttheil gebracht, und, ohne Gewinn für die Indianer, blos die Anzahl ihrer Leidensgefährten vermehrt hat.

So groß war der Druck, so verderbend seine Wirkung auf die des freien, arbeitlosen Lebens gewöhnten Indianer, daß die Bevölkerung von Hispaniola, die man zur Zeit der Entdeckung auf eine Million Häupter schätzte, binnen 15 Jahren auf 60,000 herabsank. Jetzt schleppten die Menschenräuber 40,000 frische Arbeiter aus den Lukai'schen Inseln herbei; und neun Jahre später waren überhaupt nur noch 14,000 zu zählen.

Auch auf dem Festland, sowie die Entdeckung und Eroberung voranschritt, fand solche Mißhandlung der Eingebornen statt. Zu den Mordscenen des Kriegs, zu den noch verheerendern Wirkungen der Sclaverei gesellten sich Hunger und Seuchen. Sie fraßen Diejenigen, welche der Gewalt ihrer Peiniger zu entrinnen, in Wildnisse und Wälder flohen; unter Allen aber wüthete die von den Europäern erhaltene, und in der Verpflanzung zehnmal furchtbarere Pest der Kinderpocken. Wer will die Schlachtopfer so mannigfaltiger Todesarten zählen? — Schon als Pizarro in Peru wüthete, klagten die Menschlichern seiner Landsleute, daß die Tyranei der Spanier bereits zehn Millionen Amerikaner gewürgt habe, und viele Schriftsteller behaupten, daß im Ganzen sieben

Achttheile der amerikanischen Bevölkerung ihren Untergang in den Folgen der Entdeckung gefunden.

Der Fluch so unerhörten Würgens liegt jedoch nicht eigentlich auf der spanischen Regierung, als welche vielmehr fortwährend und eifrigst durch Gesetze und Anstalten ihre amerikanischen Unterthanen beschützte. Schon im Jahre 1542 hatte Karl V. durch ein umständliches Gesetz, leges nuevas, die Frucht der reichsten und vielseitigsten Erwägung, feierlich und als endliche Bestimmung die Freiheit der Indianer ausgesprochen. Sie sollten wie alle übrigen Unterthanen der Wohlthaten eines gleichen Rechtes genießen, keine gezwungenen und keine unbezahlten Dienste den Eroberern thun, alle ihre Leistungen sollten durch's Gesetz und durch Vertrag bestimmt seyn. Allein durch diese milde, später noch oft wiederholte, Verfügung bekamen sie doch ihre als Eigenthum der Pflanzer oder der Krone behandelten Gründe nicht wieder. Der Hunger führte sie demnach in vertragsmäßige Knechtschaft. Sodann waren es die Spanier selbst, welchen der Vollzug jener Gesetze vertraut blieb. Von der Gnade und Menschlichkeit des Vicekönigs oder eines Bezirksverwalters hing es daher ab, welche Kraft sie haben sollten. Freilich erholte sich im Lauf der Jahrhunderte die dahin geschwundene Bevölkerung wieder. Es gibt Länder, wie Mexiko, Neugranada u. a., worin sie heut zu Tage wahrscheinlich zahlreicher als zur Zeit der Eroberung ist; doch in den meisten ist sie, was die eingeborne Raçe betrifft, dürftig geblieben.

Auch die Kultur der Amerikaner ist nur langsam vorangeschritten. Die Taufe, zu der man sie lockte oder zwang, war eine leere Form. Ihr noch unvorbereiteter und durch Mißhandlungen niedergedrückter Geist begriff die hohe Lehre des Christenthums — überhaupt das Edlere und Uebersinnliche — nicht. Auch war die Despotie der geistlichen und

weltlichen Macht nur allzusehr beflissen, solche geistige Unmündigkeit zu verewigen, und die fortwährende Erniedrigung, in der die Unglücklichen schmachteten, ließ keinem freien und lichten Gedanken Raum. Mit wenigen Ausnahmen sind die Amerikaner noch heut zu Tage, in allen Sphären der edlern Menschenbildung, ein untergeordnetes Geschlecht.

Gleichwohl bleibt empörend, daß in der Rangordnung unter den Raçen der Einwohner die Eingeborenen, die natürlichen Herren des Landes, welchem die Natur sie zugebildet, auf dem Boden, den ihre Väter den ihrigen nannten, die letzte Stelle einnehmen. In dem Casten-System, welches in Amerika die Natur, nicht das Menschengesetz, gegründet — dieses nur durch bizarre Rangordnung entstellt — hat, behaupten nämlich oder behaupteten bis zu den neuesten Umwälzungen den obersten Rang die gebornen Spanier, Chapetones oder Gachupines genannt. Zunächst an ihnen stehen oder standen die Creolen, d. i. die in Amerika geborenen Abstämmlinge der Europäer. Diese blicken ihrerseits geringschätzig auf die dritte Klasse, der Mischlinge, welche entweder Mestizen, oder Mulatten, oder Zambos heißen, je nachdem die Aeltern weiß oder kupferfarbig, oder weiß und schwarz, oder kupferfarbig und schwarz gewesen. Aus der Vermischung eines Weißen mit einer Mulattin entsteht ein sogenannter Quarteron, und der Sohn einer Quarterone von einem Weißen heißt Quinteron. Noch einige andere Mischungen des Blutes führen besondere Namen, überall aber richtet sich der Rang nach dem Verhältniß, in welchem jenes der Weißen in des Mischlings Adern fließt. Dadurch wird der Haß der farbigen Menschen gegen die weißen genährt, und die Gesellschaft mit den verderblichsten Ausbrüchen gereizter Leidenschaft bedroht. An vierter Stelle, also tiefer als alle Bastardraçen, stehen die Neger, deren

Sclavenbande mitunter die Gunst des Herrn versüßt, mitunter Glück und Erwerbsfleiß lös't. Ueberhaupt aber dünken sie sich besser und werden auch besser geachtet, als die unglücklichen Indianer, die ächten Kinder des Landes, aber durch Unbild der Fremdlinge verurtheilt zur tiefsten Erniedrigung.

Während jedoch die zahlreichste Klasse der Bewohner so weit ausgedehnter und herrlicher Länder, unter Druck und Schmach erliegend, ihres natürlichen Segens nimmer froh ward (denn es hat solcher Zustand von der Festsetzung der spanischen Herrschaft bis auf die neueste Zeit ziemlich gleichförmig fortgedauert), raubte auch allen übrigen Klassen die engherzige Politik des Mutterlandes Freiheit und Glück.

So wenig Ferdinand und Karl zur Eroberung Amerika's durch eigene Theilnahme beigetragen, so betrachteten sie doch — und der Wortlaut der päpstlichen Schenkungsurkunde begünstigte solche Anmaßung — sich allein und persönlich als die unumschränkten Herren und Eigner der neuen Welt, so weit sie entdeckt wurde. Die Spanier, gewöhnt, ihren König als den Inhaber der vollkommensten Machtfülle zu verehren, bestritten sein höchstes Recht über die amerikanischen Länder nicht; und die Verwegensten unter den Eroberern der neuen Welt, deren gierige Hand nach dem Scepter weiter Reiche griff, stellten keinen andern Titel ihrer Ansprüche auf, als die Verleihung des Königs. Im Namen dieses Königs nahmen sie alles Land und Meer in Besitz, das sie entdeckten; und die Rechtsgelehrten der Zeit erkannten solche Besitznahme etwa durch Aufrichtung eines Pfahls mit daran gehefteter päpstlicher Schenkungsurkunde als vollgiltigen Erwerbungsakt eines Welttheils.

In Gemäßheit des Eigenthumsrechtes der Krone auf alles amerikanische Land mochte von jenem, das vergabt wurde an Eroberer, Pflanzer, oder Gewaltsträger, ein Theil des Er-

trages für den König gefordert, und jedes Grundstück, das seinen Eigner verlor, oder dem Nutznießer entzogen ward, als heimgefallen an die Krone betrachtet werden.

Dieser Ansicht gemäß, mußte von der Ausbeute der Bergwerke — lange Zeit fast das alleinige Aerndtefeld der Eroberer — der fünfte, später der zwanzigste Theil an den König entrichtet, nicht minder von den Plantagen eine verhältnißmäßige Abgabe entrichtet werden. Den letzten wurde nebenbei die abenteuerliche Zehentlast zu Gunsten der Kirche aufgelegt. Was in den Kolonien erzeugt ward, durfte nirgends hin, als nach dem Mutterlande verführt werden, weßhalb man berechnet, daß von der Ausbeute an Gold und Silber, die man im Durchschnitt auf 30 Millionen Piaster anschlägt, die Hälfte, somit jährlich 15 Millionen nach Spanien gekommen. Die Aerndten von Zucker, Kakao, Cochenille, Chinarinde, Indigo, Taback und andern den Kolonien eigenthümlichen Erzeugnissen mochten, sobald die Plantagen errichtet und die Handelswege eröffnet waren, einen gleich großen oder größern Ertrag abwerfen. Nur nach Spanien durften sie verführt, ja nur auf spanische Schiffe geladen werden. Um aber auch den in den Kolonien zurückbleibenden Reichthum dem Mutterland allein und vielfach zinsbar zu machen, ward denselben verboten — unter Konfiskation, ja unter Todesstrafe — von Fremden was irgend für einen Gegenstand des Bedürfnisses oder der Lust zu beziehen. Sie sollten ein, durch Ausschließung sicherer, dem monopolisirenden Mutterland wucherlichen Gewinn verheißender Marktplatz für spanische Naturerzeugnisse und Manufakturartikel seyn. Daher ward den Kolonien verboten, Manufakturen, den spanischen ähnlich, zu errichten; es ward ihnen selbst verboten, Wein und Oel zu bauen, damit der spanische Pflanzer bei ihnen einen sichern Absatz fände; es ward sogar einer Kolonie

verboten, mit der andern zu handeln, damit der Gewinn auch dieses Zwischenverkehrs den spanischen Kaufleuten bliebe.

Hauptklassen der Kolonien. Kolonien anderer Staaten.

Die spanischen Kolonien in Amerika waren hiernach nicht nur Handels-Kolonien, sondern Erzeugungs- und Eigenthums-Lande. Ueber alle sprach die Krone oder das Mutterland das volle Eigenthum an; alle Pflanzer, ohne Unterschied, ob simple Kolonen, ob Plantagenbesitzer, ob Bergwerksinhaber (in einer und derselben Kolonie mochten ohnehin Pflanzer aller drei Klassen seyn) wurden als Grundholde der Krone betrachtet; ihre verschiedenen Erzeugnisse, nach Abschlag dessen, was vermöge des Kontrakts dem Bauer gebührte, waren des Mutterlandes, und alle Handelsbeschränkungen floßen allernächst aus solcher Idee des Eigenthums.

Portugal, welches nicht so viele Menschen aussenden konnte zum Anbau, und dessen Kolonien nicht hinreichenden Boden zur eigenen Erzeugung hatten, mußte die weiten Länder, nach deren Schätzen es strebte, durch Handelspräpotenz, gestützt auf Neigung oder Furcht, sich zinsbar machen. Seine Kolonien bildeten blos die Mittel- oder Anlehnungspunkte von Handelsoperationen, deren Kreis die halbe Welt umfaßte. Nur in Brasilien nahmen seine Kolonien die Natur der spanischen, als erzeugende oder Plantagen- oder Bergbau-Kolonien an.

Die zwei ersten Vicekönige, welche über Indien gesetzt wurden, Franz von Almeida (1505—1509) und der große Alfons von Albuquerque (1510—1515) gründeten durch Weisheit und Kraft das weitgebietende Reich der Portugiesen in Ostindien. Der erste erfüllte durch viele Siege

die indischen Meere mit dem Schrecken der portugiesischen Waffen, legte eine Menge von Niederlassungen an, und nahm Ceylon in Besitz (1506). Der zweite hielt die Araber und Türken in ehrerbietiger Entfernung, gewann Goa, das er wegen seines trefflichen Hafens zum Hauptsitz der portugiesischen Macht erhob, eroberte Malakka, den Mittelpunkt des östlichen Handels von Sina und Japan bis nach Arabien und Afrika, mit Sturm (1511), und ließ von hier aus die Molukken besetzen, während er in Westen das wichtige Ormus, den Schlüssel des persischen Meerbusens, heldenkühn einnahm.

Ungefähr sechszig Jahre dauerte die portugiesische Präpotenz in Ostindien. Vergebens brach der Unwille der vielfältig mißhandelten Fürsten und Völker in wiederholte Kriege aus. Portugal, des Sieges gewohnt, fuhr fort zu siegen, und selbst nach seiner Vereinigung mit Spanien (1581) erhielt sich noch geraume Zeit der Schrecken des portugiesischen Namens. Aber die Holländer, nachdem Philipp II. ihnen als Rebellen den Hafen von Lissabon, von wannen sie früher die ostindischen Waaren holten, geschlossen hatte, gingen nun selbst nach Ostindien und erniedrigten die portugiesische Macht. Nach langem und wechselvollem Kampf gewannen sie Timor, die Molukken, Malakka, Ceylon, Celebes (von 1613 bis 1660), endlich auch die meisten Plätze auf der malabarischen Küste, und entrissen den Portugiesen den Handel mit Japan, während auch die Engländer zwischen ihre Niederlassungen sich eindrängten, ihren Handel durch Kaperei störten, und endlich in Verbindung mit Persien ihnen das kostbare Ormus entrissen. Die portugiesische Herrlichkeit in Ostindien ging zu Grund bis auf wenige Trümmer, und auch in Afrika verloren sie Manches auf ähnliche Weise.

Die Niederlassungen der Holländer (und Engländer)

in Ostindien (und in Amerika) unterscheiden sich wesentlich von den spanischen und portugiesischen dadurch, daß sie nicht unmittelbar von Seiten des Staates (auch nicht durch bevollmächtigte Privatabenteurer), sondern auch Handelskompagnieen, — als Mittelsmächten — denen hierzu nur Befugniß, und zugleich ausschließendes Handelsrecht von der Staatsgewalt ertheilt ward, geschahen. Im Jahr 1602 erhielt die in Holland eben errichtete allgemeine Ostindische Handelsgesellschaft von der Regierung das Monopol jenseits des Caps und der Magellanischen Straße, und das Recht zu Niederlassungen in Ostindien, zu Krieg und Frieden, zum Festungsbau und zur innern Verwaltung, nur mit Vorbehalt der Oberhoheit des Staates.

Wir haben schon oben den Erfolg, welchen diese Gesellschaft im Krieg wider die Portugiesen hatte, bereits angedeutet. Unter ihren Niederlassungen wurde auf Coromandel besonders Negapatnam groß; noch wichtiger aber ward der gewaltsam errungene und noch gewaltsamer behauptete Alleinbesitz der Molukken und des Gewürzhandels. Durch erzwungene Verträge mit den Fürsten dieser Inseln, und durch blutige Strenge erhielten die Holländer die Vertilgung der Gewürze auf den meisten der Inseln. Nur auf Amboina sollten Gewürznelken, nur auf Banda sollten Muskatnüsse gepflanzt werden. Die auf Amboina angesiedelten Engländer, die auf Banda hausenden Eingebornen wurden gemordet, der Behauptung dieses ausschließenden Handels willen. Auch Celebes wurde mit großem Blutvergießen erobert, viele andere Niederlassungen glücklich gegründet; zum Hauptsitz der Macht aber das auf Java erbaute Batavia erhoben. Endlich ward auf dem von den Portugiesen vernachläßigten, durch Lage und Luft und Boden kostbaren Kap der guten Hoffnung eine Kolonie — wiewohl nach

dürftigem Plan, meist nur zum Erfrischungsplatz der Ostindienfahrer — errichtet, und 1652 mit Festungswerken versehen. Ansiedler aus verschiedenen europäischen Ländern bevölkerten bald das herrliche Kap: aber engherziger Handelsdruck ließ die Kolonien nicht aufkommen.

Meist auf ähnliche Weise wie Holland, hat auch England Kolonien gegründet — durch privilegirte Gesellschaften.

Der ostindischen Gesellschaft der Britten hatte die Königin Elisabeth einen Freibrief auf 15 Jahre ertheilt: von Zeit zu Zeit wurde derselbe erneuert. Durch mehrere, glücklich vollbrachte Reisen um die Welt war der Gesichtskreis der Britten erweitert worden. Nach allen Richtungen ging ihre kühne Handelsthätigkeit. Ueber Archangel ward nach Rußland, über Rußland nach Persien und Indien der Verkehr gegründet; nach dem letzten Land wandte sich vor allen der verlangende Blick. Daher eben die Versuche, dahin auf nordwestlicher oder nordöstlicher Fahrt zu gelangen, daher endlich der Entschluß, wie Portugiesen und Holländer um's Kap dahin zu gehen (1591). Doch war, nach anfänglich glänzendem Erfolg, die Gesellschaft nicht im Stande, sich gegen Hollands schon fester begründete Präpotenz zu behaupten. Mühsam erhielt sie sich im Besitz einiger Faktoreien auf Malabar, Coromandel und einigen Inseln, faßte auch festen Fuß zu Madras, blieb jedoch bis in den folgenden Zeitraum schwach und bedrückt.

Auch die Dänen gründeten (1616) eine ostindische Gesellschaft, und gingen nach vergeblichem Bemühen, einen nordwestlichen Weg zu finden, seit 1618 um's Kap der guten Hoffnung dahin.

Folge der grossen Entdeckungen.

Durch alle diese Länderentdeckungen und ihre Folgen entstand jetzt erst der eigentliche Welthandel, und verdunkelte

durch seinen Umfang und durch seine Früchte auch die glänzendste Handelsgröße jeder frühern Zeit. Aber andere Nationen, als bisher auf dieser Bahn sich ausgezeichnet, rissen ihn an sich, und mit ihm Reichthum, Macht und politische Bedeutung. Nicht länger waren es die Staaten von Italien in Süden, nicht länger die Hansa in Norden, welche des ersten Ranges sich erfreuten. Anfangs in allmäligem Rückgang, bald aber, zumal die Hansa, in schnellem Sturz, sanken sie herab. Die letzte hörte, mit Ausnahme des Schattenbundes mit Lübeck, Bremen und Hamburg, gegen das Ende des Zeitraums völlig auf.

In Italien behauptete Venedig, obschon auch die Türken ihm die empfindlichsten Schläge beibrachten, noch bis zum 17ten Jahrhundert einen Rest der alten Größe; aber die portugiesische Seefahrt nach Ostindien hatte ihre kostbarste Wurzel getödtet. Wiederhebung war unmöglich.

Dagegen schritten Portugal und Spanien rasch und glorreich voran, und Spanien, nach seiner Vereinigung mit Portugal, hätte unter weiser Verwaltung fast den Alleinhandel im Großen behaupten mögen. Aber damals schon hatten die engherzigen Maximen seiner Regierung den Grund zum Verfall gelegt. Despotischer Druck lähmte die besten Kräfte der Nation, Fanatismus vertrieb ganze Schaaren betriebsamer Einwohner, und finstere Herrschsucht erzeugte den Haß der Fremden. Der Abfall der Niederländer, neben andern unermeßlichen Folgen, änderte auch völlig den Gang des Handels. Der kostbarsten Zweige desselben bemächtigte sich Holland. England, seit der Königin Elisabeth Zeit, eiferte rühmlichst nach. Auswanderer aus dem gedrückten Niederland hatten den Kunstfleiß dahin gebracht. Aus den Händen der Hansa riß es den einträglichen Wollenwaaren-Handel, und stieg überhaupt in dem Maaß, als jene fiel.

Unthätig sah Spanien zu. Selbst der amerikanische Handel, trotz der ängstlichsten Fürkehr einer kurzsichtigen Regierung, blieb nur dem Schein nach in seiner Hand. Die tiefgesunkene Industrie der Spanier vermochte nicht, die Bedürfnisse Amerika's zu befriedigen. Unter ihrem Namen, oder auch auf Schleichwegen versahen Fremde seinen Markt; die Schätze der neuen Welt, durch die spanischen Hände blos durchlaufend, bereicherten jetzt Holland, England, bald auch Frankreich u. a. Die Herren der Gold- und Silbergruben von Peru und Mexiko schlugen daheim schlechte Kupfermünze, und waren Schuldner aller Welt.

Unter den unermeßlichen Folgen der großen Länderentdeckungen, wovon fast alle Blätter der neuern Geschichte Zeugniß geben, wollen wir blos ihrer Einwirkung auf die Freiheit eine vorläufige Betrachtung zuwenden. Ungeachtet mancher theilweisen und unmittelbaren Benachtheilung erscheint dennoch im Ganzen und in den entfernteren Folgen die große Weltentdeckung aus der Freiheit förderlich und heilverheißend.

Schon die Bereicherung und Bekräftigung des menschlichen Geistes, die von daher ausging, ist eine Schutzwehr gegen Tyrannei. Der einmal in's Weite gerichtete Blick fügt sich nicht leicht in die Beschränkung durch die Mauern eines Sclavenstalls. Die ewige Feindin der Knechtschaft ist die Erkenntniß. Aber nicht blos eine erweiterte Sphäre für die Spekulation, auch eine sichere Zufluchtsstätte für das bedrängte Recht und für die geächtete Freiheitsliebe liegt den Bewohnern der alten Welt in den unermeßlichen Regionen der neuen offen. Millionen, welche der politische oder der kirchliche Despotismus in Europa drückte, quälte, ächtete, fanden auf amerikanischer Erde eine neue, freie Heimath wieder; und auch die Ideen der Freiheit, auf den Boden der

neuen Welt verpflanzt, wucherten dort, und brachten herrliche Früchte. Der Blick auf jenen großen, alle Verfolgten einladenden, eine unerschöpfte Kraftfülle beherbergenden Kontinent mag die Gewaltigen der alten Welt abhalten von allzugroßem Mißbrauch ihrer Macht und die Schwachen aufrichten im Kampf für Recht. Ja, sollte, nach einem traurigen Verhängniß, die Despotie — etwa einem großen Gesetze der Bewegung von Osten nach Westen folgend — von Asien aus ihren tödtenden Gang fortsetzen über die Länder Europens; so würde die hier verscheuchte Freiheit vielleicht für Jahrtausende ihren Wohnsitz aufschlagen im jugendlichen Lande jenseits des atlantischen Meeres. Wohl möchte sie auch von dannen siegreich und verjüngend zurückkehren auf europäischen Grund! . . .

Geschichte der Reformation.

Einleitung.

Wir haben den stolzen Bau der Hierarchie und des, deren Mitte wundervoll entstiegenen, zuletzt alle weltliche wie alle kirchliche Hoheit überragenden, päpstlichen Thrones gesehen.

Wie war es möglich, daß diese Macht erschüttert, gebeugt, überwunden ward? — Von wannen kam die Gewalt, welche stärker war, als die Weltgebietende? — Wer vermochte zu vollbringen, was Kaisern und Königen, was Nationen und Concilien mißlungen war? — Es ward solches vollbracht ohne irdische Waffen und Hoheit; nur durch die unsichtbare Gewalt der Ideen und der Wahrheit, unter der Begünstigung einiger von der Vorsehung vorbereiteter Umstände, und durch die geniale Kraft einiger weniger, jener Ideen und Umstände sich bemeisternder Menschen. Also wollte es

das Schicksal; oder vielmehr: also ward das große Gesetz der Natur erfüllt, wornach die Idee stärker ist, als die äußere Gewalt, und wornach Uebertreibung und Mißbrauch der Macht ihr selbst zum Verderben werden, und wornach jede Macht, welche dem Geist der Zeit widerstrebt, auf hohlem Grunde ruht, ja durch ihr Widerstreben ihren Fall beschleunigt.

Europa oder die Christenheit bedurfte am Anfang des sechszehnten Jahrhunderts einer kirchlichen Reformation, und es erhielt sie durch den Rathschluß des Himmels. Der Zustand der Kirche in jener Zeit und die wundervolle Verkettung der Ereignisse, welche die Umwälzung heranführten, fordern jedoch eine nähere Betrachtung.

Zustand der Kirche; insbesondere in Teutschland.

I. Der Zustand der Kirche. Wir haben in der mittleren Geschichte, von Jahrhundert zu Jahrhundert, das traurige Verderbniß der römischen Kirche, nach Lehren und Gebräuchen, so wie nach den innern Verhältnissen der Geistlichkeit und den Sitten ihrer Glieder, unaufhaltsam fortschreiten gesehen.

Kaum hatten die ersten Strahlen der wiederkehrenden Aufklärung der abendländischen Welt einiges Selbstbewußtseyn ihres kirchlichen Zustandes gegeben, als das Gefühl der Unerträglichkeit desselben sich in die, zuerst leise, dann lauter und lauter und endlich allgemein ertönende Forderung: „Reform der Kirche in Haupt und Gliedern" ergoß. Der göttliche Geist des Christenthums, theils durch veraltetes Formenwerk erstickt, theils von dem künstlich emporgebrachten Priesterreiche verdrängt, drohte vollends zu entfliehen. Ein Umschwung mußte statt finden, wenn nicht bleibende Versunkenheit in Lamaismus und Bonzenthum das Loos seyn

sollte. Aber nur auf zwei Wegen konnte die Reform eintreten; auf jenem der friedlichen, gesetzmäßigen Verbesserung durch die bestehenden Autoritäten selbst, oder auf revolutionäre Weise. Man hatte Grund, das erste zu hoffen. Von den Kirchenversammlungen zu Konstanz und zu Basel erwarteten es die Wohlgesinnten; und an den Basler Vätern war die Schuld nicht, daß die Erwartung getäuscht ward. Der römische Stuhl, durch sein entschiedenes Widerstreben, zerstörte das hoffnungsreich begonnene Werk. Ein späterer Versuch des Kaisers Maximilian und des Königs von Frankreich Ludwigs XII., den Papst (Julius II.) durch eine Kirchenversammlung zu Pisa (1511) zur Nachgiebigkeit zu nöthigen, scheiterte gleichfalls an den Künsten Roms. Ein Konzil, welches der Papst 1512 in seinem lateranensischen Pallast versammelte, errang den vollständigsten Sieg über jenes von Pisa. Auch der Kaiser und der König sahen sich gezwungen zur Unterwerfung. Von den Häuptern war nichts mehr zu erwarten. Die unterdrückte Gemeinde selbst mußte sich Luft machen; nur Krieg blieb übrig.

Unter den Ländern der Christenheit war es ganz vorzüglich Teutschland, auf welchem der Druck der päpstlichen Herrschaft lastete. In Spanien und in Frankreich war es mehr der Wille des Königs, als die Macht des Papstes, welche der Nation solche Fesseln anlegte; die Kirche diente dem weltlichen Despotismus oder der Politik. In Teutschland war selbst die bürgerliche Autorität großentheils hingegeben an die kirchliche Gewalt. Viele der ansehnlichsten Reichsfürsten waren selbst Kirchenhäupter, demnach in drückender Abhängigkeit von Rom; und der Kaiser, als Schirmvogt Roms, und als dem Papst, der ihn krönte, zu ganz besonderer Obedienz verpflichtet, außer Stand, dessen Anmaßungen

mit Nachdruck zu widerstehen. Die einzige Gelegenheit, sich und das Vaterland los zu machen von so schimpflicher Abhängigkeit, hatte Friedrich III. engherzig versäumt. Er drang der teutschen Nation das klägliche Aschaffenburger Konkordat auf, welches den meisten Anmaßungen und Erpressungen der römischen Kurie eine äußerliche Rechtsgiltigkeit verlieh. Der Inhalt dieser Konkordate und noch eindringlicher die berühmten hundert Beschwerden der teutschen Nation, welche die auf dem Reichstag zu Nürnberg 1523 versammelten geistlichen und weltlichen Stände, unter Zustimmung Ferdinands, Kaiser Karls V. Bruders und Stellvertreters, dem päpstlichen Legaten vorlegten, ihre Abstellung als unerläßliche Vorbedingung des zu erhaltenden Kirchenfriedens fordernd, geben uns das lebendigste Gemälde des damaligen Verderbnisses der teutschen Kirche und der Erniedrigung des teutschen Staates.

In allen Theilen Teutschlands besaßen die unmittelbaren und mittelbaren, gefürsteten und nicht gefürsteten Prälaten und Kirchen die schönsten und reichsten Gründe als Eigenthümer und Lehensherren, ja die Landeshoheit über weit ausgedehnte Gebiete. Zu dieser Fülle der Macht und des Reichthums gesellten sich die ausgezeichnetsten dinglichen und persönlichen Privilegien und Immunitäten, wodurch die Geistlichkeit bis auf ihre geringsten Glieder herab der Lasten und Verpflichtungen des bürgerlichen Verbandes fast gänzlich enthoben, und, bei der Aussicht auf Straflosigkeit, häufig zu frecher Unthat ermuthigt ward. Welche Geistliche aber nicht durch Verbrechen oder Tyrannei der Gesellschaft schwer fielen, dieselben ärgerten sie wenigstens durch grenzenlose Ausschweifung und alle Schaam verhöhnende Sittenlosigkeit. Fast einstimmig tönt hierüber bei den Geschichtschreibern jener Zeit die bitterste Klage.

Von den Reichthümern der teutschen Geistlichkeit wie von der spärlichen Habe der Laien floß aber (und solches war auch in den meisten andern Ländern, ob auch etwas minder, der Fall) ein großer Theil und unter den nichtigsten Titeln nach Rom. Der Papst hatte sich die Vergebung der Hälfte der Benefizien vorbehalten, und verkaufte dieselben, oder auch die bloße Anwartschaft darauf, fast offenbar an den Meistbietenden, oder auch überhaupt an spekulirende Großhändler, die durch den vereinzelten Wiederverkauf sich bereicherten. Hierzu kamen die Annaten, die hohen Palliengelder und manche gelegenheitlich — gewöhnlich unter dem Vorwand eines Kreuzzuges wider die Türken — erpreßten Steuern, endlich die aus vielnamigen Gründen, vorzüglich aber für Akte der abenteuerlich erweiterten geistlichen Gerichtsbarkeit, für Dispensationen von Kirchengesetzen oder von göttlichem Gebot, und für — zu Sünden mächtig einladenden — Sündenerlaß, von den Laien wie von den Geistlichen eingehobenen Summen, und über alles dieses die persönliche Abhängigkeit, die allgemein durch solche Verhältnisse begründet ward, und der unmittelbare Einfluß in alle Sphären des Privat- wie des öffentlichen Lebens.

Wo noch einige Funken des natürlichen Verstandes und des rein christlichen oder auch des patriotischen Sinnes übrig geblieben waren, da mußte so auffallendes Verderbniß der Kirche und so schmähliche Bedrückung des Staates Indignation erregen und heiße Sehnsucht nach Abhilfe.

Entferntere und nähere Gründe der Reformation.

Daß aber solche Funken fortwährend zahlreicher und heller glimmten, daß der Despotentritt sie jetzt nimmer erdrückte, sondern allmälig eine welterleuchtende Flamme ihnen entstieg, davon liegt der deutlich erkennbare Grund in der,

schon in der tiefsten Nacht des Mittelalters anhebenden Kette von Ereignissen, welche, nach dem Willen der Vorsehung, der Reformation oder überhaupt dem Geist des sechszehnten Jahrhunderts und dessen kräftigstem Sohne, der Reformation, den Weg bahnten und seine Werke vorbereiteten.

Die während des regeren Völkerlebens emporkeimenden Anfänge der bürgerlichen Freiheit, die durch Handel, Kunstfleiß und steigenden Reichthum sich verfeinernden Sitten, das Wiedererwachen der Wissenschaft, zumal der klassischen Literatur und den durch sie gestärkten und erweiterten Geistesblick, das stille Fortleben freisinniger Ideen — selbst von äußerlich unterdrückten Sekten — in vertrauter Ueberlieferung und meist sich veredelnden Nachklängen, die Befestigung von allem dem und die unaufhaltsame Verbreitung der geistigen Schätze durch die wie vom Himmel geschenkte Bücherpresse, endlich die hierdurch entstandene lebenskräftige öffentliche Meinung: diese und andere Elemente eines verbesserten gesellschaftlichen Zustandes und der hoffnungsreich sich fortbildenden Humanität haben wir als die wichtigsten welthistorischen Momente in der dritten Periode des Mittelalters mit dem ihnen gebührenden Interesse herausgehoben. Wer sie an seiner ernsten Betrachtung vorübergehen läßt, der hat den Schlüssel zu den großen Umwälzungen, die ihnen folgten. Es kam dazu die mehr und mehr hervortretende Entwürdigung des römischen Stuhles, schon durch die an Aergernissen und Lächerlichkeiten reiche Fehde desselben gegen König Ludwig den Baier, dann durch das langwierige Schisma, welches bei der rücksichtlosen Leidenschaft der Streitenden die wechselseitige Enthüllung der demüthigendsten Blößen veranlaßte, endlich durch die Schandthaten und Frevel des — nach einer Reihe von verwerflichen Päpsten — als Vollendung der Verworfenheit sich darstellenden Alexan-

ders VI., und die allen priesterlichen Anstand verhöhnende Politik und Kriegslust Julius des Zweiten. Die Beschlüsse der Konzilien von Konstanz und Basel, wiewohl in der Hauptsache um ihre äußerliche Geltung gebracht durch Roms nimmer ermüdende Kunst, wirkten gleichwohl fort, als rechtskräftige Autorität und festbegründeter Stützpunkt für die Ansprüche der Wohlgesinnten, als feierliches Anerkenntuiß der Unterordnung des Pabstes unter die allgemeine Kirchenversammlung.

Nach allen diesen Vorbereitungen ist auch in dem allernächsten oder unmittelbaren Anlaß zur Reformation, so wie in allen Umständen, die sie begleiteten, und begünstigend auf ihren Fortgang wirkten, der Finger der Vorsehung erkennbar, deren Rathschlüssen die Menschen von beiden Parteien, ihnen selbst unbewußt, wunderbar dienten.

Der römische Hof, durch allzukühnes Verhöhnen des neuen Zeitgeistes, durch allzugroße Uebertreibung seiner Gewalt, gab den Anstoß zur Umwälzung. Die, selbst in den finstersten Zeiten den Besseren ärgerliche Lehre von dem mit Geld zu erkaufenden Sündenerlaß (welche den Papst als Ausspender der überschwänglichen Verdienste Jesus und der Heiligen, das ihm bezahlte Geld aber als Stellvertretung der Kirchenbuße und der Herzensbesserung, demnach auch als Befreiungsmittel von Schuld und göttlicher Strafe, darstellte) wurde nie rücksichtloser verkündet, der Ablaßhandel nie ausschweifender betrieben, als in den Tagen der wiedererwachenden Vernunft, unter Papst Leo X. und durch ihn. Das Land, auf dessen Spenden man am meisten rechnete, war Teutschland, das bereits vom Morgenstrahl der Aufklärung beleuchtete Teutschland! — Ein aus hoffährtiger Unkunde herrührender Rechnungsfehler, dessen Strafe nicht ausbleiben konnte.

Einer der Hauptkommissarien des Ablaßverkaufs war Albrecht von Brandenburg, Kurfürst zu Mainz, der dem Papst noch Palliengelder schuldete, und aus dem Gewinn seines Kommissionshandels vorerst seine Schuld zu tilgen, dann aber auch weiteren Aufwand zu bestreiten gedachte. Unter seinen untergeordneten Geschäftsführern zeichnete vor allen sich der Dominikaner und Ketzermeister, Johann Tezel, aus; ein Mann von frecher Stirne und ärgerlichem Wandel, doch schwatzfertig, geschickt, auf den Pöbel zu wirken, ein derber Zelot, in gemeinen Künsten gewandt, unermüdlich, wo Habsucht oder Haß ihn spornte. Unerhört, und trotz der stärksten Beglaubigung wie Fabel klingend, weil allzu empörend für Menschenverstand und Menschengefühl, sind die Ausdrücke, womit Tezel und seine Gesellen den Ablaß priesen und zum Verkauf von Ablaßbriefen lockten.

Mit Entrüstung hörten die Verständigen und Frommen solchen Unsinn und solchen Frevel predigen, und mit Betrübniß sahen sie den Zulauf des zahlreichen Pöbels aller Stände zu dem schnöden Kram. Viele würdige Stimmen eiferten dagegen, keine nachdrücklicher als Martin Luthers Stimme.

Auf der von dem Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen neu gestifteten hohen Schule zu Wittenberg lehrte dieser, von gemeinen Eltern (1483 zu Eisleben) geborene, an der Universität zu Erfurt gebildete, frühe durch Talent, Wissenschaft und Kraft ausgezeichnete, Augustiner-Mönch die Theologie mit wohlverdientem Beifall. Der Unfug der Ablaßprediger rief ihn aus dem engen Hörsal auf den welthistorischen Schauplatz. Die 95 Sätze, die er am Allerheiligenabend 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg gegen den Ablaß anschlug, sind die Grundlage einer weltverändernden Umwälzung geworden.

Martin Luther.

Luther war ein Mann von tiefem Gemüth wie von reichem Geist, durch helle Weltanschauung den Fesseln der Vorurtheile entrückt, das Verderbniß der Kirche mit Ueberzeugung erkennend, und durch Talent und Muth natürlich berufen zur Auflehnung gegen das unwürdige Joch, überhaupt ein lebenskräftiger Ausdruck seines Zeitalters, vorzüglich befähigt und geneigt, in dessen Geiste zu wirken. Doch so edel diese Anlagen, so erscheinen sie gleichwohl nicht erstaunenswerth und nicht vereinzelt. Wie Luther dachten und fühlten noch viele Andere, ja Manche übertrafen ihn an Wissenschaft, selbst an Begeisterung (Mehrere noch an Kunst der Rede, an Gewandtheit, Mäßigung und edler Sitte); und ob mitunter selbst die Fehler Luthers zum Gelingen seines Werkes beitrugen: immer mögen wir annehmen, daß, wäre Er nicht gewesen, ein Anderer dasselbe begonnen, und, bei gleicher Gunst der Umstände, auch gleichmäßig vollbracht hätte. Es war die Sache selbst, die Idee, die so Mächtiges wirkte, nicht eines Menschen persönliche Kraft, nicht schöpferisches Genie oder Heldenkühnheit des Einzelnen. Luther wurde nur stark durch den Zeitgeist, welchem er diente, und den er keineswegs schuf; Tausende waren für ihn, weil er aus der Seele der Tausende gesprochen; er war mehr Panierträger als Meister dieses Krieges. Auch stand, als er in die Schranken trat, die Vorstellung des Zieles noch keineswegs vor seiner Seele. Seine Feinde, welche durch bittere Schmähung und nimmer rastende Verfolgung ihn reizten, drängten, die Sache auf's Aeusterste trieben, zwangen ihn selbst auch, zum Aeußersten zu schreiten; und also wurde der Streit, der ursprünglich um einige wenige Punkte erhoben worden, und worin auf seiner Seite das sonnenklarste Recht war, allmälig

auf alle jene Lehrsätze ausgebreitet, die man als Waffen wider ihn brauchte oder mißbrauchte, und endlich die allgemeine Grundlage oder Schutzwehr derselben, die Autorität des Papstes.

Wider Luthers Sätze vom Ablaß, welche schnell den lautesten Beifall seines Ordens, der Universität Wittenberg und aller Verständigen weit und breit erhielten, schlug sofort der ergrimmte Tezel zu Frankfurt an der Oder eine Reihe von Gegensätzen an, verbrannte auch jene seines Feindes öffentlich auf dem Markte zu Jüterbock und donnerte mit Ketzerflüchen.

Bald erhoben sich noch gefährlichere Feinde. Am Hofe des Papstes schrieb der Dominikaner Sylvester Prierias heftig gegen Luther. So that auch Jakob Hogstraten, gleichfalls Dominikaner und wüthender Zelot. Derselbe sprach von Schwert und Holzstoß. Auch Johann Eck, der sonst verdienstvolle Lehrer der Theologie zu Ingolstadt, trat auf wider Luther. Aber am drohendsten war der Unwille des alten Kaisers Maximilian. Derselbe forderte sogar den Papst auf, den bedenklichen Streit durch sein Machtwort zu ersticken. Luther ward nun vorgeladen nach Rom, und nur mit Mühe erwirkte für ihn Friedrich der Weise, sein Landesherr, Verhör in Teutschland.

In Augsburg erschien vor dem päpstlichen Legaten, Cardinal Thomas Vio de Gaeta, der angeklagte Lehrer. Allein auch dieser Cardinal war Dominikaner, und verfuhr im Geist einer Partei. Unbedingt sollte Luther widerrufen, oder gebannt seyn. Da appellirte dieser feierlich „von dem übel unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden“ (später auch an eine allgemeine Kirchenversammlung) und eilte heim, und der Tod Maximilians (1519. 17. Jan.) gab jetzt dem Reformator, durch Kurfürst Friedrichs —

nunmehr Reichsverwesers in den Ländern des sächsischen Rechtes — mächtigen Schutz, eine höchst erwünschte und trefflich benützte zeitliche Sicherheit. Daher, obschon jetzt der Papst, auf des erhitzten Eck's persönliches Betreiben, das Verdammungsurtheil über Luthers Lehren, und über ihn selbst den Bann für den Fall des Nichtwiderrufs aussprach (1520. 15. Juni), und obschon der neu gewählte Kaiser Karl V. sich sofort sehr geneigt zeigte, dem Urtheil durch den weltlichen Arm die Erfüllung zu geben, so zagte gleichwohl Luther nicht; sondern vielmehr es erhob sich sein Gemüth in steigender Begeisterung.

Also erkühnte er sich, die päpstliche Bannbulle und mit ihr den Codex des kanonischen Rechts zu Wittenberg öffentlich zu verbrennen (10. December), und erschien heiteren Muthes auf des Kaisers erstem Reichstag zu Worms vor den Schranken der erlauchten Versammlung (1521. 17. April), wohin man ihn vorgeladen, zwar unter sicherem Geleit, doch als Einer, der vom Papst schon als Ketzer verdammt, und gegen den blos die äußere Rechtsform des Verhörs noch zu beobachten wäre.

Vor dem Kaiser, vor den Fürsten des Reichs und vor dessen ersten Prälaten vertheidigte Luther seine Lehre mit Entschlossenheit und Kraft, den Widerruf, welchen die Versammlung von ihm forderte, und mehrere ihrer ausgezeichnetsten Glieder in vertrauterer Besprechung mit ihm zu erwirken suchten, als seinem Gewissen zuwider, unbedingt ablehnend. „Ist dieses Werk ein Menschenwerk," damit schloß er, „so wird es aus sich zergehen; ist es aber von Gott, so werdet ihr es nimmer zerstören." —

Am 25. April verließ Luther Worms, mit dem kaiserlichen Geleite: aber die Achtserklärung schallte ihm nach, gegen ihn selbst und gegen Alle, die ihn schützen würden. Der Kurfürst

von Sachsen jedoch ließ ihn durch Gewaffnete aufgreifen und auf das Schloß Wartburg in Sicherheit setzen, woselbst er zehn Monate lang verborgen weilte.

Das Wormser Edikt kam nicht zum Vollzug. Den Kaiser hielten die Angelegenheiten der weltlichen Politik, die verwickelten Kriege, und später auch die eigenen Zerwürfnisse mit dem Papst von der strengen Verfolgung des Reformators ab; und inzwischen faßte die neue Lehre, durch Luthers und seiner Freunde zusammenwirkende Schriften, insbesondere durch des Ersten treffliche Bibelübersetzung, so tiefe und weit verbreitete Wurzeln, daß ihre Ausrottung unmöglich ward.

Papst Leo's X. Nachfolger, Adrian VI., Bischof von Utrecht, Karls V. ehemaliger Lehrer und nunmehr Statthalter in Spanien, erkannte und beklagte laut die Gebrechen der Kirche, und insbesondere das Verderbniß des Römischen Hofes. Aber seine redlichen Bemühungen, das Uebel durch eine von oben anfangende Reform zu heilen, blieben fruchtlos. Als er gleich im zweiten Jahr seines Papstthums starb (1523), so jubelten die Römer als über ihre Befreiung. Doch auch die Teutschen entsprachen Adrians Wunsche nicht. Sein Sendschreiben an die auf dem Reichstag zu Nürnberg versammelten Fürsten kränkte die Freunde der Reformation durch dessen Bitterkeit wider Luther; und die demüthige Selbstanklage des Papstes ermunterte die Versammlung zur Abfassung der 100 (eigentlich nur 77) Beschwerden, und zur Forderung eines in einer teutschen Stadt zu haltenden allgemeinen Conciliums.

Dieselbe Forderung wurde wiederholt auf mehreren folgenden Reichstagen, und selbst Kaiser Karl ertheilte ihr von Spanien aus seine Billigung.

Ulrich Zwingli. Johann Calvin. Thomas Münzer.

Bis jetzt mochten wir mit heiterem Blick die Reformationsgeschichte verfolgen. Meist nur Edles, nur Hoffnungsreiches bot sich uns dar. Bald aber begann die Aussicht sich zu trüben. Zwiespalt unter den Reformatoren selbst, fanatische Verkehrtheit bei einem Theil ihrer Anhänger, Vermischung weltlicher Interessen mit Gottes Sache, und schnöder Habsucht mit heiligem Eifer, endlich der langwierige, blutige, das National- und Christenband zerreißende, die wildesten Leidenschaften aufregende Hader zwischen der alten und neuen Kirche machten, je nach dem Standpunkt des Beobachters, fast zweifelhaft, ob die Reformation der Segen oder der Fluch ihres Jahrhunderts zu nennen sey.

Fast zu gleicher Zeit, wie Luther in Sachsen, begann Ulrich Zwingli in der Schweiz das Werk der Reformation. Am 1. Januar des Jahrs 1519 trat dieser, schon durch frühere Bestrebungen für eine Kirchenreform rühmlichst ausgezeichnete, gleich edel denkende als verständige und gelehrte Mann sein neues Amt als Prediger am großen Münster in Zürich, mit einer, das reine Evangelium als alleinige Richtschnur des Glaubens erklärenden Predigt an, und erfreute sich des Beifalls einer aufgeklärten und freigesinnten Gemeinde. In vielen andern Predigten, so wie in Schriften, trug er, lichtvoll und eindringlich, fast dieselben Lehren wie Luther vor, ward aber bald in einem, durch den Religionseifer der streng römischgesinnten, kleinen Kantone aufgeregten Bürgerkrieg, als Führer des Züricher Stadtbannes, in der Schlacht getödtet (1531. 11. Oktober).

Das Haupt der von ihm gestifteten, und in schnellen Fortschritten über die Helvetischen und Rheinisch-Französischen und Belgischen Länder sich ausbreitenden Kirche

wurde Calvin (Joh. Cauvin) von Noyon (geb. 1509), welcher anfangs zu Paris, dann in Genf die neue Lehre durch Wort und Schrift, Rath und That mit Eifer, Muth und Klugheit unermüdlich förderte, doch zugleich durch Starrsinn, Stolz und Herrschsucht die Entzweiung ganz unheilbar machte. Nicht nur unbeugsam und abstoßend war Calvin, sondern selbst fanatisch, düster, grausam und — wie leider mehrere Reformatoren — dem Prinzip der Reformation hohnsprechend, und das Betragen ihrer Feinde rechtfertigend durch die empörendste, eigene Unduldsamkeit.

Aber auch im Schooße des Lutherthums, oder doch in der näheren Berührung desselben, traten betrübende Erscheinungen hervor. Die Posaune der Freiheit — der kirchlichen allernächst, aber durch leichte Ideenverbindung auch die bürgerliche umfassend — war weittönend erklungen: was war natürlicher, als daß die Bedrängten aller Art dem Schmeichelton begierig lauschten, sofort von Lösung aller Bande träumten, und je weniger verstehend von Recht, Staat und Kirche, desto mehr dahingerissen wurden von blinder Leidenschaft, und desto leichter preis waren den Verführungen schlauer Bosheit und der Ansteckung fanatischer Schwärmerei? Auch politische Zwecke, Plane des Ehrgeizes und der Herrschsucht, wurden begünstigt oder hervorgerufen durch die mächtig fortschreitende Umwälzung.

Also waren unter den Fürsten, welche der Reformation sich zuwandten, mehrere, die, vom Geist der neuen Lehre wenig ergriffen, sie nur als Mittel liebten, wodurch sie selbstständiger gegen Kaiser und Reich, herrischer gegen ihre Unterthanen, und zumal auch reicher durch die Erwerbung von Kirchengütern werden möchten. Das Beispiel Albrechts von Brandenburg, Großmeisters des teutschen Ordens, welcher (1525) das diesem Orden gehörige preußische Land

zum Erbfürstenthum seines Hauses machte, eröffnete eine verführerische Aussicht auf die vielen fürstlich ausgestatteten Erz- und Domstifter und Prälaturen Teutschlands. Nach so reicher Beute jedoch gelüstete allererst noch mehr die Ritter als die Fürsten. Franz von Sickingen, voll der kühnsten Entwürfe, überzog bald darauf das Erzbisthum Trier mit zwölftausend Söldnern, der Landfriedensgesetze spottend, während die weithin gährende Zerwürfniß des Adels mit den Fürsten die Schrecken eines allgemeinen inneren Krieges über Teutschland zu bringen drohte. Die schnelle Verbindung der benachbarten Fürsten beschwor jedoch dieses Gewitter. Franz von Sickingen, durch ihre Uebermacht zurück in seine Feste Landstuhl gedrückt, verlor sein Leben bei deren Vertheidigung. Die Plane des Adels zerrannen.

Desto furchtbarer war der bald darauf erfolgte Aufstand der Bauern. Schon seit längerer Zeit war unter dieser, der Schwere der Feudallasten erliegenden, ja meist in voller Leibeigenschaft schmachtenden Klasse die Sehnsucht nach Befreiung lebendig worden. Mehrere Unruhen in verschiedenen Theilen Teutschlands verriethen den geheimen Brand. Die Reformation war die Losung zum Ausbruch. Ein ehemaliger Freund Luthers, Andreas Karlstadt in Wittenberg, trug Vieles dazu bei, durch fanatische Lehre und That. Ihm ähnlich verließen viele Andere den Pfad der Vernunft, um jenem der Exaltation oder der Leidenschaft zu folgen. Von ihnen aus ging der Geist der Schwärmerei in die Menge. Zuerst in Würzburg, dann weiter in Franken, Schwaben, auch Baiern und Tyrol, Lothringen und am Oberrhein, endlich auch in Thüringen und in Sachsen, erhoben sich die Gedrückten, aufgerufen hier von Fanatikern, zur Wiedereroberung der ursprünglichen Gleichheitsrechte der Menschen, zum Theil auch gemäßigter in Forderungen und ver

ständig in deren Ausdruck; doch sämmtlich wild und grausam im Thun; Schlösser zerstörend, Klöster plündernd, und an wahren oder vermeinten Tyrannen harte Rache übend. Nach dem Standpunkt der heutigen Zeit wird, was die Bauern in den sogenannten zwölf Artikeln von Schwaben, oder auch in jenen von Tyrol aus kamen, von Fürsten und Obrigkeiten forderten, als rechtlich sehr wohlbegründet und der gesunden Politik fast durchaus angemessen erscheinen. Sie begehrten blos Abschaffung der übergroßen Lasten, Gleichstellung vor dem Gesetz, Gemeinschaft der natürlichen und gesellschaftlichen Güter. Aber der Trotz ihres Begehrens, und der durch die Verweigerung erzeugte Grimm bedrohte die Gesellschaft mit Auflösung, und rief Edle und Fürsten in die Waffen. Die ungeschlachten Massen der Bauern erlagen der bessern Kriegskunst ihrer Feinde. Auch die sich ergaben, wurden schaarenweis getödtet. Da fuhr der Schrecken in die Bauern. Auch die noch nicht Geschlagenen unterwarfen sich. Am längsten währte der Aufstand in Thüringen. Thomas Münzer, ein fanatischer Priester, der nach wechselvollen Schicksalen sich zum geistlichen und weltlichen Oberen in Mühlhausen emporgeschwungen, einer der Hauptstifter der Wiedertäufer, führte einen gewaltigen Haufen. Gemeinschaft der Güter und eine biblische Gesellschaftsordnung waren seine Losung. Aber die Fürsten umher erhoben das Schwert gegen so gefährliche Schwärmerei, und erstickten sie bei Frankenhausen durch den vollständigsten Sieg. Münzer wurde gefangen und enthauptet. Allenthalben war jetzt Ruhe, das Loos der Bauern drückender als vorher.

Diese Dinge erhöhten den Haß der Römischgesinnten wider Luther.

Protestation. Augsburgische Konfession.

Die lutherischen Stände — an ihrer Spitze der Kurfürst Johann von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen — als sie solchen steigenden Haß wahrnahmen, schlossen unter einander zu Torgau (1526. 12. Juni) ein Schutzbündniß, und machten dadurch auch die politische Spaltung des Reiches kund. Der Ausbruch des offenen Krieges wurde jetzt nur noch durch die allgemeinen politischen Verhältnisse und Kaiser Karls mit den Umständen wechselnde Gesinnungen verhindert. Die steigende Gefahr Ungarns, Oestreichs und Teutschlands vor den Waffen der Türken forderte zur Eintracht auf, und machte den der Hilfe der Stände benöthigten Kaiser zur Milde geneigt. Also geschah es, daß mehrere auf einander folgende Reichstage, zu Nürnberg und Speyer, in Ansehung der Religionsneuerung theils gar keine, theils sehr gelinde Beschlüsse faßten; bis ein abermaliger Reichstag zu Speyer (1529), durch Karln dazu aufgefordert, mit Stimmenmehrheit zu einiger Strenge zurückkehrte; worauf die lutherisch gesinnten Stände gegen solchen Reichsschluß protestirten, und hierdurch ihrer Partei für immer den bedeutungsvollen Namen der Protestantischen erwarben.

Man kann nicht läugnen, daß unter den Behauptungen, welche diese Protestation enthielt, verschiedene sind, die dem Prinzip der Religionsfreiheit, zu dessen Schirm sie aufgestellt wurden, gerade widerstreiten, ja, daß sie ein Anerkenntniß der Rechtmäßigkeit eben desjenigen Verfahrens ihrer Gegner in sich schließen, wogegen man sich durch sie zu verwahren suchte, so wie überhaupt jetzt und in der Folge den Ansprüchen der neuen Kirche vielfach, sowohl der innere Zusammenhang oder die Konsequenz, als der äußere Rechtsboden

mangelte. Es war gleich inkonsequent als unrecht, zu fordern, daß den protestantischen Fürsten die Befugniß solle zugestanden werden, ihren Unterthanen das Hören der Messe zu untersagen; es war unklug, und das protestantische Recht nicht minder als jenes der Katholiken gefährdend, daß man die Verschiedenheit des Ritus unter den Kirchen eines Landes als ein Unheil erklärte, und das kirchliche Verhältniß der Unterthanen an die unkontrollirte Willkühr der Fürsten hinzugeben trachtete.

Im folgenden Jahr (1530) auf einem von dem Kaiser persönlich zu Augsburg gehaltenen, zahlreich besuchten und feierlichen Reichstag übergaben die Protestanten — um allen Zweifeln und Verläumdungen über den Inhalt ihrer Lehre zu begegnen — die Summe derselben sammt deren Begründung in dem berühmten, von Melanchton umsichtig und schonend verfaßten, Aufsatz, welcher daher die „Augsburgische Konfession“ genannt wird und ihren Bekennern die Benennung der „Augsburgischen Konfessionsverwandten“ verschafft hat. Aber weder Karl noch die katholischen Stände vernahmen das Wort der neuen Lehre anders als mißbilligend, und schon vorhinein entschlossen zur unbedingten Verwerfung.

Also erging ein streng lautender Reichstagsabschied wider die protestantischen Stände. Wiederholt wurde ihre Lehre verworfen, jede Neuerung, jede Gewalt gegen die Katholiken verboten, dabei jedoch zugesagt, daß binnen Jahresfrist ein allgemeines Konzilium werde veranstaltet werden zur Hebung der Mißbräuche und Beschwerden, und zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens.

Aber die Protestanten, wiewohl jetzt der Kaiser, nach errungenem zweimaligem Triumph über Frankreich, doppelt gewaltig, und durch eigene Macht wie durch den Eifer der

katholischen Stände furchtbar erschien, zagten nicht. Sie schlossen zu Schmalkalden ein förmliches Bündniß (1531) zur Vertheidigung. Der Kaiser, durch erneuerte politische Gefahr, zumal durch die türkischen Waffen bedrängt, entsagte nun der Strenge, und gab den Protestanten zu Nürnberg (1532) einen zeitlichen Frieden. Die Schlüsse von Worms und Augsburg sollten ruhen bis zur Entscheidung eines allgemeinen Konziliums oder eines andern Reichstages.

Aber die Entzweiung der Gemüther dauerte fort, und der Friede erlitt mannigfaltige Störung. Die protestantischen Stände setzten den Widerspruch gegen die von Karl veranlaßte römische Königswahl seines Bruders Ferdinand fort; und das Kammergericht erließ Pönal-Mandate wider die Protestanten, insbesondere wegen der katholischen Kirchengüter, deren dieselben sich häufig bemächtigten.

Dazu kamen verschiedene einzelne Unruhen in Süd- und Nordteutschland. Dort hatte Herzog Ulrich von Würtemberg, welchen 15 Jahre früher wegen schwerer Gewaltthat der schwäbische Bund aus seinem Lande vertrieben, mit Hilfe des Landgrafen von Hessen, nach Auflösung des schwäbischen Bundes, dasselbe wieder erobert (1534). Der römische König Ferdinand, zu dessen Händen der Bund das Herzogthum übergeben, schloß jedoch Friede mit Ulrich zu Kadan, wornach dieser das Land behielt, es aber als östreichisches Afterlehen erkannte. Im Norden brannte inzwischen der Krieg gegen die Wiedertäufer und ihren Schneiderkönig, Johann v. Leiden, in Münster ein an Schrecknissen und Zügen fanatischer Verrücktheit reiches Zwischenspiel in dem großen Drama. Aber der wichtigste Streit war der, welchen Herrmann, Kurfürst von Kölln, durch seinen Uebergang

zur protestantischen Kirche erregte. Sein Erzbisthum gedachte er gleichwohl beizubehalten; der Papst dagegen entsetzte ihn desselben, und that ihn in den Bann. Auch der Kaiser erließ wider ihn drohende Mandate. Daher suchte Herrmann den Schutz des Schmalkaldischen Bundes. Von unermeßlicher Wichtigkeit für beide Theile schien wegen des Grundsatzes und Beispiels die Erringung des Sieges.

Die fortschreitende Erbitterung ließ keine andere Aussicht, als jene der Entscheidung durch das Schwert. Zwar hatte Karl nach vielen Bemühungen endlich den Papst Paul III. vermocht, eine Kirchenversammlung nach Trident (1542) auszuschreiben; aber die Protestanten verwarfen deren Autorität. Noch zögerte Karl, weil die nochmals entbrannten Kriege wider Frankreich und wider die Türken seinen Arm erheischten. Aber nachdem er mit beiden Hauptfeinden Friede geschlossen, that er auf einem Reichstag zu Regensburg (1546) mit Nachdruck sein Vorhaben kund, die früheren Beschlüsse gegen die Protestanten in endlichen Vollzug zu setzen, und bereitete den Krieg. Die Schmalkaldischen Bundesgenossen thaten dasselbe, und rascher als Karl. Luther, welcher vergebens zum Frieden gerathen, starb kurz vor dem Ausbruch des Krieges (1546. 18. Febr.).

Der Schmalkaldische Krieg. Das Interim.

Den Triumph der protestantischen Sache verhinderte ein protestantischer Fürst. Herzog Moriz von Sachsen, das Haupt der jüngern, Albertinischen, Linie, nach dem Besitzthum der ältern, Ernestinischen, gelüstend, und mit dem Kurfürsten Johann Friedrich in persönlicher Zerwürfniß, verband sich mit dem Kaiser, und fiel in das Land seines Verwandten und Konfessionsgenossen; der Kurfürst, um dasselbe zu schirmen, eilte mit seinen Völkern dahin, und das

große Bundesheer, nach seinem Abzug, zerstreute sich. Karl aber, welchem inzwischen die päpstlichen Hilfstruppen und die niederländischen Fahnen sich angeschlossen, unterwarf ohne Mühe und züchtigte die vereinzelten Stände. Nur der Kurfürst, welcher sein Land wieder erobert hatte, erschien noch furchtbar. Gegen Ihn rückte Karl im folgenden Jahre mit den spanischen und italienischen Kerntruppen, schlug ihn entscheidend bei Mühlberg an der Elbe (1547 den 24. April), und bekam ihn gefangen. Ein Kriegsgericht, an dessen Spitze der unmenschliche Herzog von Alba saß, verurtheilte den erlauchten Gefangenen, als welcher mit der Reichsacht wegen Hochverraths und Empörung belegt sey, zum Tode. Gebeugt unterschrieb jetzt Johann Friedrich einen traurigen Vertrag, wodurch er Verzicht auf das Kurfürstenthum leistete, die Feste Wittenberg herausgab, von allen Bündnissen wider den Kaiser und dessen Bruder auf immer sich lossagte, und, so lange es Karln beliebte, dessen Gefangener zu seyn sich verstand. Seiner Familie wurde das Gebiet von Gotha sammt einer mäßigen Jahresrente zugeschieden, wozu später das Fürstenthum Altenburg, mit noch anderen kleinern Besitzthümern, kam. Das Kurfürstenthum aber, mit der Kurwürde, verlieh der Kaiser, als bedungenen Preis des Beistandes, an Moriz von Sachsen, den Stifter des noch heute regierenden Hauses.

Auch der Landgraf von Hessen vergaß seines Trotzes und unterwarf sich Karln, auf Treue und Glauben eines durch Vermittlung seiner Freunde abgeschlossenen zweideutigen Vertrages, nach dessen Wortlaut oder gegen dessen Wortlaut (weil hier abweichende Angaben vorliegen) er in langwieriger Gefangenschaft für seine Empörung oder für sein Vertrauen büßte.

Und durch das ganze Reich ging das Schrecken von des

Kaisers Macht. Alle Abtrünnigen erfuhren die Schwere seines Zornes; aber auch die getreuen Stände seufzten über den ungewöhnlichen Herrscherton und über die Last der Kriegssteuern.

Da wurde ein Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, zur endlichen Schlichtung der kirchlichen Zerwürfniß. Der Kaiser forderte die Protestanten von neuem auf, sich den Aussprüchen des Konzils zu unterwerfen. Aber so eben war dieses Konzil von dem Papst, welcher Karls schwellende Macht mit eifersüchtigen Blicken betrachtete, nach Bologna verlegt worden. Da beschloß Karl, aus eigener Machtvollkommenheit, in der Eigenschaft als Beschützer der Kirche, derselben wenigstens einen zeitlichen Frieden zu geben. Er verkündete daher eine, von einigen ausgezeichneten Gottesgelehrten beider Konfessionen verfertigte, einstweilige Glaubens- und Kirchenregel, worin die katholischen Lehren in möglichst schonenden, einer verschiedenen Auslegung Raum gebenden, Ausdrücken, daneben auch einige rein protestantische wenigstens als geduldet erschienen.

Dieses „Interim" oder „der römisch-kaiserlichen Majestät Erklärung, wie es der Religion halber im heiligen Reich bis zu Austrag des allgemeinen Concilii gehalten werden solle" erfuhr zwar auf dem Reichstag selbst nur geringen Widerspruch: aber das allgemeine Mißvergnügen erwachte bald, und that sich von beiden Seiten durch lauten Tadel, von protestantischer Seite durch förmlichen Widerstand kund. Gleichwohl beharrte der Kaiser auf dem Vollzug seines Willens, gleichmäßig die Grenzen seiner Macht wie den Geist der Menschen verkennend. An diesem Starrsinn scheiterte sein ganzes Glück.

Fürsten und Volk, zumal die freien Städte, empörte es, daß der Kaiser nach Machtvollkommenheit, auch in Kirchen-

und Gewissenssachen, strebte. Mehrere der letztern widersetzten sich offen. Da griff Karl zu den Waffen; Magdeburg vor allen reizte seinen Zorn. Die Bezwingung dieser heldenmüthigen Stadt übertrug er dem Kurfürsten Moriz, der mit Netzen schlauer Politik den Kaiser umstrickt hielt.

Karl war in Inspruck, von wo aus er den Gang des durch Julius III. (Pauls III. zwar gleichgesinnten, doch minder hartnäckigen Nachfolger) nach Trient zurückversetzten Konzils zu lenken suchte, und zugleich die Bewegungen in Teutschland beobachtete. Als nun Magdeburg sich an Moriz ergeben; da brach dieser auf mit seinem Heere, verband sich mit jenem des jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, dessen Vater noch immer in der Gefangenschaft des Kaisers schmachtete, und mit den Schaaren des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, und überfiel den schlechtgerüsteten Kaiser; während auch König Heinrich II. von Frankreich das Herzogthum Lothringen überschwemmte, und der Bisthümer Metz, Toul und Verdun sich bemächtigte (1552. März). In öffentlichen Schriften rechtfertigten die Verbündeten ihren Abfall durch harte Beschwerden gegen Karl. Nur zur Rettung der teutschen Freiheit hätten sie die Waffen ergriffen. Wogegen der Kaiser ihnen bitter das Bündniß mit Frankreich vorwarf, und daß sie selbst mit den türkischen Bassen in Ungarn Briefe gewechselt hätten, als ob sie Teutschland, welches befreien zu wollen sie vorgaben, diesen Erbfeinden zu überliefern gedächten.

Dieser Unfall sank tief in das Gemüth des alternden Kaisers. Von nun an gab er die Hoffnung auf, mit oder ohne Konzil den Religionszwiespalt zu enden. Darum bot er die Hände zum Frieden mit den Abtrünnigen, vorzüglich damit er mit ungetheilter Macht wider den schlimmsten Reichsfeind, wider die Franzosen, ziehe. In Passau,

unter Vermittlung des römischen Königs Ferdinand, wurde der Vertrag geschlossen (1552. 16. Juli), welcher den Protestanten Religionsfreiheit gewährte. Doch blieb noch Manches zu bestimmen übrig, welches der nächste Reichstag vervollständigen sollte. Auch der französische Krieg, welchen Karl zwar mit Macht, jedoch unglücklich führte, verzögerte die Vollendung des Friedenswerks. Endlich, auf dem Reichstag zu Augsburg, kam es zu Stande (1555), nach unsäglichen Bemühungen und vielem engherzigen Gezänk.

Der Augsburger Religionsfriede. Auswärtige Fortschritte der Reformation.

Der Inhalt dieses Religionsfriedens, so wie die Geschichte der ihm vorangegangenen Verhandlungen, muß vor dem Urtheile eines aufgeklärten Zeitalters als ein Monument der kläglichsten Beschränkung und Verkehrtheit seiner Urheber gelten. Zuvörderst war blos von der Freiheit der Reichsstände, nicht aber des Volkes die Rede. Zwar hatten die Protestanten auch für die Unterthanen die Gewissensfreiheit gefordert: aber, auf die Erklärung des römischen Königs und des Herzogs von Baiern: „Man könnte ihnen, die da doch der ewigen Seligkeit theilhaftig werden wollten, nicht zumuthen, daß sie ihren Unterthanen eine Religion verstatten sollten, auf die sie gar keinen Trost zu stellen wüßten,“ standen die, sonst überall im Tone der Ueberlegenheit redenden, Protestanten von dem so heiligen Begehren wieder ab, und begnügten sich damit, daß wenigstens „den Obrigkeiten“ (also zumal den Grundherrlichen — was jedoch katholischer Seits blos für die unmittelbare, oder Reichsritterschaft bewilligt wurde) frei stehen solle, sich mit ihren Unterthanen zu einer der beiden Religionen zu begeben; weiter, daß die den geistlichen, aber nur den

geistlichen, Fürsten zugehörigen Ritterschaften, Städte und Kommunen, welche schon seit langer Zeit der Augsburger Konfession anhängig seyen, dabei verbleiben dürften, und daß endlich in den Frei- und Reichsstädten, wo die alte und der Augsburgischen Konfessions-Verwandten Religion bisher im Gang gewesen, solches auch ferner so bleiben sollte."

Demnach ward die Frucht des blutigen Kampfes dahin beschränkt, daß einige hundert oder tausend Häupter in Teutschland ihrer Ueberzeugung in Religionssachen folgen durften. Einem kleinen Theile der übrigen könne zwar der schon errungene Besitzstand ein Recht geben; aber die Masse der Nation sollte in ihrer Gewissensfreiheit preis gegeben an die Willkür jener Häupter, und, ob Einer im Volk seiner Ueberzeugung folgen dürfe oder nicht, von dem Zufall abhängig seyn, ob sein Herr dieselbe Ueberzeugung theile. Er möge im verneinenden Falle auswandern! Dieses traurige Recht und zwar mit Abzugsfreiheit wurde ihm gewährt! —

Dagegen wurde mit unbeugsamem Eifer darüber gestritten, ob die Religionsfreiheit auch den geistlichen Ständen zukommen, oder ob dieselben und überhaupt alle Prälaten (wie bei der niedern Geistlichkeit sich von selbst verstand), wenn sie von der alten zur neuen Religion überträten, ihres Amtes und geistlichen Besitzthums sollten entsetzt seyn? — Das letzte verlangte der König Ferdinand mit den katholischen Ständen unbedingt und unnachgiebig. Aber die Protestanten, welche die Freiheit der Unterthanen so leichtsinnig dahingegeben, bestanden auf dem Fortbesitze des Kirchengutes für die zu ihrer Konfession tretenden Stände und Prälaten als auf dem Hauptpreis des Kampfes. Nicht etwa forderten sie, daß, wenn z. B. ein bischöfliches Land sich zur protestantischen Kirche wendete, alsdann auch der

bischöfliche Stuhl dem protestantischen Körper angehöre — denn solches Recht eines Landes oder einer kirchlichen Gemeinde erkannte man nicht—; sondern daß der aufgestellte Hirt einer katholischen Gemeinde nach Willkür zur protestantischen Kirche übertreten, und gleichwohl Kirchenhaupt, auch mit dem Reformationsrecht bekleideter Landesherr und Nutznießer des Kirchenguts bleiben, dieses letztere sonach protestantisches Eigenthum seyn solle. Auch gaben sie, wiewohl Ferdinand aus kaiserlicher Vollmacht den „geistlichen Vorbehalt" (reservatum ecclesiasticum), wie man die verhängnißvolle Klausel nannte, als unerläßliche Bedingung des Friedens erklärte, ihre Einwilligung dazu nur in einer schwankenden und zweideutigen Form, was den Samen zu noch größerem künftigen Hader streute.

Endlich wurden die Reformirten, überhaupt Alle, die weder der katholischen noch der Augsburgischen Konfession anhingen, als ausgeschlossen von dem Religionsfrieden erklärt. Man hatte also nicht aus Erkenntniß oder Liebe, sondern blos aus gegenseitiger Furcht den Frieden geschlossen. Man blieb engherzig wie zuvor. Doch war wenigstens unter den Hauptparteien an die Stelle des vorigen heillosen Verhältnisses blos kämpfender Kräfte und widerstreitender Ansprüche nunmehr ein äußerer Rechtszustand getreten, die nöthigste Grundlage eines mit der Zeit aufzuführenden vernunftgemäßen Baues.

Als der Augsburger Religionsfriede geschlossen und dadurch der Reformation in ihrem teutschen Mutterlande ein gesicherter Rechtsboden gegeben ward, hatte dieselbe bereits siegreich in mehreren andern Reichen sich ausgebreitet und befestigt.

Außer dem Preussischen Lande, welches der Hochmeister Albrecht von Brandenburg, und den Ostseeprovin-

zen, welche der Heermeister der Schwertbrüder, Gotthard von Kettler, der protestantischen Kirche zugewendet, bekannten frühe auch Dänemark und Schweden sich zu derselben; das erste unter Friedrich I. und Christian III., das letzte unter dem Befreier des Reiches, Gustav Wasa. Viele Bekenner, doch nicht die Herrschaft hatte Luthers Lehre in Ungarn, Böhmen und Polen errungen.

Auch die Lehren Zwingli's und Calvin's (die reformirte in engerer Bedeutung) war weithin verbreitet worden. Von ihrem Mutterland, der Helvetischen Eidgenossenschaft (woselbst sie unter schweren Kämpfen mit der katholischen Kirche sich in mehreren Kantonen festsetzte), ging sie aus in alle Rheinlande, vorzüglich in die Belgischen, zugleich auch in alle Provinzen Frankreichs, welchen sie die heftigsten Erschütterungen bereitete, nicht minder nach Schottland und England. In letzt genanntem Reiche hatte K. Heinrich VIII. sich ihr anfangs entgegengestellt. Seine späteren Zerwürfnisse mit dem Papste begünstigten jedoch ihr Emporkommen. Sie schlug feste Wurzeln, obgleich der despotische König sich selbst zum Oberhaupt der englischen Kirche erklärte (1534), und mit Ausnahme des Papstes und des Mönchwesens den katholischen Kirchengebrauch beibehielt. Die obgleich kurze Regierung Eduards VI. gab ihr neue Kräfte, also, daß selbst die tyrannische Verfolgung der Königin Maria sie nicht mehr zu tödten vermochte, und die Gunst Elisabeths sie für immer zur Herrschaft erhob. Doch gestaltete sich die englische Kirche zu einer eigenen, von der streng reformirten gesonderten Kirche durch die Beibehaltung der hierarchischen Form und vieler Ceremonien. Man nennt sie die hohe Anglikanische oder Episkopal-Kirche, und sie ist durch den Konformitätsakt (1562) für die alleinherrschende in England erklärt. Auch in Irland erhielt diese Kirche

den Vorrang, obwohl die Mehrheit des Volkes katholisch blieb. In Schottland war das rein reformirte oder presbyterianische System vorherrschend, welches auch in England viele Anhänger behielt und dadurch zu Druck und Verfolgung Anlaß gab. Viele politische Umwälzungen gingen aus solchem getrennten Religionsverhältniß hervor.

Innere Geschichte der katholischen Kirche.

Wir fügen der Reformationsgeschichte noch eine kurze Darstellung der übrigen allgemeinen oder im Schooße der einzelnen Kirchen entstandenen Verhältnisse und rein kirchlichen Vorfälle an, zumal derjenigen, die mit der Reformation in näherer Verbindung stehen.

Der Zustand der katholischen Kirche fordert hier unsere besondere Aufmerksamkeit. Derselbe ward gleich nach der Reformation und großentheils durch dieselbe wirklich verschlechtert.

Das Licht, welches in den Zeiten des Konzils von Kostniz und jenes von Basel so erfreulich und hoffnungsreich in ihr zu leuchten begann, es drohte Erlöschung. Die Richtung der Masse wie der Häupter war feindselig gegen dasselbe. Es war dieses zum Theil die Wirkung einer traurigen Reaktion, ähnlich derjenigen, die wir heute in der politischen Welt gegen einige Uebertreibungen der Freiheitsfreunde beseufzen; zum Theil aber daraus entstanden, — daß wie wir abermals das treffendste Gegenstück davon in der neuesten Geschichte erblicken — nach emporgehaltener Fahne der kirchlichen (wie hier der politischen) Reform, und also erklärter Spaltung, die bessern Köpfe, welche sonst in dem Gesammtkörper — dort in der Kirche, hier der autorisirten Staatsrechtslehrer — mitgestimmt, demnach einzelne gute Beschlüsse durch Stimmenzahl und Einfluß veranlaßt

hatten, nunmehr zu einer gesonderten Partei sich bildeten, also von dem Hauptkörper oder von der Masse geschieden und losgetrennt wurden. Was hier zurückblieb, war nun meist Bodensatz oder Hefe, welche, von dem edleren Geiste nicht mehr überflossen, desto geneigter ward, in Fäulniß zu übergehen.

Dieses harte Urtheil zu rechtfertigen, bedarf es nur eines Blickes auf das Konzil von Trient, und einer Vergleichung von dessen Geist mit jenem der beiden früher genannten von Kostniz und von Basel. Mit unsäglicher Mühe hatte Karl V. zuwege gebracht, daß die schon im Jahr 1530 den Protestanten mit Bestimmtheit verheißene allgemeine Kirchenversammlung, welche allein die entstandene Spaltung heilen und die so nothwendige Reform der Kirche in Haupt und Gliedern bewirken zu können schien, endlich vom Papst Paul III. 1537 nach Mantua, darauf nach Vicenza und erst 1542 nach Trient berufen wurde, woselbst es nach wiederholter vier- und zehnjähriger Unterbrechung bis zum 4. Dezember 1563 währte, an welchem Tage mit der 25sten Session das Konzilium geschlossen ward.

Dasselbe hat in Glaubenssachen durch eine deutlich gezogene und mit Bannflüchen wohl verwahrte Grenzlinie die katholische Kirche von der protestantischen sowohl als von der griechischen sorgfältig geschieden, gegen die protestantische zumal, ungeachtet der Kirchenfriede der angegebene Zweck der Versammlung war, eine fast unübersteigliche Scheidemauer aufgeführt; in Disciplinarsachen wohl einige minder wichtige Verbesserungen angeordnet, in Rücksicht auf das System der Hierarchie und des Papstthums aber solche Grundsätze aufgestellt, daß Frankreich, Teutschland und Ungarn durch feierliche Erklärungen sich dagegen verwahren zu müssen glaubten. Ueberhaupt hatten die päpstlichen Legaten

(für welche das anschließende Recht des Vorschlags vindizirt ward) darauf das entschiedenste Uebergewicht; und die italienischen Bischöfe vereitelten durch ihre Mehrzahl die Wirksamkeit der lichtern französischen, spanischen und teutschen Stimmen. Die päpstliche Herrscherpolitik feierte in dem Hauptresultat des gefürchteten, aber trefflich bearbeiteten Konzils ihren höchsten Triumph, und der letzte Laut, der aus dem Munde der versammelten christlichen Väter durch den Tridentischen Dom schallte, war ein Fluch gegen die Ketzer...

Diesem Fluche gab die Engherzigkeit oder Tyrannei der Gewaltigen jener Zeit eine sehr ausgebreitete, schreckliche Erfüllung. Die schönsten katholischen Länder und die Gepriesensten ihrer Könige wurden verdüstert, und schändeten sich durch Ketzerverfolgung und Ketzergerichte.

Wir haben schon bei früheren Anlässen von der ersten Errichtung der Inquisition gesprochen. Gegen die unglücklichen Albigenser und Waldenser ward sie am Anfang des XIII. Jahrhunderts von Papst Innocenz III. in's Daseyn gerufen, und von Gregor IX. 1229 als beständiges Tribunal, und dessen Verwaltung den Dominikanern gebühre, erklärt. Nachmals hat Ferdinand der Katholische, noch vor der Eroberung Granada's, zur Reinigung des Reiches von versteckten Saracenen und Juden sie in Spanien eingeführt, und ihr 1478 den Dominikaner, Thomas von Torquemada, zum ersten Oberrichter gesetzt. Wer den leisesten Verdacht des heiligen Gerichtes auf sich gezogen, gegen wen immer ein geheimer Ankläger sich gemeldet hatte, derselbe ward begraben in Kerkernacht, zur Selbstangabe durch Beängstigung und Marter gezwungen, und wo nicht besondere Milderungsgründe vorlagen, dem Feuertode hingegeben. Sein Vermögen fiel dem heiligen Gerichte oder dem König

anheim, seine Kinder waren ehrlos. Selbst gegen längst Verstorbene wurden Verdammungsurtheile gesprochen, und an ihren herausgegrabenen Gebeinen, an ihrem Vermögen und an den unschuldigen Nachkommen vollzogen. Keiner im Reiche war sicher vor den Klauen der heiligen Häscher, die Inquisition mordete auch im Dienst der Privatrache oder der königlichen Tyrannei. Nur ihre eigenen Diener mochten der Verschonung sich getrösten, daher selbst Grandes von Spanien sich ihr als Familiaren anschlossen. Die gräßlichen Auto's da fé — nicht selten in Gegenwart des Königs selbst gefeiert — unterhielten fortwährend die Schrecken des heiligen Gerichtes; das öffentliche Mitleiden gegen die Schlachtopfer wurde erstickt durch grausenhafte Ceremonien und fanatischen Hohn.

Bald erhielt das Gericht vermehrte Thätigkeit durch die große Glaubensneuerung Luthers und Calvins. Durch seine Schergen ist Spanien rein geglieben von dieser gefürchteten Ketzerei. Auch die italischen Nebenlande Spaniens, auch Amerika wurden davon rein erhalten durch dasselbe verzweiflungsvolle Mittel. Welchergestalt seine Einführung in den Niederlanden die Hauptursache des Abfalls derselben von Spanien und die Gründung eines neuen Freistaates gewesen, wird in der politischen Geschichte erzählt. Auch in Frankreich und Teutschland erhoben sich Inquisitionstribunale, doch mit beschränkter Wirksamkeit und kürzerer Dauer. Portugal dagegen fühlte seit 1557 die Schrecken derselben so fürchterlich als Spanien, und trug sie hinüber nach Ostindien, allwo in Goa die europäische Unmenschlichkeit sich das gräßlichste aller Denkmale baute.

Fast um dieselbe Zeit, als die letzte allgemeine Kirchenversammlung, zum Theil aus übergroßem Haß gegen die Ketzer, die päpstliche Gewalt mit ihren Auswüchsen — als

welche man wie den Ketzern zum Hohn, mit neu erwachter Vorliebe in Schutz nahm — für eine lange Folgezeit befestigte, trat eine dauernde, für die katholische Kirche, ja für die ganze Welt, höchst wichtige, Einsetzung in's Leben, welche zu den gleichen Zwecken mit ganz außerordentlichen Kräften wirksam war: der Orden der Jesuiten.

Ignaz (Inigo) von Loyola, ein spanischer Edelmann (geboren 1491), von schwärmerischem Gemüth, welcher in seiner Jugend Kriegsdienste im Heere Ferdinands des Katholischen gethan, bei der Belagerung von Pampelona (1521) eine Wunde erhalten, und während des Krankenlagers durch Lesung von Heiligengeschichten seine Phantasie vollends entzündet hatte, legte, nach abenteuerlicher Vorbereitung und mühevoller Sammlung von Brüdern den Grund zu einem Orden, welchen, nachdem Papst Paul III. 1540 denselben bestätigt hatte, sein Nachfolger im Generalat, Lainez (1556), und ein Menschenalter später Aquaviva (von 1581 bis 1615), genialisch zur eingreifendsten Wirksamkeit in der Kirche und im Staat ausbildeten. Die „Gesellschaft Jesu", wie die Loyoliten sich nannten, nahm neben den drei Hauptgelübden des Mönchthums noch ein viertes, des unbedingten Gehorsams gegen den Papst in allem, was den Dienst der Kirche, vorzüglich gegen Ketzer und Unglaubige, beträfe, auf sich, und erhob sich schnell durch die Gunst des römischen Stuhls, durch die ausgezeichnetsten Privilegien, mehr noch durch die Weisheit ihrer innern Einrichtung, an Glanz, Reichthum und Einfluß über alle Mönchsorden der Christenheit. Der Jesuiten-Orden aber bestrebte sich, „Allen Alles" zu seyn, insbesondere den Fürsten als Rathgeber und Beichtväter einflußreich zur Seite zu stehen, durch Unterricht der Jugend die nachwachsenden Generationen mit Ideen, die der Ordenspolitik frommten, zu erfüllen, und durch vielseitige

Verbindung mit allen Ständen dieselben alle zu beherrschen. Alles, auch die Wissenschaft und Moral, mußten durch Accomodation demselben Zwecke dienstbar werden. Also geschah es, daß fast zweihundert Jahre lang der Orden einen stets mächtigen, allzuoft vorherrschenden Einfluß in den großen Geschäften der Kirche und der Staaten ausübte, daß er, „zugleich wilden, und halb und sehr verfeinerten Völkern mit großem Erfolge Gesetze gab, gewisse Ideen verbreitete und befestigte, und schwache Privatmänner zu Herren der Erde und ihrer Könige machte.“

Der Ausruf der Bewunderung über die mächtigen Wirkungen, die von den Jesuiten ausgingen, wird erstickt durch den Klageruf: „Was hätten sie nicht Herrliches, Humanes und rein Wohlthätiges vollbringen mögen, wären ihre Zwecke auf Licht und Recht gerichtet gewesen!!“ — Aber freilich, dann würden sie auch der Gunst der Gewaltigen sich nicht erfreut haben, sie würden, unbeschützt durch Privilegien und Vorrechte, als geheime Verbrüderung arbeiten, und — obschon damals die Polizei so tausend-äugig und armig nicht war, wie heute — sich dennoch auf einen sehr kleinen Wirkungskreis haben beschränken müssen.

Innere Geschichte der protestantischen Kirchen.

Indessen schwächte sich die Lutherische Kirche durch einheimische Zwietracht und zumal durch ihre Feindseligkeit gegen die reformirte. Luther selbst hatte durch sein eigenes Beispiel solche Streitlust genährt. Sein leidenschaftlicher Kampf wider Zwingli und Calvin über den Punkt des Abendmahls und den noch verhängnißvolleren der Gnade wurde nur fortgesetzt, nicht angefangen von seinen Schülern; aber freilich von diesen auch geführt wider Luthers Freund, den gemäßigten Melanchton, und wider dessen

minder biegsame Anhänger, die man bald als Crypto-Calvinisten verfolgte.

Der Uebertritt des Kurfürsten von der Pfalz zur reformirten Kirche war für die Protestanten ein schwerer Schlag. Während die Klugheit nicht minder als der ächt evangelische Geist die Schwesterkirchen zur Vereinigung aufforderte, veranlaßte der Haß der strengen Lutheraner gegen die gemäßigtern Reformirten die Ausarbeitung einer genauer bestimmten, symbolischen Schrift, der sogenannten Concordienformel, welche die Trennung der beiden Kirchen vervollständigte. Aber neue Bewegungen folgten auf dieses zankgeborne Werk. Selbst Hinrichtungen, zumal des kursächsischen Kanzlers Crell, wegen Crypto-Calvinismus, besiegelten die Concordienformel.

Auch im Schooße der reformirten Kirche, und noch heftiger, wütheten Zwietracht und Verfolgung. Calvin hatte die düstere augustinische Lehre von der unbedingten Vorherbestimmung des Menschen zur Seligkeit oder zur Verdammniß zur herrschenden in den weiten Ländern des reformirten Glaubens gemacht. Arminius, Professor in Leyden, trug zwar mit großem Beifall die mildere Lehre vor, aber erfuhr sofort die Verfolgung des Zeloten Franz Gomarus, seines unwürdigen Kollegen. Nach Arminius Tod entbrannte der Streit weit heftiger; politische Parteiung war hinzugetreten. Die Arminianer waren republikanisch gesinnt; die Gomaristen begünstigten des Statthalters aufstrebende Herrschergewalt. Daher lieh der Prinz Moriz den letzten seinen Arm, und es geschah, daß, nachdem die Synode von Dordrecht die Arminianische Lehre verdammt hatte (1618), der siebzigjährige, um's Vaterland hochverdiente, aber freiheitliebende Rathspensionär, Joh. von Oldenbarnevelt, hingerichtet, der große Hugo

Grotius in's Gefängniß geworfen, und viele andere edelgesinnte und geistreiche Männer gleichfalls eingekerkert oder verbannt wurden. Aber die Lehre der Arminianer erlosch darum nicht, sondern pflanzte sich auswärts, ja insgeheim selbst in den Niederlanden fort, und erstarkte durch das ausgezeichnete wissenschaftliche und religiöse Verdienst vieler ihrer Bekenner. —

Wirkungen der Reformation.

Die Frage nach der Gesammtwirkung der Reformation, d. h. nach allen ihren mittelbaren wie unmittelbaren Einflüssen ist von unendlich weiterem Umfang und von höchst schwieriger Beantwortung. Doch könnte man dieselbe durch bloßes Hindeuten auf den ganzen nachfolgenden Geschichtstrom geben, als welcher durch die von ihr ausgegangene mächtige Bewegung eine wesentlich veränderte Richtung empfangen und bei allem weitern Fortfließen in den meisten Haupterscheinungen kenntlich beibehalten hat.

Aber dieser Einfluß, ist er ein wohlthätiger oder ein verderblicher gewesen?

Allerdings ist, was von den Folgen der Reformation allernächst in die Augen springt, meist betrübend und schrecklich. Wilde Zwietracht und der heftigsten Leidenschaften entfesselte Wuth, langwährende Verwüstung der Länder, und ganze Ströme des, hier in Schlachtfeldern, dort auf Schaffoten, vergossenen Blutes; fast alle Reiche von Europa voll der kläglichsten Zerrüttung, abwechselnd von Bürgerkriegen und von fanatischer Tyrannei gegeißelt, durch alles dieses endlich im hoffnungsreich begonnenen Voranschreiten auf der Bahn der Civilisation, der Wissenschaft und der Freiheit gehemmt, ja vielfach zurückgeworfen.

Doch wir dürfen wohl fragen: Wären denn ohne die

Religionskriege die Zeiten friedlich, ohne die Kirchenspaltung Freiheit und Recht unbedroht, ohne die Gewaltthaten des Fanatismus die Musen unverschüchtert geblieben?

Der Zeitpunkt der Reformation war eben jener der drohend emporgestiegenen europäischen Königsmacht. Fast alle Monarchen im siegenden Fortschritt zur innern Uneingeschränktheit, fast alle strebend nach Vergrößerung von außen, die mächtigsten aber auf dem Wege, ganz Europa mit Herrscherplanen zu umfassen. Diese Lage der Dinge, welche Aussicht ließ sie übrig, als daß entweder ein langwieriger, zweifelhafter Kampf zwischen Fürsten und Völkern, zwischen Reichen und Reichen, Europa mit Trümmern erfülle, und selbst im Fall des — wenig wahrscheinlichen — Sieges der Freiheit, Grabesstille über die bevölkerten Länder komme; oder daß die Freiheit, vielleicht schon nach kurzem Kampf, erliege, und dann für lang oder für immer asiatischer Geistestod, chinesische Entwürdigung das Loos der europäischen Menschheit werde? — Die Reformation hat der Kriegsflamme blos eine andere Richtung und einen andern Stoff gegeben; aber die von ihr erzeugten Kriege waren minder betrübend, weil nach Geist und Zwecken edler als die gemeinen Herrscherkriege, auch — obschon freilich viele unlautere Politik sich in's Spiel mischte — dennoch im Erfolge wohlthätig, ja heilbringend. Die innere und äußere Freiheit der Nationen, das Gleichgewicht im europäischen Staatensystem wurden errungen durch sie, und auf tiefgehender Grundlage befestigt. Denn nicht nur haben sie die drohende Präponderenz des gedoppelten Hauses Oestreich zernichtet, nicht nur die Selbstständigkeit der minder mächtigen Staaten gerettet, und der politischen wie der kirchlichen Tyrannei einen Damm gesetzt; sondern sie haben die Völker selbst, als welche hier der Ideen willen, und aus eigenem lebendigem Antrieb, nicht blos als

Waffenknechte der Herrscher, auf den Kampfplatz traten, im Gemüthe erhoben, und der Freiheit gleich fähig als würdig gemacht.

Auch in der friedlichen Richtung der gelehrten Diskussion und der Wissenschaft hat die Reformation die Wege zur Freiheit gebahnt. Die Grundidee der Reformation ist die Freiheit gewesen. Denn sie war Auflehnung gegen ein unerträgliches Joch. Die der Freiheit holden Gemüther waren die natürlichen Freunde der Reformation, und sie gab ihnen einen äußern Vereinigungspunkt. Aber die Freiheit in einer Sphäre ist jener in allen andern verwandt; wer die eine gekostet, strebt um so begieriger nach jeder andern. Auch sind die Lehren der Freiheit unter sich verwandt, wie die Gefühle. Welches sind die Grenzen der päpstlichen, welches überhaupt jene der kirchlichen Macht? — Diese Frage war zu beantworten von den Reformatoren und ihren Anhängern. Aber sie konnten es nicht, ohne zugleich den Kreis zu zeichnen, welcher die bürgerliche Gewalt umschließt. Die Gebietsbestimmung für beide war abhängig von der Untersuchung ihrer beiderseitigen Natur, ihres Ursprungs und ihrer Zwecke; und diese führte nothwendig zur Erkenntniß der Rechte der Regierten; und also ward die Bahn eröffnet zur freisinnigen Bearbeitung eines wissenschaftlichen Staatsrechts, welches zwar erst in einer viel spätern Zeit zur Vervollkommnung heranreifen sollte, jedoch schon in der frühern die kostbarsten Resultate gewährte.

Allerdings verringerten mancherlei Umstände den der Freiheit im allgemeinen durch die Reformation gewordenen Gewinn: aber der Geist blieb lebendig, und überwog weit in seinen Wirkungen die Ungunst aller äußeren Verhältnisse. Am gefährlichsten war die jetzt von den bürgerlichen Regenten in größerm Maaße als früher angesprochene Kirchengewalt,

mithin die Vereinigung beider Gewalten in einer Person. Denn jetzt mußte den Unterthanen leicht der Glaube des Herrschers als Gesetz des eigenen Glaubens gelten. Auch — und dieses ist die traurigste Seite des Gemäldes — fand die Verfolgung, welche früher meist nur gegen Einzelne oder gegen wenig zahlreiche Sekten statt gefunden, jetzt gegen ganze Völker, oder gegen die Hälfte eines Volkes statt. Indessen erhielten doch die Kirchen selbst oder einzelne Gemeinden, hier durch Friedensschlüsse, dort durch Verträge und Gesetze, jede ihren gesicherten Rechtsboden; und der Widerstreit des Prinzips der Reformation mit der Intoleranz ihrer Anhänger, so wie der Geist der voranschreitenden Philosophie und Wissenschaft, bereiteten unter beiden Parteien wenigstens den Weg zu künftiger Duldung. Gleichwohl kann nicht verkannt werden, daß auf dieser Partie des Gemäldes ein düsterer Schatten liegt.

Wenn wir die Reformation als Retterin der politischen und bürgerlichen, nicht minder als der kirchlichen Freiheit betrachten dürfen, so haben wir dadurch mit einem Wort schon eine Unermeßlichkeit der von ihr ausgegangenen Segnungen ausgesprochen, deren umständlichere Aufzählung sonach als überflüssig erscheint, oder durch ein paar flüchtige Andeutungen geschehen kann.

Es ist hier zuvörderst das Schicksal der Wissenschaft, welches den forschenden Blick auf sich zieht, und hier sagen wir kühn: ohne Reformation hätte Europa nimmer der höheren Erkenntniß Früchte gebrochen. In eben jener Zeit war schon eine furchtbare Verschwörung gebildet gegen das aufstrebende Licht. Geistliche und weltliche Häupter, die künftigen Wirkungen desselben ahnend, gereute es der Ermunterung, welche sie früher der Wissenschaft gegeben, und beschlossen, ihr möglichst enge Schranken zu setzen. Und mit nichten war

solches Beginnen bloße Reaktion wider den der mißbrauchten Wissenschaft zur Last gelegten drohenden Gang der Reformation. Die Büchercensur hatte schon Papst Alexander VI. eingeführt; und vor Luthers Erscheinung (nämlich schon 1515) hatte Leo X., sonst als Musenfreund gepriesen, scharfe Verordnungen erlassen wider die aus dem Griechischen, Hebräischen oder Arabischen übersetzten Bücher. Die längst gegründete Inquisition allein, deren Herrschaft allgemein zu machen der Papst unabläßig strebte, würde hingereicht haben zur Erstickung jedes emporstrebenden Lichtes. Wäre die Gewalt des Papstes unangefochten, und ausgebreitet über die ganze lateinische Kirche geblieben: welche Zufluchtstätte wäre dann der verfolgten Wissenschaft noch offen gestanden?

Die Reformation hat selbst ihre Gegner bezwungen, wenigstens die Gelehrsamkeit, wenn auch nicht die freisinnige Wissenschaft zu pflegen. Im harten Kampf mit den kühnen Rebellen, welche mit Waffen der Schule mehr als des Krieges trotzten, galt es, derselben Waffen mächtig zu seyn; und die von beiden Parteien zur Verbündeten gesuchte öffentliche Meinung würde sich ganz von der unwissenden abgewandt haben. Also trieb man die mit der theologischen Polemik näher verbundenen Studien beiderseits eifriger, als zuvor geschehen, obschon nicht mit unbefangener Seele; bei den Protestanten aber, als welche hier, im Reiche des Wissens, ihre Hauptfeste erkannten, umfassender und allgemeiner.

Auch hatten die Reformatoren ein Prinzip aufgestellt — freie Prüfung — welches, obgleich von seinen eigenen Urhebern, so wie von deren Schülern und Anhängern nur zu oft vergessen oder verkannt, dennoch als geheimes Lebensprinzip des Protestantismus fortdauerte, und das Palladium

der Wissenschaft wie des Rechts im Besitz und in der Verehrung der Menschheit erhielt.

Es ist aber unmöglich, daß eine Wissenschaft liebend und erfolgreich geflegt werde, ohne daß auch alle anderen davon ihren Gewinn zögen; und der einmal in einer Richtung bewegte und freithätige Geist erfüllt bald alle Bahnen mit gleich regsamer und freier Thätigkeit. Die schrecklichen Stürme, welche die Reformation begleiteten, hielten zwar das Gedeihen von allem dem zurück; aber sie tödteten den Lebenskeim nicht, und nach vertobtem Gewitter entfaltete er allenthalben seine fruchtbringende Kraft. Hinfort war es unmöglich für irgend ein Land, der Wissenschaft gänzlich verschlossen zu bleiben. Was irgendwo der Geist der Menschen ersinnt, gehört dem ganzen Geschlecht. Durch die bestverwahrten Pforten dringen immer wenigstens einige Strahlen der draußen leuchtenden Erkenntniß; und eine freie Werkstätte der Wissenschaften mag die Welt mit ihrem Lichtglanz erfüllen. — Endlich ist es vorzüglich der Reformation zuzuschreiben, daß die lebenden Sprachen zu Organen der Wissenschaft gemacht wurden, und dadurch die Wissenschaft selbst zum Gemeingut des Volkes ward. Die Reformatoren allererst, aber dann auch ihre Feinde, mußten auf's Volk wirken, was nicht in todter, nur in lebender Sprache geschehen konnte. Hierdurch empfingen die verschiedenen Landessprachen eine sorgfältige Bearbeitung und schnelle Vervollkommnung: die Wissenschaft, bisher nur in den Zungen verstorbener Völker redend, und darum nur einer Klasse von Eingeweihten zugänglich — öffnete jetzt ihren Tempel für jeden Freund, sie ward Sache der Nation.

Mit der Freiheit und mit dem Gedeihen der Wissenschaft in engerer Verbindung steht der Flor der Staaten, das bürgerliche Wohlseyn, die Nationalkraft und die

moralische Würde. Die im Ganzen hochgünstige, wiewohl durch einige nachtheilige Umstände verringerte (ja selbst vorübergehend ungünstige) mittelbare und unmittelbare Einwirkung der Reformation auf alles dieses wird für den denkenden Leser aus der eigentlichen Erwägung des natürlichen, wechselseitigen Zusammenhanges solcher Verhältnisse und aus dem Totaleindruck der nachfolgenden Geschichte von selbst hervorgehen. Auch das durch den aufgeregten Eifer für Ideen entstandene oder verstärkte Freundschaftsband zwischen den Religionsverwandten verschiedener Völker, welches manchen politischen Zwiespalt aufhob oder milderte, und eine treffliche Pflege des reinen kosmopolitischen Sinnes und der Humanität ward — ein Stellvertreter des erschlafften allgemein christlichen Landes — bedarf für den Denker nur einer flüchtigen Andeutung.

Schließlich stellen wir noch die Frage: ob denn wirklich die Reformation selbst, d. h. ihre Urheber und Freunde zu verantworten haben, was neben dem unermeßlichen Guten auch Uebles auf sie gefolgt ist? oder ob die, an sich nach dem Guten abzweckende, neue Lehre vielleicht nur durch den Widerstand, den man ihr entgegensetzte, verderblich ward? — Die Katholiken haben durch die endlichen Friedensschlüsse mit den protestantischen Kirchen das von rein vernünftigem Standpunkt wohl überflüssige — Anerkenntniß abgelegt, daß die Coexistenz dieser neuen Kirche und der alten rechtlich möglich sey: sie haben demnach mit Unrecht die Bildung der neüen Kirchen gewaltthätig gehemmt, weil, was dem Rechte nicht widerstreitet, sein Daseyn mit Recht behauptet. Ueberhaupt hat jede Lehre als solche den Anspruch auf Freiheit. Sie mag unbeschadet des Rechtes nur widerlegt, nicht aber unterdrückt werden; und über eine Lehre, zu welcher sich Millionen kultivirter Menschen bekennen,

kann nur Vermessenheit die Aechtung aussprechen. Auch eine „allein seligmachende“ Kirche mag hier kein größeres Recht als jede andere fordern, weil nur das Ungerechte mit Gewalt darf gehindert werden, die eigene Seligkeit verscherzen aber kein Unrecht wider Andere ist. Es war demnach klare Rechtsverletzung, welche die katholischen Machthaber begingen, als sie mit Gewalt der Reformation sich entgegensetzten; und es ist abenteuerlich zu sagen: „weil aus der Gegenwehr der Protestanten (die man da als rechtlos behandelte, ihres Glaubens willen verbannte, einkerkerte, tödtete) viel Unheil, Kriegszerstörung und mannigfaltige Gräuel geflossen sind, darum ist die Reformation zu verwünschen.“ — Die Protestanten (so wie die Liberalen der neuesten Zeit, ja mit noch weit evidenterem Recht, weil das Gewissen immer und wesentlich frei ist, während politische Verhältnisse durch positive Rechtstitel mögen befestigt werden) verlangten ursprünglich nichts als ihr Recht, nämlich die Ungestörtheit in ihrem, keineswegs rechtswidrigen, weil auf vernunftmäßige Ueberzeugung gebauten Beginnen. Mochte man ihnen Schranken setzen, sobald sie das Rechtsgebiet der alten Kirche oder des Staates überschritten, nicht aber sie selbst außer dem Rechte erklären, weil sie anders glaubten, als Rom! —

Wer billig ist, wird eingestehen, daß es bei den Protestanten die Selbsterhaltung, bei den Katholiken die Herrschaft galt, und daß nicht die sehr vernünftig klingenden Sätze, welche Luther in Wittenberg anschlug, sondern daß der Bannfluch des Papstes und mehr noch die in Worms ausgesprochene Reichsacht das Feuer angezündet haben, welches Europa mit Verwüstung erfüllte *).

*) Der Verfasser dieser Geschichte ist selbst Katholik, und hat bei verschiedenen Gelegenheiten die Rechte und Interessen seiner Kirche

Die Zeiten Karls V.

Karl V. König und Kaiser. Unruhen in Spanien.

Noch niemals — die alten römischen Kaiser und vielleicht Karl M. ausgenommen — hatte die Vorsehung so große Macht in Europa auf ein Haupt gehäuft, als Karl V. erbte. Die beiden verhängnißreichen Vermählungen — Maximilians I. mit der Erbtochter von Burgund, und seines Sohnes, Philipps I., mit Johanna von Spanien (auf welche jedoch erst nach den Todfällen dreier vor ihr berechtigter Häupter das große Erbe ihrer Eltern fiel) machten Karln, Johanna's Erstgebornen (1500), zum Herrn unermeßlicher Länder; sie gaben dadurch den politischen Verhältnissen und Bestrebungen Europa's für Jahrhunderte die Hauptgestalt und Bestimmung.

Indem Karl das doppelte Erbe nach seines Vaters, Philipp, und seines mütterlichen Großvaters, Ferdinand, Tod antrat (Philipp war in demselben Jahr [1506], worin er, nach Isabellens von Kastilien Tod, im Namen seiner gemüthskranken Gemahlin dieses Reiches Thron bestiegen, gestorben; der Arragonische Ferdinand als Großvater und Vormund Karls hatte sodann das Reich bis 1516 verwaltet), so lag auf ihm (zugleich Maximilians von Oestreich, seines väterlichen Großvaters, Erben) der gedoppelte Haß Frankreichs gegen Spanien und gegen Oestreich. Denn dieses hatte schon durch Erheirathung des Burgundischen Erbes die Eifersucht Frankreichs gereizt, und dann

freimüthig vertheidigt: aber er würde den Charakter des Geschichtschreibers und des Mannes zu verläugnen glaubeu, wenn er aus was irgend für einer Rücksicht jemals anstünde, die Wahrheit oder seine Ueberzeugung auszusprechen. —

Bayerische Staatsbibliothek München

durch Widerstand gegen den französischen Eroberungsplan in Italien den Haß dieser Macht erregt; Spanien aber, welches durch Ferdinands des Katholischen Gewaltthätigkeit und Tücke Neapel, Navarra und Roussillon auf Unkosten Frankreichs erworben, war wie im Kriegsstand wider dasselbe.

König Ludwigs XII. Nachfolger, Franz I., überzog gleich im ersten Jahr seiner Regierung (1515) Mailand mit Heeresmacht, und eroberte dasselbe, nachdem er in einer zweitägigen mörderischen Schlacht bei Marignano die Schweizer, Max Sforza's Vertheidiger, glorreich überwunden. Der bald darauf (1516) mit den Schweizern zu Freiburg geschlossene — ewige — Friede (wodurch die Eidgenossen für alle folgende Zeit an das Interesse Frankreichs gefesselt wurden) und jener, welchen gleichzeitig der so eben zur Regierung gelangte Karl zu Noyon mit dem König schloß, schienen die Eroberung zu sichern; aber bald entbrannte neuer Haß über noch höhere Dinge.

Kaiser Maximilian I. war gestorben (1519). Die Wahl seines Nachfolgers bewegte Teutschland und Europa. Um die Kaiserwürde bewarben sich jetzt die beiden Gewaltigsten der Könige, Karl und Franz; beide auf ihre zum Schutze kräftige Macht, beide auch auf die Künste der Intrigue und Bestechung ihre Hoffnung bauend. Die Kurfürsten, deren Berathung Friedrich der Weise von Sachsen, für sich selbst den angebotenen Thron ablehnend, nach ächt politischen Rücksichten lenkte, vereinigten sich endlich zu Gunsten Karls als eines teutschen Fürsten, und dessen Stellung dem Reich den zuverläßigsten Schutz, zumal gegen der Türken drohende Macht verhieß. Doch sollte er — wie auch schon in früheren Zeiten mitunter geschehen — durch feierliche Annahme einer umständlichen Wahlkapitulation

Bayerische Staatsbibliothek München

die kostbaren alten Rechte und mehreres Neue, was von Nutzen schien, versichern. Solche Wahlkapitulationen sind von nun an jedem neugewählten Kaiser vorgelegt worden.

König Franz vernahm mit tiefgekränktem Gefühle den Triumph des Nebenbuhlers. Auch sah er sich dadurch, neben anderm Nachtheil, zumal im Besitze Mailands, als welches Reichslehen war, bedroht. Die Hoffnung des Friedens verschwand. Vier blutige Kriege kamen über Europa durch die Eifersucht zwischen Franz und Karl.

Während Karl, bald nach seiner Krönung in Aachen, die Zubereitungen zum ersten dieser Kriege machte, brach in Spanien selbst ein für Karls Macht höchst gefährlicher, durch Ursprung, Geist und Zweck äußerst merkwürdiger, Aufstand aus. Schon der Regierungsantritt Karls, dessen Vorliebe für die niederländischen Günstlinge den spanischen Stolz empörte, war von Unruhen begleitet, und aller Muth und alle Weisheit des Kardinals Ximenes, welchen Ferdinand der Katholische sterbend zum Reichsverweser ernannt hatte, nöthig gewesen, um das, meist von Seiten des Adels bereitete, Ungewitter zu beschwören. Karls Ankunft in Spanien würde volle Beruhigung gebracht haben, hätte er nicht die ihm entgegenkommenden Herzen des Volkes muthwillig durch schnöde Willkühr gekränkt, und das verfassungsmäßige Recht des Landes durch Herrscherton, Verletzung hergebrachter Formen und ungewohnte Forderungen unzart verletzt.

Daher erhoben sich, sobald Karl zum Empfang der neuen Königskrone nach Teutschland gegangen, die Städte Kastiliens — allen voran die edle, königliche Toledo — zur Behauptung der alten Rechte. Der Kardinal Adrian, Bischof von Utrecht, welchen Karl, sein ehemaliger Zögling zum Regenten eingesetzt, ward verworfen von den freiheitsstolzen Gemeinden. Dieselben schloßen unter sich eine „heilige

Ligue," bemächtigten sich der Person der Königin Mutter, in deren als der rechtmäßigen Monarchin Namen die Regierung des Reiches zu verwalten, und schickten an den König ein umständliches Verzeichniß ihrer wohlbegründeten Beschwerden und der daraus hervorgehenden Forderungen der Abhilfe. Karl verweigerte den Abgeordneten der Ligue selbst das Gehör, und schärfte dadurch die Erbitterung des Volkes. Da hob die Ligue noch kühner ihr Haupt, und entwarf Plane zur Befreiung der Gemeinen von dem alten Feudaldruck des Adels; der demokratische Geist griff reißend um sich. Aber eben hiedurch ging die Sache verloren. Denn der Adel in allen Provinzen, jenen Geist weit heftiger scheuend als den Mißbrauch der Königsmacht, sammelte sich jetzt um den Thron, gegen welchen er früher sich aufgelehnt, und um den sonst gehaßten Regenten, Adrian, die Anschläge der Rebellen durch Kriegsmacht zu vereiteln. Die bürgerlichen Streiter der Ligue, so viel dahingebender Muth in Einzelnen lebte, konnten den Stoß der kriegsgewohnten, stehenden Kerntruppen und der wohlbewaffneten adelichen Reiterschaar nicht aushalten. Nach anfangs gutem Erfolg, welchen unter dem heldenmüthigen D. Juan de Padilla das Volksheer hatte, ging es an einem unglücklichen Schlachttage (23. April 1522) bei Villalar in Trümmer. Padilla selbst wurde gefangen und als Empörer hingerichtet. Aber seine gleich heroische Gattin, Maria Pacheco, brachte ihm ein würdiges Todtenopfer und ihrem Vaterland ein großes Beispiel in der glorreichen Vertheidigung Toledo's, welche Stadt, Padilla's Erzeugerin und erste Gönnerin, durch Sie begeistert und geführt, beinahe ein volles Jahr hindurch, und nachdem alle anderen Städte sich unterworfen, der ganzen Kriegsmacht des Regenten trotzte, und endlich mehr nur der Hinterlist als der Gewalt erlag.

Jetzt triumphirte das Königthum. Die kostbaren alten Freiheiten wurden abgeschafft oder vergessen, die einst hochgeehrten, einflußreichen Cortes arteten aus in eine landständische Schattengestalt, oder in zahme Versammlungen, deren Hauptgeschäft Bewilligung der Steuern, deren Stimme aber unkräftig war zur Bewirkung heilsamer Reform.

Erster Krieg gegen Franz I. von Frankreich.

Die Aufmerksamkeit Europa's auf Spaniens einheimischen Krieg ward verringert durch das näher liegende Interesse des italischen Krieges. In demselben Monat, da die Schlacht bei Villalar geschlagen ward (April 1522), hatten Karls Feldherrn einen entscheidenden Sieg über Franzens Heerführer, Lautrec, bei Bicocco erstritten. Mailand mit Genua war die Frucht dieses Sieges. Der Kaiser überließ das erste an Franz Sforza, des vertriebenen Maximilians Bruder, nicht ohne eigennützigen Vorbehalt. Aber der König von Frankreich trotzte dem Mißgeschick, und rüstete sich nicht nur zur kräftigsten Vertheidigung seines Reiches, sondern beschloß auch die Wiedereroberung Mailands. Auch wäre sie wohl gelungen, hätte er nicht durch seine ränkevolle Mutter, Louise von Savoyen, dazu verleitet, den Prinzen Karl von Bourbon, Connetable von Frankreich, durch schwere Mißhandlungen gegen sich aufgereizt. Der Prinz, von Leidenschaft dahin gerissen, floh zum Kaiser, um unter dessen Fahnen gegen seinen Beleidiger zu streiten. Also verlor Frankreich seinen besten Feldherrn, und bereitete durch seines gebornen Vertheidigers Hand seines Feindes, des Kaisers, Glück. Denn mit großer Ueberlegenheit stritt jetzt desselben Heer gegen das der Franken, welches der Admiral Bonnivet befehligte, vertrieb es aus Mailand,

dessen Hälfte Bonnivet früher abermals gewonnen, und that selbst einen Einfall in's südliche Frankreich.

Auf diesem unglücklichen Rückzuge Bonnivets (1524) an den Ufern der Sessia verlor Bayard, der „Ritter ohne Furcht und ohne Tadel“ sein Heldenleben.

Indessen war das kaiserliche Heer, geführt von Pescara und Bourbon, in die Provence gedrungen, und belagerte Marseille. Aber Franz, nie kräftiger als im Unglück, zwang die Stolzen zum Rückzug, und betrat noch einmal im Siegerschritt die Mailändischen Fluren und ihre glänzende Hauptstadt. Die Feste Pavia, an deren Erhaltung fast die letzte Hoffnung des Kaisers hing, belagerte er jetzt mit allem Ungestüm der Leidenschaft und mit allen Hilfsmitteln der Kriegskunst. An das Schicksal dieser Belagerung schien ein großes Verhängniß geknüpft. Schon waren Karls Freunde wankend, der politische Himmel hing wider ihn voll drohender Wolken. Der Papst Clemens VII. (Medicis), vorher der Franzosen Feind, riß sich durch einen Traktat der Neutralität vom Kaiser los, und England, den Leidenschaften des leitenden Ministers, Kardinals Wolsey, dienstbar, war für Karls Interesse erkaltet.

Aus so gefährlicher Lage riß das Glück seinen Günstling plötzlich durch den entscheidendsten Schlag. Pavia trotzte wunderwürdig, den ganzen Winter hindurch, dem königlichen Heere, bis Karls Feldherren, durch neue Rüstungen verstärkt zum Entsatze heraneilten. Am 23. Februar des Jahres 1525 geschah die Schlacht, welche die plünderungslustigen Soldaten des Kaisers begehrten, und der ritterlich stolze Franz, dem Rath seiner erfahrensten Kriegshäupter entgegen, unter den Mauern Pavia's annahm. Des Kaisers Heer errang den glänzendsten Sieg. Franz selbst, nach dem tapfersten Widerstand, ward gefangen; mit ihm Heinrich

von Albret, der seines Reichs beraubte König von Navarra.

Die Nachricht dieses Sieges durchflog Europa, erfüllte es mit Erstaunen und, des Kaisers Länder ausgenommen, mit Bestürzung. Frankreich aber, von der Königin Mutter in so drangvoller Lage mit männlichem Geist und Muth verwaltet, rüstete sich, wie zum verzweiflungsvollen Kampf. Vor des Kaisers Gemüth selbst ging eine Aussicht unbegrenzter Herrlichkeit auf, und er brütete sofort über Plane der Verwirklichung.

Doch nicht auf dem Wege der kräftigen Verfolgung seines Sieges, sondern auf jenem der arglistigen Unterhandlung rang er nach diesem Ziel. Den König Franz, welcher mit Unwillen die ihm gesetzten schmachvollen Bedingungen der Freiheit zurückwies, sollte eine harte Gefangenschaft beugen. In Madrid vertrauerte der unglückliche Fürst unter der strengsten Gewahrsam ein langes Jahr. Endlich übermannte ihn die Sehnsucht nach Freiheit, und er unterzeichnete am 14. Jänner 1526 den von Madrid benannten Frieden, worin er Burgund abtrat, seinen Ansprüchen auf Mailand und alle andern italischen Länder, auch der Lehensherrlichkeit über Flandern und Artois entsagte, dem Herzog von Bourbon und dessen Anhängern die Zurückgabe aller Güter verhieß, die Sache des Königs von Navarra aufgab, und durch die Ueberlieferung seiner zwei ältern Söhne als Geißeln, auch durch das beschworne Versprechen, im Falle der Nichterfüllung selbst in die Gefangenschaft zurückkehren zu wollen, die Unverbrüchlichkeit des ganzen Traktates versicherte.

Ein paar Stunden vor Unterzeichnung des Friedensinstruments hatte König Franz vor einigen seiner Getreuen insgeheim, doch urkundlich, protestirt gegen den Vertrag, welchen zu schließen nur ungerechte Gewalt ihn nöthigte, und

durch welchen gebunden zu seyn, er keineswegs vermeine. (Der Papst Clemens VII. entband ihn bald darauf auch förmlich seiner Eidesverpflichtung).

Vergebens forderten die kaiserlichen Gesandten die Erfüllung des Friedens von dem heimgekehrten König. In ihrer Gegenwart erklärten die gleichzeitig vorgerufenen Abgeordneten der Stände Burgunds: ihr König habe seine Gewalt überschritten durch Abtretung ihres Landes, und sie würden, falls Er sie verließe, mit eigener Kraft die fremde Herrschaft von sich abwehren. Zugleich erscholl die Kunde von dem zwischen dem König und dem Papst geschlossenen Bündniß, woran auch die Venetianer, der Herzog von Mailand und der König von England Theil nahmen. Man wollte mit gewaffneter Hand Karln zu gemäßigten Bedingungen nöthigen; die Ligue wurde die heilige genannt. Doch der König, kleinmüthig geworden durch sein früheres Unglück, unterhandelte anstatt zu kämpfen, während seine italischen Alliirten des Kaisers Uebermacht erlagen, der abgefallene Herzog von Mailand seines Landes beraubt, und der Papst zum harten Vergleiche gezwungen ward.

Indessen hatte der Kaiser durch neue Rüstungen seine Heere verstärkt. Bourbon, nach Pescara's Tod, führte den Oberbefehl. Es war ein bunter Haufe von Spaniern, Italienern und Teutschen, insgesammt Miethlingen, ohne Verpflichtung oder Liebe für die Sache, sondern blos des Soldes und der Beute willen dienend, wahre Kriegsknechte, dem eigenen Meister gleich lästig und gefährlich als dem Feinde. Bourbon vermochte nicht, ihnen den Sold zu bezahlen — derselbe Kaiser, vor dessen Macht Europa zitterte, hatte nicht Geldes genug, um 25,000 Mann zu besolden —; da empörten sie sich, und nöthigten dadurch den Feldherrn zu einem verzweiflungsvollen Schritt. Er führte

das Heer gegen Rom, dessen Bischof abermal vom Kaiser abgefallen, und verhieß den Truppen die Plünderung der weltherrschenden Stadt. Die von Raublust glühenden, und durch den Tod des geliebten Führers (Bourbon, den Seinigen voraneilend, war durch einen Schuß gefallen) mit Wuth erfüllten Horden eroberten die Stadt und erfüllten sie mit Blutvergießen und mit allen Gräueln der Habsucht, der Grausamkeit und der thierischen Lust.

Es ist unmöglich diese Geschichten zu betrachten, ohne durch den schneidenden Kontrast der Verhältnisse von damals und jetzt sich betroffen zu fühlen. Ein großer Monarch, über den dritten Theil des civilisirten Europa und zugleich über das neu entdeckte Amerika gebietend, vermag es nicht, auch nur ein paar Monate lang, ein Heer zu besolden, wie es heut zu Tage eine Macht des dritten Ranges nach dem Friedensfuß fortwährend erhält. Der Gang der großen Begebenheiten, das Schicksal der Welt, wird durch solches Unvermögen bestimmt. War es Mangel der Einsicht in Regierungssachen, war es Gebrechen des Verwaltungssystems, was diese militärische Schwäche erzeugte? — Oder war es vielleicht die Wirkung der, durch alle Gewaltthaten und durch allen Machiavellismus jener Zeiten nicht vollends erdrückten Rechtsidee?? — Der Idee nämlich, daß, wo kein freies Volk, oder wo kein Volkskrieg, auch keine Verpflichtung des Bürgers zum Kampfe sey, und daß nur Miethvertrag den Waffenknecht mache? — Wir sind geneigt, das letztere anzunehmen. Erst in der neuesten Zeit ist die Ansicht aufgekommen, wornach jeder Waffenfähige im Volk als geborner Kriegsknecht des Fürsten gilt.

Während des Sturmes auf Rom hatte der Papst sich in die Engelsburg geflüchtet, worin er sofort von den Kaiserlichen, die nach Bourbons Tod der Prinz von Oranien

befehligte, belagert ward. Ohne Hoffnung des Entsatzes schloß der Bedrängte einen harten Frieden, wodurch er seine Festen und seine Person in die Hand des Siegers gab und eine schwere Geldbuße bezahlte. Doch bald erhielt der Kaiser, obschon er indessen den Papst gegen großes Lösegeld freigelassen — die förmliche Kriegserklärung von Seite Frankreichs und Englands (1528).

Zweiter Krieg gegen Frankreich. Andreas Doria. Türkenkriege.

Wie im ersten Krieg wider Franz der Ueberläufer Bourbon, so verschaffte im zweiten der aus Edelsinn Abtrünnige, Andreas Doria, Karln den Sieg. Dieser große Genuese im Dienste Frankreichs, welchem sein durch Kriegsgewalt unterjochtes Vaterland gehorchte, erhob sich in den Tagen des steigenden Uebermuthes der Franzosen zu dem Gedanken der Wiederbefreiung seines Volkes. Das französische Heer, unterstützt durch eine starke Flotte, belagerte Neapel: der Fall dieser Hauptstadt hätte den Krieg zu Gunsten Frankreichs entscheiden mögen. Da ließ Doria plötzlich von seinen Galeeren die kaiserliche Flagge wehen, und Neapel war gerettet. Sofort eilt der patriotische Held nach Genua, erobert durch Ueberraschung die hart bedrückte Stadt, verschmäht die Herrschergewalt, welche die dankbaren Bürger ihm anbieten, beschwichtigt die erbliche Feindschaft der Faktionen, und erbaut im Geist der Mäßigung und Weisheit jene republikanische Verfassung, die in den Grundzügen bis auf die neuesten Zeiten sich erhalten hat. Er selbst, fortan Großadmiral des Kaisers und durch steigenden Kriegsruhm glänzend, blieb, wie einst Timoleon, in der That das Haupt, wiewohl nach seiner selbstgewählten Stellung nur der freie Genosse des von ihm wiederhergestellten Gemeinwesens.

Seit dem vor Neapel erlittenen Unfall führte das französische Heer den Krieg nur schwach und unter fortwährendem Unstern. Der von allen Seiten bedrängte König nahm daher gerne den zweiten Frieden an, welchen ihm Karl zu Cambray (1529) bewilligte, und worin er zwar Burgund behielt, aber auf Neapel und Genua und auf die Lehnherrlichkeit über Flandern und Artois verzichten, Navarra in des Kaisers, Mailand in Sforza's Händen lassen, und seine italischen Alliirten alle dem Zorne des Siegers preis geben mußte. Doch bewies dieser aus Klugheit viele Mäßigung und Güte; nur den edlen Florentinern, die ihre Freiheit zu behaupten den Muth hatten, wurde durch eine harte Belagerung die Herrschaft der Medicis wieder aufgedrungen.

Nicht gleich mäßig wäre Karl, welchen im Anfang des Kriegs die Leidenschaft bis zur persönlichen, freilich erfolglosen, Herausforderung seines königlichen Gegners getrieben hatte, gewesen, hätten nicht die Verwirrungen Teutschlands und noch dringender die Türkischen Waffen seine nähere Sorge angesprochen. Solyman II., der Großmächtige, welcher nach Selims I. Tod 1519 den Osmanischen Thron bestiegen, schreckte, verwüstete weit umher die christlichen Länder, eroberte Belgrad, eroberte Rhodus (1522), schlug und tödtete in der Schlacht bei Mochacz (1626) den Ungarischen König Ludwig, des Jagellonischen Wladislav, welcher Böhmen und Ungarn beherrscht hatte, jugendlichen Sohn, und überschwemmte desselben ganzes Reich. Ein Theil der Ungarn erkannte jetzt den Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, als König, während ein anderer Theil Ferdinand von Oestreich, den Gemahl von Ludwigs Schwester huldigte. Nach einem blutigen Kriege blieb Ferdinand im Besitze des Landes, aber sein Gegner erhielt den türkischen Schutz. Und von neuem führte Solyman seine Schaaren nach Ungarn,

überwältigte die wichtigsten Festen, drang in Sturmes Eile voran nach Oestreich und belagerte Wien (1529 vom 13. September bis 16. Oktober). Zwar scheiterte sein wilder Muth an der besonnenen Tapferkeit der Besatzung, und Karl, welcher zur Rettung seines Bruders heraneilte, traf den Feind nicht mehr: aber dennoch währte der Krieg fort, fraß noch lange Zeit die besten Kräfte Oestreichs, und ließ Ungarn den Verwüstungen der Osmanen preis. Ferdinand gelangte nimmer zum ruhigen Besitz. Im Jahr 1535 bequemte er sich zur Theilung des Reiches mit Zapolya. Nach des letzten Tod (1540) entbrannte der Krieg von neuem gegen desselben Sohn, Johann Sigismund. Die Türken eroberten halb Ungarn. K. Ferdinand erkaufte durch schmählichen Tribut eine zweifelhafte Ruhe (1546), und noch Kaiser Maximilian II., sein Sohn und Erbe, ward schwer bedrängt durch diesen Kampf.

Die Schrecken der türkischen Waffen wurden vermehrt durch jene des neu entstandenen Piraten-Staats auf der Nordafrikanischen Küste. Seitdem Solyman den Johanniter-Rittern Rhodus entrissen (während des ersten Krieges zwischen Karln und Franz, und schutzlos geworden durch denselben, war diese, durch den Großmeister Villiers des L'Isle Adan glorreich vertheidigte, Vormauer der Christenheit gefallen, worauf Karl zu einiger Sühne den tapfern Rittern die Insel Malta schenkte), wurden alle Küsten des Mittelmeers durch die türkischen Flotten geängstigt, alle friedliche Seefahrt durch Raubschiffe gestört. Am glücklichsten trieben solche Seeräubereien die Renegaten Horuc und Schereddin Barbarossa, Söhne eines Töpfers von Lesbos, deren vom glänzendsten Erfolg gekrönte Gewaltthaten sie endlich zur Hoheit und Macht von Königen hoben. Horuc errang durch den schändlichsten Verrath und Meuchel-

mord sich die Herrschaft von Algier. Um dieselbe zu behaupten, unterwarf er sich dem Türkischen Schutz, wodurch der Grund gelegt ward zur Hoheit der Pforte über die ganze Nordafrikanische Küste. Nach Horucs Tod bestieg Scheredbin, sein Bruder, den Thron von Algier, und wurde von Solyman zum Großadmiral der türkischen Flotte, als einzig würdiger Gegner des großen Doria, erkoren. Als solcher eroberte er Tunis.

Gegen den jetzt doppelt furchtbaren Scheredbin unternahm Karl einen großen Zug. Es war der glänzendste seines Lebens (1535). Mit einem auserlesenen Heer und mächtiger Flotte segelte er von Cagliari an die afrikanische Küste, erstürmte die starke Goletta, schlug Scheredbin in offener Feldschlacht, und hielt in Tunis den triumphirenden Einzug. Zehntausend Christensclaven, welche nach Ueberwältigung ihrer Wachen sich der Citadelle bemeistert hatten, bewirkten so schnelle Eroberung. Jetzt eilten sie, beschenkt vom Kaiser, jeder in seine Heimath zurück, und verkündeten den Ruhm ihres Erretters durch die europäischen Länder. Mulei-Hassan, wieder eingesetzt in sein Land, mußte sich als spanischen Vasallen erkennen; auch blieb Goletta dem Kaiser.

Dritter und vierter Krieg.

Während Karl auf so glorreiche Weise wider den Erbfeind des christlichen Namens und der europäischen Gesittung stritt, war sein, diesmal unritterlicher Rivale, Franz, von neuem in Italien eingefallen. Schon früher hatte Franz zur Ausführung seiner, zu Cambray blos wegen Ermattung aufgehobenen, Plane sich, wiewohl erfolglos, um Verbindungen beworben. Seinen Sohn Heinrich vermählte er (1533) mit Klemens des VII. Nichte, Katharina von Medicis, der nachmaligen Geißel Frankreichs; aber der baldige Tod

des Papstes, und die abholde Gesinnung seines Nachfolgers, Pauls III., vereitelten die gehoffte Frucht solcher Verbindung. Den König Heinrich VIII. von England, obwohl er im Zerwürfniß mit Karl wegen seiner Ehescheidung von dessen Muhme (Katharina von Arragonien) stand, hielten näher gelegene Haus- und Reichsinteressen von wirksamer Theilnahme ab; und die Schmalkaldischen Bundesverwandten in Teutschland, welche Franz zum Beistand aufforderte, konnten nicht Freunde eines Königs seyn, welcher seine eigenen Unterthanen, wenn sie zu Gunsten der Reformation sich erklärten, auf's unmenschlichste behandelte; sie konnten auch nicht anders als den Monarchen verachten, welcher — der allerchristlichste genannt — mit dem Türkischen Sultan gegen das erste Haupt der abendländischen Christenheit, und den Beschützer der von ihm selbst sclavisch verehrten römischen Kirche, sich förmlich alliirte (1536).

Demnach blieb Franz auf seine eigene Kraft und auf die Hilfe Solymans beschränkt. Der König brach in Italien, besetzte Savoyen und Piemont (wozu die Verwandtschaftsrechte seiner Mutter, Louise von Savoyen, den Vorwand geben mußten), und bedrohte Mailand. Da starb plötzlich der Herzog dieses zu seinem eigenen Unglück schönen Landes, welches jetzt Karl als ein eröffnetes Reichslehen einzog. Der Kaiser, mit überlegener Macht, verdrängte die Franzosen aus dem größten Theil der Savoyischen Länder, brach in Provence, und belagerte Marseille (1536). Aber das große Talent des Marschalls von Montmorency, welcher das französische Heer befehligte, mehr noch die Kraft des Volkes, welches nun zur Vertheidigung seiner Heimath und seiner Habe aufstand, nöthigten Karln zur Aufhebung der Belagerung und zum kläglichsten Rückzug über die Alpen.

Nach verschiedenen andern von abwechselndem Erfolg be-

gleiteten Waffenthaten ward unter der Vermittlung des Papstes ein Waffenstillstand auf zehn Jahre zu Nizza (1538 18. Juni) geschlossen, wonach jeder der Streitenden behielt, was er besaß, also Savoyen getheilt, Mailand aber in des Kaisers Händen blieb, wiewohl unter zweideutigen Versprechungen zu Gunsten Frankreichs.

Dieselben gingen nicht in Erfüllung. Denn Karl gab durch die bald darauf verkündete Belehnung seines Sohnes Philipp mit Mailand seinem Gegner neuen Stoff der Erbitterung, und durch einen zweiten, dießmal höchst unglücklichen, Zug nach Afrika die günstigste Gelegenheit zum abermaligen Bruch. Die stets zunehmenden Seeräubereien Barbarossa's, dessen Haß der Verlust von Tunis geschärft hatte, schienen endlich das Racheschwert aufzufordern; und mit einer, der Eroberung Nordafrika's gewachsenen, Kriegsmacht, unternahm Karl, der stolzesten Hoffnungen voll, im Weinmonat des Jahres 1541 den Kreuzzug. Aber kaum hatte man gelandet an der Algier'schen Küste, da kam das Ungewitter, zertrümmerte die Flotte, und gab das zagende Heer den Streichen eines erbitterten Feindes preis. Mit Hinterlassung vielen Gutes und Kriegsgeräthes, zogen die gelichteten Schlachtreihen von den Thoren Algier's, das ihren Unfall gesehen, vier Tagreisen weit, unter tausendfältiger Mühe und Noth bis zum Cap Metafuz, allwo die dem Sturme entronnenen Schiffe ihrer harrten, und die Wiedereinschiffung der elenden Heeres-Reste statt fand.

Jetzt endlich, glaubte Franz, sei der Augenblick gekommen zur Niederwerfung seines Feindes. Mit fünf Heeren, an fünf verschiedenen Grenzen, gegen Spanien, Luxemburg, Brabant, Flandern und Mailand, trat er wider Karln in's Feld (1542). Er erröthete nicht, die Türkische Hilfsflotte in den Hafen von Marseille aufzunehmen, und die französische

Flagge neben jener des Seeräubers Barbarossa in der Schlachtreihe gegen die kaiserlichen und päpstlichen Flotten wehen zu lassen.

Doch alles dieses half wenig. Andreas Doria blieb Meister zur See, und die fünf Armeen des Königs, trotz des anfänglichen Erfolgs, und trotz zumal des glänzenden Sieges bei Cerisoles, scheiterten an der Standhaftigkeit, Klugheit und dem Glücke Karls und seiner Feldherren. Dagegen erneuerte jetzt der Kaiser den alten Bund mit dem englischen Heinrich, der eben damals Franzen grollte, und brach, das Herz Frankreichs und die Hauptstadt bedrohend, in die Champagne, während Heinrich durch die Picardie vordrang, um in Paris sich mit Karl zu vereinigen. Aus so großer Gefahr wurde Franz errettet durch die, zur Vertheidigung des eigenen Heerdes sich freudige erhebende, Nationalkraft der Franzosen. Kein Fußbreit Landes ward gewonnen, ohne schweren Kampf; eine kleine Stadt, St. Dizier, hielt das ganze kaiserliche Heer sechs Wochen lang auf; bald stellten sich Hunger und Geldnoth ein, und, angelangt an der Grenze von Isle de France, wagte Karl keinen weitern Schritt. Das eigensinnige Verweilen Heinrichs vor dem belagerten Boulogne, die Kunde von Ferdinands steigender Bedrängniß in Ungarn, und die Sehnsucht nach freier Hand, um endlich einmal die Religionshändel Deutschlands zu schlichten, bewogen also den Kaiser, mit seinem Gegner zu Crespy einen Frieden zu schließen (1544), welcher in der Hauptsache blos die Bedingungen des frühern von Cambray erneuerte, dabei aber das Projekt einer Verschwägerung der beiden Häuser und für diesen Fall sehr günstige Verheißungen für Frankreich enthielt.

Der Krieg gegen England indessen währte fort, und erst zwei Jahre später (1546) erkaufte Franz durch Abtretung von Boulogne den Frieden von dessen hochfahrendem und launenvollem König.

Das Jahr darauf starb Franz (1547), an den Folgen der Ausschweifung, im 53sten Jahre seines Alters und im 33sten des Reiches.

Heinrich VIII. von England.

In demselben Jahre, wie Franz, starb auch Heinrich VIII. mit weit schlimmerem Nachruhm. Ohne bedeutenden Vortheil für sein Reich hat er zweimal, mit Karl V. verbündet, wider Frankreich gestritten; ohne allen Gewinn — auch durch Thatlosigkeit desselben unwerth — zweimal mit Franz gegen Karl gekriegt; ein Sklave seiner wechselnden Launen und Leidenschaften, ausgezeichnet blos durch Despotenkunst und Tyrannei. Wir haben in der Reformationsgeschichte erzählt, wie Heinrich, anfangs des Papstes Freund, nochmals von ihm abfiel, und sich selbst zum Haupt der anglikanischen Kirche erklärte. Die Grundsätze derselben — in der Wesenheit meist der katholischen Lehre gemäß, doch mit Verwerfung des Papstes und des Mönchthums — wurden in sechs Artikeln vom König und vom Parlament gesetzgebend verkündet; bei Todesstrafe wurde der Glaube daran und der Suprematseid von allen Unterthanen gefordert.

Die Ursache solches Abfalls war jedoch blos ein Liebesrausch. Der König — angeblich wegen Gewissenszweifeln — verlangte, von seiner alternden Frau, Katharina von Aragonien (seines Bruders Arthur Wittwe), geschieden zu werden, um die schöne Anna von Boleyn, deren Gunst er um keinen geringern Preis erhalten konnte, zu heirathen. Der Papst, meist Kaiser Karl V. zu Liebe, widersetzte sich der Scheidung, welche sodann Heinrich, ohne den Papst, von seiner willfährigen Geistlichkeit, nach dem Gutachten mehrerer Universitäten, aussprechen ließ; was die päpstliche Exkommunikation und auch den völligen Bruch mit Rom nach sich zog.

Eine Folge dieses Scheidungsprozesses war auch der Fall des langjährigen Günstlings, des Kardinals Wolsey, welcher dabei nicht jenen folgsamen Eifer gezeigt hatte, den der König erwartete. Sein Nachfolger in der Gunst des Königs war Cranmer, ehevor Mitglied des Jesuitencollegiums zu Cambridge, dann wegen seiner Verdienste um die Ehescheidung zum Erzbischof zu Canterbury und Primas von England ernannt, ein der Reformation eifrig ergebener Prälat, und welchen nur Heinrichs bigotte Anhänglichkeit an die katholische Lehre für jetzt noch zu vorsichtiger Mäßigung zwang.

Denn wer nicht genau auf dem vom König in seiner Machtvollkommenheit bezeichneten Weg des Heiles wandelte, der fiel der Strafe des Hochverraths heim. Dasselbe widerfuhr neben vielen unberühmten Opfern zumal Fischer'n, dem tugendhaften Bischof von Rochester, und dem edlen Kanzler Thomas Morus, einer Zierde seiner Zeit durch Geist und Charakter. Sie wurden beide enthauptet, weil sie sich weigerten, nachzusprechen, Maria, des Königs Tochter, aus der für nichtig erklärten Ehe, sey unfähig zur Thronfolge.

Vier Jahre lang trug Anna von Boleyn die Krone: da ließ ihr Gemahl sie enthaupten (1536), wegen Untreue, wie er vorgab. Der wahre Grund war seine neue Leidenschaft für Johanna Seymour. Den Tag nach Annens Hinrichtung betrat er das Brautgemach Johanna's. Der blutgierige Wollüstling kannte dahin nur solchen Weg. Nicht genug, auch die Ehe mit Anna — mit der des Ehebruchs willen verurtheilten — wurde für ungültig erklärt, Elisabeth, ihre Tochter, für einen Bastard. Später wurden beide, Marie und Elisabeth, wieder für ächt und successionsfähig erklärt. Es war, je nach Zeiten, todesgefährlich, die eine oder die andere für ächt oder für unächt zu halten. Die wechselnden

Ansichten des Königs über seine beiden ersten Ehen waren ein über der Nation hängendes, schneidendes Schwert.

Johanna Seymour, nachdem sie den Prinzen Eduard geboren, starb (1537), worauf der König Annen von Cleve sich antraute (1540), aber bald wieder verstieß, weil er sie häßlich fand. Desto lebhafter entbrannte er für die schöne Katharina Howard; aber nach zweijähriger Ehe ließ er sie enthaupten, weil sie — was hier erwiesen ward — schändliche Lust getrieben. Seine sechste Gemahlin endlich, Katharina Parr, überlebte den Tyrannen.

Unter Heinrich VIII. erblicken wir das englische Volk und seine Vertreter, die Parlamente, versunken in die servilste Dahingebung. Die Geschichte eines asiatischen Reichs ist weit minder empörend und niederschlagend. Alle, alle Launen, Ungerechtigkeiten, Leidenschaften des Königs, jeden Einfall der Wuth und selbst des Wahnsinns, bekräftigte, sprach nach und vollzog das demüthig folgsame, jedem Ehr- und Rechtsgefühl verschlossene, unbeschreiblich verworfene Parlament. Die Verfassung war zum Gaukelspiel, die Volksvertretung zum furchtbarsten Werkzeug der Tyrannei geworden; man wird versöhnt mit Heinrich, wenn man seiner Pairs und seiner Gemeinen gedenkt. Ein Sclavenvolk bedarf eines Zuchtmeisters.

In andern Ländern kam aus dem Schooß des Volkes die Reformation empor. Die Parteiung war das Werk der getheilten selbsteigenen Ueberzeugung oder Schwärmerei. In England hat nur der König die Trennung von Rom befohlen, sein Machtgebot die Glaubensformel vorgeschrieben, seine Laune als Gewissensregel für die Nation gegolten. Rechtgläubig — und also der Strafe des Hochverraths entrückt — war nur, wer Ihm nachsprach ohne Klausel und Vorbehalt. Lutheraner und Kalvinisten nicht minder als

römisch=Katholische waren geächtet durch sein Gesetz, und alle ohne Unterschied traf das Henkerschwert.

Fanatiker folgen wenigstens ihrem eigenen Sinn, wenn sie Henker werden. Das Parlament aber, ohne eigene Leidenschaft, verurtheilte, würgte blos als knechtische Schaar, als willenloses Werkzeug des Herrn. Nach einander, wie man ihm's befahl, erklärte es des Königs Ehen mit Katharina, mit Anna Boleyn, mit Anna von Cleve für giltig und ungiltig, die Töchter der beiden ersten für ächt und für unächt, ja, was merkwürdig ist, für beides zugleich; es stempelte alle Glaubensdiktate des Despoten zu Gesetzen, erließ Majestätsgesetze, jenen der römischen Tyrannen gleich, es verurtheilte oft ohne Verhör und Untersuchung die angesehensten Häupter zum Tod.

Die Schlechtigkeit des Parlaments theilte sich auch den Geschwornen=Gerichten und dem ganzen Volke mit. Und mit Recht sagt ein geistvoller Geschichtschreiber von den Engländern jener Zeit, daß sie, gleich den morgenländischen Sclaven, diejenigen Handlungen der Gewaltthätigkeit und Tyrannei bewunderten und priesen, welche gegen sie selbst und auf ihre eigenen Unkosten geübt wurden.

Das Parlament verfügte sogar, daß der König das Recht haben solle, für sich allein, was immer für Verordnungen und unter beliebigen Strafandrohungen ergehen zu lassen! Also veräußerte es selbst seine eigene gesetzgebende Gewalt! — Auch ertheilte es dem König die Macht, zu seinem Nachfolger zu ernennen, wen immer er wolle, — machte daher England zum Patrimonialreich; und endlich erklärte es ausdrücklich, daß es überhaupt in geistlichen und zeitlichen Angelegenheiten keine andere Vorschrift habe, als den Willen des Königs!! — Alle Heldenthaten und Opfer, womit die edlern Vorfahren sich Freiheit errungen hatten, schienen ver=

loren; die Engländer standen am Rand des Abgrundes einer vollkommenen Despotie. Das Schicksal, nicht eigenes Verdienst, hat sie errettet.

Fünfter französischer Krieg. Karls V. Tod. Friede zu Chateau-Cambresis.

Bei dem unerwarteten Umschwung der teutschen Verhältnisse durch Morizens von Sachsen Abfall trat Frankreich von neuem in Waffen gegen den Kaiser auf, und der alternde Monarch, in vier Kriegen gegen dasselbe Sieger, mußte zum fünftenmale jetzt gegen Franzens jugendlichen Sohn, Heinrich II. — die Rüstung nehmen. Es galt die Wiedereroberung von Metz, Toul und Verdün, also Teutschlands Ehre und Sicherheit, eine wahrhaft gemeine vaterländische Sache, doch, der religiösen Zerwürfniß willen, von halb Teutschland unanerkannt und ungewürdigt.

In diesem Kriege verließ Karln das Glück, welches ihn sonst fast immer begünstigt hatte. Die Belagerung von Metz war fruchtlos, und Frankreich blieb fast allenthalben überlegen im Felde. Gebeugt durch solche Unfälle beschloß jetzt der Kaiser die Niederlegung seiner Kronen. Er übergab nach einander seinem Sohne Philipp die Niederlande, dazu Spanien mit allen Nebenländern, endlich auch seinem Bruder Ferdinand das teutsche Kaiserthum (1555 und 1556), und zog sich in die Einsamkeit des Klosters St. Just in Estremadura zurück. Mit Frankreich war noch zuvor ein Waffenstillstand zu Vaucelles geschlossen, wodurch — ohne nähere Erörterung der Rechtsansprüche — beide Theile im Besitz desjenigen blieben, was das Waffenglück ihnen gegeben oder gelassen. Karl starb, nach zweijährigem Klosterleben, unzufrieden mit der Welt, wie mit sich selbst (1558. 1. Sept.).

Dieser Kaiser, als die glänzendste Erscheinung in der

Geschichte seines Hauses, wird fast einstimmig als ein, wo nicht großer, doch vorzüglich kräftiger und talentvoller Fürst erklärt. Uns scheint mit Unrecht. Denn was er that, verglichen mit seinen Hilfsmitteln und mit der ihm gewordenen Aufforderung zu großem Thun, erscheint nicht eben bewundernswerth. Das Glück, welches ihm ein überreiches Erbe verlieh, und große Heerführer und Staatsmänner (deren kluge Wahl ihm jedoch allerdings Ehre bringt) zuführte, hat mehr für ihn gethan, als sein eigenes Genie. Auch ist klar, daß er — die dunkle Idee des Ruhmes abgerechnet — den Ideen zu leben nicht verstand. Welch' eine Aufforderung für einen wahrhaft großen Geist an seiner Stelle eine Zeit wie die seinige! — Ihm war gegönnt, sich an die Spitze der sein Zeitalter bewegenden, herrlichen Ideen zu stellen, und dadurch ihren Triumph zu bewirken... Anstatt dessen hat er seine Kraft erschöpft in unrühmlichen, fruchtlosen Kämpfen wider die Ideen. Er hat also den Geist seiner Zeit und seine Stellung nicht erkannt; ja, er hat durch seine engherzige Vertheidigung der Hierarchie und der Gewaltslehre seinem Hause für immer die Bahn dieses Ruhmes verschlossen. Den Gegnern Oestreichs ward fortan nöthig oder räthlich, mit dem voranschreitenden Zeitgeist sich zu befreunden, ja wohl sich an die Spitze der Ideen zu stellen; und sie haben mehr oder weniger geschickt oder aufrichtig die von jenem verschmähte Rolle gespielt. Oestreich aber, ohne Hoffnung, bei allzuspäter Rückkehr auf die verlassene Bahn seinen Rivalen daraus den Rang abzulaufen, mußte die einmal entschieden genommene Richtung beibehalten. Kampf gegen die Ideen blieb fast nothgedrungen sein politisches Prinzip; Abweichung davon — wie etwa Joseph II. versuchte — mochte heroisch seyn, trug aber schlimme Früchte.

Schon im Anfang seiner Regierung hatte Karl — damals

mit Spanien und dem Kaiserthum begnügt — seinem Bruder Ferdinand die teutsch-östreichischen Länder, mit Ausnahme der Burgundischen, abgetreten. Noch ward der Rechtsunterschied zwischen Thronfolge und Privaterbfolge wenig verstanden, und es mochte Karln unbillig dünken, bei so reicher eigener Ausstattung, den Bruder leer ausgehen, d. h. ohne Antheil an der reichen Erbmasse von Völkern zu lassen. Später scheint er seine Freigebigkeit bereut zu haben. Wenigstens hätte er, was seiner häufigen Entfernung von Teutschland willen geschehen war, die Erhebung Ferdinands zum römischen König später gerne wieder umgestoßen. Die teutsche Kaiserkrone wünschte er seinem Sohne, Philipp, anstatt seinem Bruder, hinterlassen zu können. Aber Ferdinand, so wenig als die Kurfürsten, entsprachen seinem Wunsch, und hieraus entstand eine, für Europa's Freiheit wohlthätige, Entzweiung der beiden Oestreichischen Häuser, in Teutschland und Spanien.

Der Waffenstillstand von Vaucelles war nicht von Dauer. Noch in demselben Jahre, worin er zu Stande gekommen, brach ihn K. Heinrich, auf die Einflüsterung des Herzogs Franz von Guise, welcher den Krieg als ein Mittel der eigenen Größe liebte. Aber der Erfolg entsprach seiner Erwartung schlecht. Der Herzog von Alba, der in Italien mit nur mäßiger Waffenmacht stand, vereitelte durch kluge Standhaftigkeit alle Anstrengungen des großen Guise; während Philipp, verstärkt durch ein englisches Hilfskorps, welches Maria, seine Gemahlin, ihm sandte, den Hauptfeldzug in den Niederlanden eröffnete, und sein Feldherr, der H. Philibert von Savoyen, einen so entscheidenden Sieg bei St. Quentin über den Connetable von Montmorency gewann (10. Aug. 1557), daß ganz Frank-

reich erzitterte und ohne Philipps Bedächtlichkeit Paris hätte mögen genommen werden.

Doch schnell hatte Heinrich, unterstützt durch den vaterländischen Geist der Franzosen, die trefflichsten Vertheidigungsanstalten getroffen; und bald rächte Guise die Schmach von Montmorency's Niederlage durch die Eroberung von Calais, der einzig noch übrigen Besitzung Englands auf französischem Boden (1558). Gleich darauf starb die Königin Maria; und Philipp noch einmal, durch des Grafen von Egmont Tapferkeit, bei Grävelingen Sieger, schloß mit dem des Krieges gleichfalls müden Heinrich den Frieden von Chateau-Cambresis (3. April 1559), wornach alle gegenseitig seit 1551 gemachten Eroberungen (von Seite Frankreichs nicht weniger als 198 feste Plätze und das ganze Herzogthum Savoyen) wieder herausgegeben, und Heinrichs Tochter, Elisabeth, an Philipp, seine Schwester Margaretha aber an den Herzog von Savoyen sollten vermählt werden. Der Königin Elisabeth von England wurde die Rückgabe von Calais binnen acht Jahren versprochen — wohl nicht aufrichtig, sondern blos um den Nationalstolz der Engländer wegen so demüthigenden Verlustes zu beschwichtigen.

Die Zeiten Philipps II. und III. (von 1556 bis 1621).

Philipp II. Aufstand der Niederländer.

Als Philipp II. die Thronen seines Vaters in Besitz nahm, schien die Weltlage günstiger als je zur Errichtung einer Universalmonarchie in den Händen Oestreichs. Das mächtige Frankreich sank um dieselbe Zeit, nach Heinrichs II. frühem Tod, durch den Unwerth seiner Nachfolger, und durch

religiöse Bürgerkriege in die äußerste Zerrüttung, also, daß der König von Spanien sich endlich vermessen konnte, selbst nach der Krone Frankreichs die gierige Hand auszustrecken. England, dessen Gewicht mit der Königin Maria vorübergehend selbst in Spaniens Schale lag, litt nach der Trennung geraume Zeit an innern Unruhen, und noch kannte die Welt Elisabeths und ihres Volkes heroische Thatkraft nicht. Ganz Italien war entweder spanische Provinz oder doch abhängig von Spanien; selbst Venedig war durch Furcht gefesselt. Auf dem Throne Portugals schlummerte das Kind Sebastian, unter der Vormundschaft der Jesuiten. Im Norden aber dauerte die gegenseitige Feindseligkeit Dänemarks und Schwedens auch nach Aufhebung der Kalmarischen Union fort, jede gemeinsame Kraftanstrengung verhindernd. Polen war zu sehr mit näher liegenden Sorgen, zumal mit Rußlands emporstrebender Macht beschäftigt, als daß es den allgemeinen Interessen Europens große Aufmerksamkeit hätte schenken können; auch sank es nach dem Ausgang des Jagellonischen Hauses in bleibende Schwäche. Rußland war zu fern und seine Macht erst im Werden; das Reich der Osmanen aber, nach Solymans II. Tod, durch die jetzt beginnende Serail-Regierung bereits im Sinken, auch durch den Rest seiner Furchtbarkeit für die bedrohten Staaten ein Grund des Anschließens an Oestreich.

Gegenüber diesem vielfach getheilten und zerrütteten, schwachen Europa nun stand das gedoppelte Haus Oestreich in überschwenglicher Machtfülle. Ueber ganz Spanien — später auch über Portugal, über Neapel, Sicilien, Sardinien und Mailand, über die herrlichen Niederlande mit Hochburgund, gebot Philipp; sein waren die köstlichen, unermeßlichen Nebenlande Spaniens und Portugals in allen Welttheilen, die Gold- und Silber-Gruben

Mexiko's und Peru's, der Handel Ost- und West-Indiens und Afrika's, auch großentheils der Levantische Handel, mittelst beider Sicilien, und jener der Ost- und Nord-See mittelst der Niederlande — eine Unermeßlichkeit des Reichthums wie der Macht. Endlich die ergebensten, des Gehorsams bereits gewöhnten, doch dabei noch geistig kräftigen, thatlustigen Völker, — selbst die Niederländer waren gehorsam aus Liebe — die bestgeübten Heere unter den größten Feldherren der Zeit (Alba, Philibert von Savoyen, Don Juan, Alexander Farnese) die furchtbarste Flotte und das vergrößerte Schrecken beider durch die Triumphe von St. Quentin und Lepanto: — Wer durfte Philipp trotzen? Hätte Ferdinand, sein Oheim, der teutsche Kaiser, und welchem nebst den teutsch-östreichischen Erblanden auch Ungarn und Böhmen gehorchten, das Gewicht seiner Macht noch in die Schale Spaniens gelegt, so war Europa verloren. Doch auch getrennt von Ferdinand, weil dieser wenigstens nicht Feind war, blieb Philipps Präponderanz entschieden, ja, er vermochte Europa's Herr zu werden, wenn er es verstand.

Auch wünschte er dieser Herr zu seyn, und strebte zwei und vierzig Jahre lang unverwandten Blickes, unermüdet, eifrigst, mit Gewalt und List, keine Opfer und keine Verbrechen scheuend, nach so hohem Ziel; und als er starb — war Spanien erniedrigt, ermattet und verarmt, der Herr der Schätze von Ost- und West-Indien erdrückt durch eine Schuldenlast von 140 Millionen Dukaten. Er Selbst mehr verachtet, als einst gefürchtet, Holland frei, Frankreich und England stark und Angriff drohend, das Spanische Volk versenkt in Knechtsinn und Geistesschlummer, ohne Energie, ohne Kraft zu großer That, die Monarchie unaufhaltbar forteilend zum Verfall.

Kein imposanteres Bild in der Weltgeschichte! — Hier Wilhelm und Moriz von Oranien, Elisabeth und Heinrich IV., ihre schwachen, von innen und außen hart bedrohten, zum Theil am Rand des Verderbens stehenden Völker glorreich durch Muth und Weisheit, vor allem durch Freiheitsachtung rettend und erhebend, Gründer des hoffnungsreichsten, kräftigst emporstrebenden Lebens verloren geachteter Staaten; dort der weit gebietende Philipp, durch Despotendruck und Lichtscheu seine angeerbte Größe in Trümmer wandelnd, das mächtigste, herrlichste Reich unheilbar verderbend, zum Preis der Lebensmühe Haß und Verachtung dahin nehmend, der Fluch der Völker, die er sein nannte, der Abscheu und bald der Spott derjenigen, welche zu unterjochen ihm leicht gedünket, ein warnendes Beispiel für alle Folgezeit! —

Philipp war nicht talentlos, und vielleicht nicht natürlich böse; nur der Aberglaube verdüsterte seinen Geist und die durch's Glück genährte Herrschsucht sein Gemüth. Diese unseligste aller Leidenschaften, die bei ihm unter dem Deckmantel der Frömmigkeit — als ob nur den Triumph der allein selig machenden Religion begehrend — ihre Befriedigung mit desto größerer Zuversicht suchte, tilgte allmälig in des Königs Herz jedes menschliche Gefühl: und machte ihn zum vollendeten Tyrannen. Nicht das Wohl der ihm anvertrauten Völker, nicht die Erhöhung der moralischen Kraft, nicht die Achtung der Mit- und Nachwelt war das Ziel seines Strebens, sondern blos die Unterwerfung Aller unter seinen selbstsüchtigen Willen, das Niederschlagen jedes Widerstandes, ja schon jeder selbstständigen Kraft, die Unterdrückung aller Ideen, die nicht Dienerinnen seiner Willkühr waren, die Stille des Grabes rings um seinen weltgebietenden Thron. Aber der Tyrann, wie alle Tyrannen, ward der Schrecken nicht froh, die von

ihm ausgingen. Finster, verschlossen, von Niemanden geliebt, so wie er Niemanden liebte, wandelte er seine traurige Bahn, der eigenen Familie ein Abscheu, blos in schlechtem Sinnengenuß einige Zerstreuung von nagenden Sorgen findend, Jahr für Jahr mehr gebeugt, gedemüthigt, geängstigt durch die Menschen und Ideen, gegen welche er seine Schlachtdonner und seine Henker vergebens sandte; zuletzt leidenvoll sterbend, ohne Trost, ohne eine erquickende Erinnerung.

Der Aufstand der Niederländer, herausgefordert und genährt durch Philipps grausame Verblendung, war der Wendepunkt von Oestreichs Glück, der Anstoß zum völligen Umschwung der großen Verhältnisse Europa's, und hierdurch die wichtigste politische Begebenheit des an Umwälzung reichen sechszehnten Jahrhunderts.

Die siebenzehn Provinzen der Niederlande — in ihrer Hauptmasse das schöne Burgundische Erbe, doch von Karl V. noch vermehrt durch Kauf und Eroberung — so wie dieser Monarch sie an Philipp, seinen Sohn, übertrug, bildeten in ihrer Vereinigung einen überherrlichen und durch die edelste Eigenthümlichkeit höchst interessanten Staat. In keinem Lande der damaligen Welt nemlich ward auf eine glänzendere Weise kund, was bürgerliche Freiheit, und ermuntert durch diese der menschliche Fleiß vermag. Diese Länder, zum größten Theil den wüthenden Meereswogen oder den Ueberschwemmungen der großen Ströme, deren Mündungen sie umgeben, preis, bedürfen freier, für eigenen Vortheil arbeitender Hände zur Vertheidigung gegen Wassergewalt und zum Anbau. Dieß erkannten schon die alten Herren des Landes und behandelten die Einwohner mild, väterlich und mit Rechtsachtung. Die Burgundischen Herzoge zumal befestigten die natürlich giltigen Ansprüche auf Freiheit und Eigenthum durch viele positive Verleihungen

und Privilegien, also daß Niederland — und vor allen andern Provinzen begünstigt zumal Brabant — den wesentlichen Bestimmungen der Verfassung nach Republik, unter einem sehr beschränkten monarchischen Haupte war. Gesetze, Kriegserklärungen, Steuern und alle wichtigen Geschäfte hingen von der Bewilligung der, aus Adel, Geistlichkeit und Stadtgemeinden bestehenden Stände ab. Der Segen dieser Verfassung zeigte sich bald und glänzend in dem erhöhten Flor des Landbaues und in dem freudigen Gedeihen des Gewerbfleißes und des Handels. Die dürftigsten Küsten, die schlechtesten Heideländer wurden bevölkert und urbar; und wo der Boden dankbarer und die Lage dem Handel günstiger war — in See- und Stromhäfen — da drängten sich emsige Menschen, und erblühte Reichthum, üppiger Lebensgenuß und stolze Pracht. Also war Brügges ein paar Jahrhunderte lang der große Marktplatz der Nationen, und nach dessen durch verschiedene Umstände bewirktem Fall, Antwerpen im sechszehnten Jahrhundert das Tyrus seiner Zeit. Selbst der große Umschwung der Handelsverhältnisse durch die Umschiffung Afrika's und die Entdeckung Amerika's verminderte die Handelsgröße der Niederlande nicht; und es machte damals Antwerpen während eines Monats mehr und größere Geschäfte, als Venedig in zwei Jahren seiner glänzendsten Zeit.

Dieser herrliche Flor des Handels und der Gewerbe, und seine Folge, der steigende Reichthum des Bürgerstandes, erhöhten die Lebenslust, wie das Selbstgefühl des Volkes, wovon viele edle Früchte, mitunter auch Auswüchse erzeugt wurden. Sittenverderbniß folgte allenthalben dem durch Wohlhabenheit gesteigerten Sinnengenuß.

Aus solcher Trunkenheit des freien, fast zügellosen Lebens erwachten die Niederlande allererst unter Karls V.

Regierung. Zum erstenmale sahen sie sich von einem auswärtigen Monarchen — dessen Hauptthron nämlich außerhalb ihrer Grenzen stand — beherrscht; sie waren aus einem selbstständigen, geschlossenen Staat zur Provinz eines mächtigen Reiches worden; und obschon Karl seine Niederlande stets mit besonderer Vorliebe, wenigstens mit kluger Rücksicht behandelte; dennoch entging ihnen die wesentliche Veränderung ihrer Lage nicht, und ward ihnen in erhöhten Steuern, in Beschränkung ihrer Freiheiten, in gezwungener Theilnahme an Kriegen, welche nicht die ihrigen waren, überhaupt in einem strengern Ton der Regierung das Aufhören ihrer Selbstständigkeit kund. Auch sprach das Mißvergnügen darüber sich in verschiedenen Unruhen, insbesondere zu Gent in sehr gefährlichem — aber auch hart gebüßten — Aufstand aus, und nur die imponirende Majestät des großen Kaisers, verbunden mit der einnehmenden Leutseligkeit, deren er sich im Umgange mit seinen Niederländern befließ, hielt den allgemeinen Ausbruch zurück.

Dagegen schärfte Philipps II. finsterer Despotenblick das Gefühl des Druckes, der nun fortan schwerer und schwerer über die längst mißmuthigen Länder kam. Philipp erneuerte insbesondere und schärfte die schon von Karl V. gegen die Ketzer erlassenen Strafedikte, errichtete zu deren genauern Handhabung neue Bisthümer und Erzbisthümer, kränkte auch die bürgerlichen Rechte der verschiedenen Stände, insbesondere des Adels, drückte das Land durch den Aufenthalt seiner spanischen Truppen, und verletzte die Verfassung durch Ertheilung wichtiger Aemter an Ausländer.

Die frühern Edikte waren mit Bewilligung der Stände erlassen worden; und die noch vorherrschende Zahl der Katholiken ließ sich's gefallen, daß gegen Abtrünnige vom Glauben gewüthet ward.

Jetzt aber, nachdem, durch mannigfaltige Umstände begünstigt, der Same der Reformation, der Verfolgung ungeachtet, in den Gemüthern des Volkes die ausgebreitetsten Wurzeln geschlagen, erschien die weitere Vollziehung der Edikte als ein Krieg wider die Nation, und ward allen Mißvergnügten im Land ein triftiger Grund oder ein willkommener Vorwand der Beschwerde.

Unter Anzeichen eines täglich steigenden Volksunwillens verließ Philipp die Niederlande, nach dreijähriger persönlicher Verwaltung (1559), das Ruder der Regierung seiner Halbschwester, Karls V. unehelicher Tochter, Margaretha, Herzogin von Parma, als Statthalterin, unter dem Beirath des Kardinals Granvella, des Rechtsgelehrten Vigilius von Zuichem und des Grafen von Barlaimont überlassend. Im Grunde besaß die Macht Granvella. Auf ihm lag der allgemeine Haß der Nation, und er verdiente denselben. Desto befestigter war er in Philipps Gunst, und erst durch die dringendsten Vorstellungen der Statthalterin selbst bewogen, rief der König ihn endlich (1564) zurück.

Damals aber war das allgemeine Mißvergnügen bereits zum Ausbruche reif, und schon hatten sich die Häupter des nahenden Aufstandes gefunden. Wilhelm der Schweigende, Prinz von Nassau-Oranien, königlicher Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, und Lamoral, Graf von Egmont, Statthalter von Flandern und Artois, erschienen als solche nach ihrer Stellung, nach ihrem Charakter, und nach dem Vertrauen des Volkes; beide durch erlauchte Geburt, durch Reichthum und Würden ausgezeichnet, beide talentvoll, tapfer, rechtliebend, freisinnig und volksfreundlich; Egmont übrigens im Aeußern liebenswürdiger, offen, gutherzig, vertrauend, jugendlich rasch und froh, doch

auch eitel und wankend; Oranien dagegen mehr ernst verschlossen, kalt verständig, langsam im Entschluß, in der Ausführung beharrlich, und niemals erschüttert durch Mißgeschick oder durch Fehlschlagung. Diesen beiden am nächsten an Gesinnung, Verdienst und Gewicht stand der edle Graf von Hoorn, Admiral der niederländischen Seemacht. Aber auch die meisten Uebrigen vom Adel — ihnen voran Ludwig von Nassau, Wilhelms Bruder, und Heinrich von Brederode, der alten Grafen von Holland stolzer Abkömmling — theilten das Mißvergnügen des Volkes, und zeigten sich bereit, desselben Schützer zu seyn. Eine Anzahl kühner Edlen schloß ein Bündniß oder Kompromiß (Nov. 1565) zur Vertheidigung ihrer und der vaterländischen Rechte „gegen das verabscheuungswürdige Gericht der Inquisition;“ worauf in kurzer Frist der größte Theil des Adels, ohne Unterschied der Religion auch viele Bürgerliche und selbst Priester dem Bunde durch Unterschrift und eidlich beitraten, auch der Schluß gefaßt wurde, der Regentin in Brüssel, feierlich, doch unbewaffnet eine die Beschwerden der Nation enthaltende Bittschrift zu überreichen.

Am 5. April 1566 geschah von den Grafen von Nassau und Brederode, an der Spitze von 300 bis 400 Edlen, die beschlossene Uebergabe der Bittschrift — auf Abschaffung der Religionsedikte und Zusammenberufung einer allgemeinen Staatenversammlung lautend — an die Statthalterin, welche darauf eine schwankende und ausweichende Antwort ertheilte. Bei Gelegenheit dieser Audienz, als der Graf von Barlaimont seine Gebieterin über den langen Zug der Bittenden erbleichen sah, hatte er ihr zugeflüstert, „sie solle vor einem Haufen Bettler sich nicht fürchten;“ was den Anlaß gab, daß die Verbundenen die ihnen gegebene höhnende Benennung „Gueux“ zur Nährung ihres gerechten Unwillens als blei-

benden Parteinamen wählten, und bald die schwellende Macht der „Geusen“ alle Städte und Provinzen erfüllte.

Die Regentin, während eine neue Gesandtschaft an den König um endliche Entscheidung bat, gewährte vorerst eine einstweilige Milderung (Moderation) der Edikte, wovon die Statthalter freudig Anlaß nahmen zu noch mehrerer Nachsicht, also, daß an die Stelle der vorigen Schrecken eine fast allgemeine Duldung der That nach trat, die vielen verborgenen Protestanten und Kalvinisten zur Enthüllung ermuntert, die Geusen als Wohlthäter des Vaterlandes von einer Grenze zur andern gepriesen, aber freilich neben dem freudigen Genuß der Freiheit auch Uebermuth und strafwürdige Ausschweifungen einer schwärmerischen oder leichtsinnigen Menge, hervorgerufen wurden.

Die Akatholiken nemlich begingen jetzt thätige Feindseligkeit gegen die katholische Gemeinde. In mehreren Provinzen zogen wilde Haufen umher, plünderten, zerstörten die katholischen Kirchen mit allem heiligen Geräthe, und trieben tausenderlei schändlichen Unfug. Da vereinigten sich die wohlgesinnten Häupter des Staatsraths und des Adels, und dämpften durch kräftige Maßregeln die Ausschweifungen der rohen Menge.

Aber die Nachricht von diesen Tumulten vollendete die Erbitterung des Königs, und er beschloß jetzt Rache zu nehmen an der Nation, wegen der Frevel von Einzelnen. Der Bürgerkrieg begann. Die Verheißungen, die man den Geusen gethan, auf daß sie hilfreiche Hand der Regentin leisteten zur Unterdrückung der Bilderstürmer, blieben unerfüllt, die Gewährungen beschränkter Religionsfreiheit wurden zurückgenommen, es geschahen Hinrichtungen. Da sammelten sich die Bedrängten in Waffen, ein Theil des Adels und viele Städte widersetzten sich der Regentin. Doch schon war der

Geusenbund innerlich zerfallen. Die Feindseligkeit der Protestanten gegen die Kalvinisten, der Katholiken gerechte Entrüstung über die Kirchenschändung, der Wankelmuth, die Abtrünnigkeit vieler Verbundenen, erleichterten Margarethen den Sieg. Tapfer zwar und im einzelnen heldenmüthig stritten die Geusen, doch im Ganzen unglücklich. Bald war alles Land zurückgekehrt zum Gehorsam und zur Ruhe (1567). Man drängte sich jetzt, den Compromiß abzuschwören, nur in der Gnade des Hofes schien noch Heil. Der Bund war aufgelöst; und, hätte Spanien nur einige Mäßigung gezeigt, nimmer wäre er wieder erstanden.

Aber Margaretha selbst schon mißbrauchte ihren Sieg. An den Bilderstürmern, an den Anhängern der Geusen, an den Ketzern wurde eine harte Rache genommen. Allenthalben waren die Henker voll Arbeit. In jeder Stadt mochte man die Opfer nach Hunderten zählen. Und zu allem dem kam noch die Schreckensbotschaft, daß Herzog Alba heranziehe mit einer spanischen Heeresmacht, um die Rebellen zu züchtigen.

Auf diese Nachricht verließen Hunderttausende das Land; die meisten nackt, vom Schrecken plötzlich fortgetrieben; wenige mit spärlichen Trümmern ihrer Habe. Auf allen Straßen drängten sich die Schaaren der Auswanderer, und bedeckte sich das Meer mit flüchtigen Schiffen. Teutschland, Frankreich, England empfingen die Unglücklichen, ihrer emsigen Arme, ihres befruchtenden Gewerbsfleißes sich erfreuend; die Niederlande schauten trauernd den Ziehenden nach.

Herzog von Alba. Wilhelm von Oranien. Utrechter Union. Prinz Moriz.

Und jetzt erschien Alba, der furchtbare Gewaltsträger des Königs und mit fast unumschränkter Vollmacht für die

bürgerlichen Geschäfte wie für jene des Kriegs. Margaretha legte ihre Gewalt nieder aus Unmuth; und Alba allein war jetzt Beherrscher der Niederlande. Dieser Mann des Schreckens — zwar groß als Feldherr und Staatsmann, und schon in Karls V. Kriegen durch die glänzendsten Thaten ausgezeichnet, aber tyrannischen Gemüthes, finster, tückisch, ohne Erbarmen, dabei abergläubisch und rachgierig, machte während seiner sechsjährigen Verwaltung, die Provinzen alle zum Schauplatz der unmenschlichsten Gräuel. Kaum war er an der Spitze seines mordlustigen Heeres in Brüssel eingezogen (22. Aug. 1567), als er verrätherisch die Grafen von Egmont und von Hoorn, mit vielen andern Edlen und Häuptern der Gemeinen, in Verhaft nahm, und die alten Glaubensedikte samt der Inquisition in erneuerte, ungemilderte Wirksamkeit einsetzte. Der König, nach dem Ausspruch des hohen Inquisitionsgerichtes in Spanien, hatte die ganze Niederländische Nation, mit wenigen einzeln anzugebenden Ausnahmen, als des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt, und Alba mochte sein Henkerschwert über alle schwingen, welche auszuwählen aus der Gesammtheit ihm beliebte. So schreckliche Verkündung zu vollziehen, setzte Alba einen Blutrath ein, einen „Rath der Unruhen,“ wie man ihn nannte, welcher nach dem Diktat des Herzogs — denn nur seine Stimme war entscheidend, die der Mitglieder bloß berathend — und ohne Berufung über Leib und Leben sprach. Bald floß Egmonts und Hoorns und ihrer treuesten Freunde edles Blut; unzählige Schlachtopfer folgten. Alba selbst rühmte von sich, daß er achtzehntausend Menschen durch Henkershand habe sterben lassen. Die Güter der Gemordeten oder Geächteten brachten dem Könige alljährlich 20 Millionen Thaler ein.

Die Duldung solcher Greuel von Seite einer zahlreichen,

muthigen, freiheitliebenden Nation wäre unbegreiflich, wenn nicht der traurige Religionsgeist die Erklärung gäbe. Das Racheschwert ward meist nur über Ketzer geschwungen. Die Katholiken — ohnehin bedroht durch die allgemeine Verdammung der Nation — wollten es nicht auf sich herabziehen durch Bezeugung der Theilnahme an ihren unglücklichen Mitbürgern. Die Protestanten und Kalvinisten, sich unter einander selbst so wie den Katholiken mißtrauend, versanken in hoffnungslose Dahingebung. Nur Flucht oder Verborgenheit konnte zum Heile führen, die leiseste Bewegung brachte Verderben. Jetzt schrieb Alba den hundertsten Pfenning vom gesammten Vermögen aller Einwohner, dann den 20sten und 10ten Pfenning von jeder Veräußerung unbeweglicher und beweglicher Güter aus, und — was die Henkerbeile nicht vermocht hatten — die Steuereinnehmer erregten eine Empörung. Der zehnte Pfenning — es ist niederschlagend, es zu sagen — der zehnte Pfenning hat Holland frei gemacht. Gegen die dadurch Allen, ohne Ausnahme zugehende Bedrückung erhoben sich auch Alle, die Stände protestirten, mehrere Städte, selbst Brüssel, widerstanden mit Gewalt.

Da faßten die Meer-Gueusen (also nannte man die flüchtigen Niederländer, welche aus Verzweiflung Kaperschiffe gegen die Spanier ausgerüstet) den Muth zu kühnerer That. Sie überfielen und besetzten die Seestädte Briel, Vließingen und Tervere (1572) und, neubelebt durch diesen Erfolg, öffneten sich jetzt die meisten Städte Hollands und Seelands Wilhelm von Oranien, der gleich darauf (15. Jul. 1572) in einer Versammlung zu Dordrecht zum Statthalter des Königs über Holland, Seeland und Utrecht erklärt ward.

Dieser Beschluß war wie der erste Lebensfunke des sich

bildenden Staates der vereinigten Niederlande. Von jetzt an gewann der Aufstand eine geregelte Gestalt und die Form eines rechtmäßigen Krieges. Gleichwohl, so lange noch Alba regierte, währten die grausenvollen Mordscenen fort. Doch allmählig verließ ihn die Hoffnung des Sieges. Er begehrte seine Zurückberufung und erhielt sie (1573).

An seine Stelle kam Don Zuniga y Requesens, ein kluger und sanfter Mann, gefährlicher für die Sache der Niederlande durch seine Mäßigung, als Alba durch seine Wuth. Auch im Felde war er Sieger. Aber er starb bald (1576); und Don Juan d'Austria, sein Nachfolger, Philipps Halbbruder, wiewohl talentvoll und als Sieger von Lepanto geachtet, wich dennoch dem größern Talent des Prinzen von Oranien und der Macht des Verhängnisses.

Oranien erkannte, daß Vereinigung das alleinige Mittel des Heiles sey. Durch ihn bewogen schlossen zuerst Holland und Seeland ein engeres Bündniß. Bald traten alle Provinzen, außer Luxemburg, durch die sogenannte Pacifikation von Gent (8. Nov. 1576) dem nördlichen Bündniß bei. Don Juan starb inzwischen (1578); und eine größere Gefahr als je kam über die Niederlande, als ihm Philipp den gleich schlauen als tapfern und kriegsgewandten Alexander H. von Parma (Margarethens Sohn) zum Nachfolger gab. Derselbe, die religiöse Spaltung klug benützend, brachte die Trennung der 10 südlichen Provinzen, als worin die katholische Lehre herrschte, von den nördlichen und dadurch die Unterwerfung der ersten zuwege; wogegen es Wilhelmen von Oranien gelang, die letzten, sieben an Zahl, nämlich Geldern mit Zütphen, Holland, Seeland Utrecht, Friesland, Oberyssel und Gröningen durch die Utrechter Union (23. Jänner 1579) zum bleibenden Staatenbund zu vereinigen.

Durch diesen Bund krönte Wilhelm sein großes Werk. Nur scheinbar ward Spaniens Oberherrschaft darin noch anerkannt, und bald, als eine abermalige Achtserklärung gegen Oranien erging, ward Philippen der Gehorsam feierlich aufgesagt, und der Bund zum unabhängigen Staate erklärt (26. Juli 1581). Wilhelm von Oranien stand — doch mehr nur durch freiwilliges Vertrauen als durch förmliche Huldigung — an der Spitze des neugeschaffenen Staates.

Nicht auf lange! In dem Jahre 1583 ward er meuchelmörderisch erschossen von dem Hochburgunder, Balthaser Gerhard, welchen nach den Preisen gelüstete, den Alexander von Parma auf des Helden Kopf gesetzet. Wilhelm war reich geboren und reich vermählt: aber er starb arm wie Einer der großen Alten, und hinterließ seinen Söhnen als kostbarstes Erbtheil sein Beispiel.

Der Tod Wilhelms war ein desto härterer Schlag für die Republik, da der kühne Alexander von Parma mit raschem Schritt seine Eroberungen fortsetzte, Dünkirchen, Brügge, Gent, Brüssel, Mecheln und nach verzweifelter Gegenwehr selbst das starke Antwerpen 1585 bezwang, während der jugendliche Freistaat, des Bandes einer geregelten Verfassung noch ermangelnd, der einheimischen Parteiung und den Ränken der auswärtigen Politik preis lag. Denn die Utrechter Union war nach ihrem Zweck und Inhalt bloßer Kriegsbund; erst im Laufe der Zeit und durch den Strom der Ereignisse hat daraus ein Staatensystem sich gebildet. Damals ward die Kunst nicht verstanden, Staatsverfassungen nach Grundsätzen zu erschaffen. Ja, die Gewohnheit als gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt ein monarchisches Haupt zu erkennen, war so stark, daß man ein solches für unentbehrlich, aber zugleich bei der Menge wohlhergebrachter Freiheiten und Provinzialherkommen für ziemlich gleichgiltig,

weil den Landesverfassungen unnachtheilig, hielt, wer derselbe sey, wenn nur nicht der König von Spanien. Daher man wiederholt dem Erzherzog Matthias, dem Duc d'Alençon, ja dem König von Frankreich selbst, und der Königin Elisabeth die Oberherrschaft antrug, und nur später den Gedanken oder den Muth zur völligen und republikanischen Selbstständigkeit faßte.

Durch vermehrte Erfahrung klüger gemacht legten endlich die Befreiten eine eifrige Hand an die Erbauung ihres politischen Gemeinwesens. Der edle und weise Großpensionair von Holland, Olden-Barneveld, war es zumal, welcher — anfangs in Gemeinschaft mit dem jungen Moriz von Oranien, Wilhelms Sohn (welchen schon früher in seinem 18ten Altersjahr Holland, Seeland und Utrecht zum Statthalter ernannt, und sämmtliche vereinte Staaten an die Spitze ihres Heeres gestellt hatten), dann aber, als Moriz selbst der Freiheit gefährlich ward, demselben muthig entgegenwirkend das vaterländische Werk beförderte.

Olden-Barneveld, mit andern Patrioten, veranlaßte, daß ein Congreß, von Deputirten der einzelnen vereinigten Staaten (die Generalstaaten) zusammentrat, und allmälig der obersten Geschäftsleitung sich bemächtigte. Seit 1593 saßen diese Generalstaaten fast immerwährend im Haag; und in ihnen residirte im Grund die Majestät; der Statthalter, den sie erwählten, war nur Diener der Republik, wiewohl in einzelnen Zeiten durch Gewalt und Einfluß übermächtig.

Die Grundlage der Holländischen Verfassung (denn von der durch Macht und Reichthum vorherrschenden Provinz Holland wurde gern der ganze Staatenbund genannt) war dennoch eine Wahl-Aristokratie unter einem (gewöhnlich, doch nicht nothwendig und nicht immer vorhanden) monarchischen

Haupt. Die sieben Provinzen bildeten in Unionssachen eine der Freiheit und Selbstständigkeit der Verbundenen unnachtheiliges, weil allen gleiche Rechte gewährendes, Gemeinwesen. Aber in den einzelnen Staaten selbst herrschte nicht das Volk, sondern die Stände, aus den Rittercorps und den städtischen Magistraten bestehend, und daher, da selbst die Letzten oft von den Provinzstatthaltern eingesetzt, überhaupt nach beschränkenden Wahlordnungen ernannt wurden, eine fast rein aristokratische Macht, deren Deputirte (die Staaten genannt) zwar die Provinzverwaltungen leiteten, jedoch streng an erhaltenen Instruktionen gebunden waren. Diesen Provinzial-Staaten und Ständen blieb immerdar in einheimischen Dingen eine wahrhaft souveraine Macht. Das Ansehen der Generalstaaten beschränkte sich meist auf die Sachen des Kriegs und der auswärtigen Verhältnisse.

Nur vergleichungsweis gegen die in den übrigen Staaten zusehends emporkommende Despotie der Monarchen mochte diesemnach Holland für einen Freistaat gelten. Seine Verfassung schützte die Freiheit und das Recht wenig. Auch ließ sich bald eine Verminderung der moralischen Kraft bemerken, welche, bis auf die neuesten Zeiten in fortwährend deutlicheren Erscheinungen kund ward.

Bald nach der durch Morizens Glück befestigten Erhebung des Hauses Oranien entstanden in den vereinigten Niederlanden die zwei feindseligen Parteien der oranisch- und antioranisch-Gesinnten.

Der Prinz Moriz war im Grunde der Erste, welcher unter dem Titel Statthalter eine politische Gewalt übte. Sein Vater war mehr nur Kriegshaupt gewesen. Doch auch als solches glänzte Moriz, und hielt schon als Jüngling den Siegeslauf seines großen Gegners, Alexander

von Parma: ruhmwürdig auf. Die Zerstörung der großen spanischen Armada durch die Engländer beschleunigte den Triumph der Freiheit. Der Tod des Herzogs von Parma (1592) entschied ihn völlig. Denn von nun an hatte Moriz ein entschiedenes Glück. Der Graf von Mannsfeld, sodann die Erzherzoge Ernst und Albrecht, welche nach einander den Stab führten, vermochten wenig gegen den gleich begeisterten als kriegsgelehrten Helden; die Eroberungen Alexanders gingen verloren, und die Hoffnung zur Unterjochung Hollands schwand. Schon wurde dasselbe von fremden Mächten als ein freier Staat anerkannt. Frankreich und England schlossen Bündnisse mit ihm, und Philipp ward gebeugt durch gehäufte Schläge, zumal durch die Seesiege der Holländer und ihr Glück in Ostindien.

Zwar sein Sohn und Nachfolger, Philipp III., setzte den Krieg fort, jedoch ohne Kraft und Glück. Moriz machte jetzt selbst Eroberungen in Brabant, und die holländischen Seehelden richteten im Angesichte Gibraltar's eine spanische Flotte zu Grunde. Vergebens waren die Anstrengungen Spinola's, des letzten großen Heerführers der Spanier. Vom langen Kampf ermattet, begehrte das große Reich den Frieden von der kleinen Republick. Olden-Barneveld und alle weiseren Holländer wünschten ihn nicht minder: aber Moriz, dessen Gewalt im Kriege stieg, legte ungern die Waffen nieder. Daher konnte Olden-Barneveld mehr nicht als einen Waffenstillstand durchsetzen, welcher zu Antwerpen (1609) auf zwölf Jahre geschlossen ward. Spanien erklärte darin die Niederländer als eine unabhängige Nation, und gewährte ihnen, durch einen geheimen Artikel, selbst freie Schiffahrt nach Ostindien.

Geschichte Englands.

Mit dem Hauptkampfe Spaniens wider die Niederländer war in inniger Verbindung der englische Krieg gewesen.

Bald nach Heinrichs VIII. Tod (1547) lagerten sich über England die Schrecken der kirchlichen und politischen Zwietracht. Nach seiner letztwilligen Verfügung sollte Eduard, sein Sohn von Johanna Seymour, der erste Erbe seyn; nach ihm ward Maria, Katharinens von Arragonien Tochter, gesetzt, und hierauf Elisabeth, die ihm Anna von Boleyn geboren. Im Namen des unwürdigen Königs Eduard (VI.) führte nun eine von K. Heinrich eingesetzte Regentschaft von 16 Personen, an deren Spitze des Königs Ohm, der Herzog von Sommersett, als Protektor gestellt ward, die Verwaltung. In England machte die Reformation jetzt mächtige Fortschritte. Der Protektor, mit den meisten Großen, war der Glaubensneuerung geneigt, und Cranmer befestigte unter seinem Schutz den Bau der neuen Kirche. Aber er befleckte seinen Ruhm durch Unterdrückung derselben Gewissenfreiheit, deren Panier die edleren Reformatoren erhoben, ja durch blutige Verfolgung. Der kaum 12jährige, gutmüthige König wurde gezwungen, Todesurtheile wider Ketzer und Schwärmer zu unterzeichnen, und that es weinend, indem er die Verantwortung dafür auf Cranmer wälzte. Die 6 Artikel wichen jetzt einem ganz protestantischen Lehrsystem von 42 Artikeln, und geschärfte Strafbefehle sicherten die Unterwerfung. Der Protektor indessen unterlag einer Verschwörung von Feinden. Er wurde genöthigt, seine Gewalt niederzulegen, in Gefangenschaft gehalten, und endlich hingerichtet. Erbe seiner Macht ward der Herzog von Northumberland (1552), der ihn gestürzet.

Dieser stolze Mann vermaß sich, die Krone an sein eige-

nes Haus zu bringen. Er forderte Eduard auf, als Erbe der Machtvollkommenheit seines Vaters, beide Halbschwestern, Maria und Elisabeth, als welche beide bereits für unächt erklärt wären, von der Thronfolge auszuschließen, und zu derselben die Enkelin der Herzogin von Suffolk, die liebenswürdige Johanna Gray, zu berufen. Mit dieser jungen, durch seltene Geistesgaben und Bildung ausgezeichneten Dame hatte er seinen Sohn, Guilford Dudley, vermählt, was ihm die Hoffnung gab, in beider Namen zu herrschen. Der König that, wie man begehrte, und starb bald darauf, im sechszehnten Jahre seines Alters und im siebenten seiner sogenannten Regierung (1553).

Aber Northumberland kannte die Stimmung des Volkes und der Großen nicht. Johanna zwar wurde von der Faktion Northumberlands in London als Königin ausgerufen; aber Maria empfing die Huldigungen der Nation, und zog nach wenigen Tagen triumphirend in die Hauptstadt ein. Northumberland, mit andern Häuptern der Partei, wurde hingerichtet; worauf auch die unschuldige siebenzehnjährige Johanna und ihr gleich jugendlicher Gemahl ihre zehntägige Hoheit auf dem Blutgerüst büßten.

Ohne Verzug begann nun Maria das Werk der Wiederherstellung der katholischen Kirche. Ihr Eifer für dieselbe wurde noch mehr entflammt, als sie mit Philipp von Spanien sich vermählt hatte, durch die Verfolgungssucht dieses gleich bigotten als tyrannischen Prinzen. Also drang sie bald des Papstes Herrschaft und die Messe ihrem gehorsamen Volke auf, und erhielt für beide die Zustimmung eines sclavischen Parlaments. Scheiterhaufen wurden errichtet, um die Zurückführung der Abtrünnigen zu beschleunigen. In drei Jahren büßten 270 Protestanten ihre Irrthümer in den Flammen; die Schrecken der Inquisition, ohne deren Namen, wa-

ren über England gekommen; Grausamkeiten, welche die Natur empören, wurden verübt. Auch der Erzbischof Cranmer, das edelste Haupt der Protestanten, litt jetzt den Feuertod, welchen er freilich selbst früher über Arianer und Wiedertäufer verhängt hatte.

Nach Philipps Abreise aus England (er ging nach Flandern in den französischen Krieg) ließ die Verfolgung nach: aber die Nation erlitt dagegen eine andere Bedrückung. Um ihren Gemahl zu unterstützen, erlaubte Maria sich die härtesten, gesetzwidrigsten Erpressungen, und erlebte die Schmach, daß Calais gegen die Franzosen verloren ging. Von steigendem Unmuth gequält, von ihrem Volke gehaßt, und dasselbe wieder hassend, in trauriger Einsamkeit — Philipp kam nicht wieder — starb die unglückliche Königin nach fünfjähriger, übel geführter Gewalt (1558).

Elisabeth. Maria Stuart. Englands Verfassung. Die unüberwindliche Flotte.

Desto glorreicher war die Regierung ihrer Nachfolgerin, Elisabeth, einer der größten Frauen, die jemals einen Thron besaßen. Sie hob ihr Reich auf eine früher niemals erschwungene, ja kaum erreichbar erschienene Stufe der Macht und des Wohlstandes, und ihre Regierung macht Epoche in der englischen Geschichte. Als Regentin ist ihr — nach den Umständen der Zeit und nach den innern und äußern Verhältnissen Englands — nur wenig vorzuwerfen: ihren Privat-Charakter treffen härtere Rügen.

Mit Elisabeths Thronbesteigung endete der Triumph der Katholiken. Sie forderte von neuem den Supremats-Eid, stellte den protestantischen Ritus, unter Beibehaltung des bischöflichen Systems, wieder her, und vollendete (1563) durch Verkündung der 39 Artikel die Constituirung der herrschenden

anglikanischen Episkopalkirche. Zwar verschmähten viele — die Nonconformisten — sich der „Uniformitätsakte“ anzuschließen. Der Calvinische Lehrbegriff, die Behauptung der Gleichheit unter den Kirchendienern, besonders vorherrschend unter den zurückgekehrten Flüchtlingen, behielt zahlreiche Anhänger; und solcher kirchliche Zwiespalt ist in auffallendem Zusammenhang mit politischer Parteiung gestanden. Die Presbyterianer oder Puritaner neigten sich natürlich zu demokratischen, die Episkopalen oder Conformisten zu monarchischen Grundsätzen, und nicht ein englischer König hat sich den Presbyterianern hold erwiesen.

Elisabeth selbst, wie alle Könige des Hauses Tudor, war herrisch und erfüllt von Ideen der Uneingeschränktheit. Man hat sie als Freundin der Freiheit gepriesen, aber mit Unrecht. Verglichen mit den Forderungen einer aufgeklärten Zeit und eines politisch mündigen Volkes muß ihre Regierung als höchst despotisch, und in mehreren häßlichen Zügen selbst einer türkischen ähnlich erscheinen. Der allgemeine Zustand der englischen Verfassung zu jener Zeit machte solches möglich und leicht. Neben der vollstreckenden oder eigentlichen Regierungsgewalt war in der That — denn die Beschränkungen waren meist nur förmlich und scheinbar — auch die gesetzgebende und die richterliche dem Könige eigen. Zwar das Parlament galt, nach altem Gebrauch, für die Quelle der Gesetze. Aber der Krone stand das Vorrecht zu, von Gesetzen zu befreien, sie also unkräftig zu machen. Auch konnte der Monarch unter dem Titel von bloßen Verordnungen oder Bekanntmachungen gebieten und verbieten, was ihm gut däuchte. Ueberdem waren die Parlamentsbeschlüsse meist nur der Wiederhall der königlichen Anträge, oder die zuvorkommende Erfüllung der königlichen Wünsche. Das Parlament selbst erließ furchtbare Ma=

jestätsgesetze, und es hatte dem König die unumschränkte Macht über Kirche und Glauben ertheilt. — Doch selbst diese Schattengestalt wurde verengt von Elisabeth. In „Staats- und Kirchensachen“ sich zu mischen, ward dem Parlament untersagt; und welche Mitglieder sich dessen unterfingen, die warf man in's Gefängniß. Die Königin verbot, daß auch nur zwei und drei Personen zusammenkämen, um mit einander die heilige Schrift zu lesen und über Religion sich zu besprechen! — und sie erklärte streng: „es sollte Niemanden gestattet seyn, zur Rechten oder Linken von der Schnur abzuweichen, die sie durch ihr Ansehen und ihre Befehle in Glaubenssachen gezogen.

Noch mächtiger aber war die Krone in gerichtlichen; zumal in peinlichen Dingen. Das Gericht der Sternkammer — über alle außerordentlichen Vergehen, welche dem gemeinen Recht nicht anheim fielen, gesetzt — bestand aus Mitgliedern, welche nicht länger saßen, als es dem Monarchen gefiel, und dabei bloß eine berathende Stimme führten. Der König allein also entschied und verhängte willkürliche Strafen.

Aber noch schlimmer war das Gericht der hohen Commission über Ketzerei und das Kriegsgericht. Noch mehr! ohne alles Gericht, auf bloßen Befehl eines Staatssekretärs oder des geheimen Raths, ohne Angabe der Ursache, mochte Jeder ergriffen, und, so lange den Ministern gefiel, im finstern Kerker verwahrt werden! Der Gefangene aber wurde durch die Folter geschreckt, welche nach gesetzloser Willkür verhängt ward; und gelangte er auch vor ein ordentliches Gericht der Geschwornen oder vor's Parlament, so war er sicher, verdammt zu werden, sobald der Hof es begehrte.

Hiernach blieb dem Volk im Grunde die einzige Freiheit, daß ohne Bewilligang des Parlaments keine Steuer durfte

erhoben werden. Aber dieses kostbare Recht war an und für sich von zweifelhaftem Nutzen. Denn es nöthigte oder lud wenigstens ein zu gesetzwidrigen Erpressungen, zur käuflichen Ertheilung von Monopolien, zur Erzwingung von Darlehen, zu willkürlichen Forderungen mancherlei Art, zu Zollerhöhungen und zum Verkauf der Gerechtigkeit oder der Gnade. Nur ungern wandte sich Elisabeth an's Parlament um Subsidien. Lieber veräußerte sie Krongüter — was freilich ihre Nachfolger desto abhängiger vom Parlament machte — ja sie setzte durch Sparsamkeit sich in den Stand, selbst die angebotenen Subsidien mitunter auszuschlagen. Und so kurzsichtig waren die Volksvertreter, daß sie ihren ganzen Ruhm darein setzten, nur wenige Steuern zn verwilligen, während sie die gesetzlosen Erpressungen und alle Mängel und Ungerechtigkeiten der Verwaltung schweigend duldeten. Das Volk dagegen, welches von seinem Parlamente nichts anderes ausgehen sah, als Steuerbewilligung, war froh, wenn nur selten eines berufen ward. So beschränkt war damals noch die politische Einsicht! Was war es denn, das trotz solcher Vollgewalt des Monarchen, noch einige Funken des Freiheitsgeistes unter der Hülle der allgemeinen Unterthänigkeit glimmend erhielt? — Ein geistvoller Schriftsteller hat davon die Ursache darin gefunden, daß noch kein stehendes Heer von Miethtruppen das Volk mit seinen Donnern schreckte.

Es war kaum anders möglich, als daß Philipp und Elisabeth Feinde würden; ein schneidender Gegensatz der Persönlichkeiten wie der Lagen und Interessen machte es unvermeidlich. Gleichwohl warb Philipp gleich nach Mariens Tod um die Hand Elisabeths und ward abgewiesen. Zu dieser Kränkung, zu dem Verlust der Hoffnung, über England zu herrschen, kam, nach Erneuerung des Bruchs mit Rom, noch der

Haß gegen die Ketzerin Elisabeth. Diese dagegen, als solche und als Königin von England, freute sich des Aufstandes der Niederlande und begünstigte dessen Fortgang durch geheime, bald auch durch öffentliche Unterstützung. Die ganze Richtung ihres politischen Systems war gegen Spanien. Gegenseitige Feindseligkeiten vermehrten die Erbitterungen. Endlich hatte die unglückliche Königin Maria von Schottland Philippen ihren Anspruch auf England abgetreten, und der Papst ihn zum Vollstrecker des Banns ernannt. Philipp erhob sich jetzt mit seiner ganzen Macht. Ein großer Schlag, so hoffte er, sollte England und Holland zugleich zu seinen Füßen werfen. Eine Flotte, wie früher noch niemals das Meer getragen, wurde ausgerüstet. — Die „unüberwindliche Armada“ nannte sie der vermessene Stolz — sie bestand aus 160 Schiffen und trug über 30,000 Streiter. Andere 30,000 sollte der Herzog von Parma von den Niederlanden aus nach England übersetzen, ein Feldzug sollte die Eroberung vollenden. Aber die große Flotte wurde zernichtet durch den Willen des Herrn. Stürme mißhandelten sie für und für, und in den Tagen der Schlacht siegte die Begeisterung der englischen und holländischen Helden über den spanischen Stolz. Mehr als die Hälfte der großen, unbehilflichen spanischen Schiffe wurden genommen oder zerstört, und nach einer kläglichen Flucht an die schottischen und irländischen Küsten gelangten die traurigen Trümmer einer Armada, zu deren Ausrüstung drei Jahre lang die Kräfte des Reichs waren angestrengt worden, an die heimathlichen Küsten zurück (1589).

Die Besieger der Armada, Effingham, Drake, Hawkin und Forbischer, benutzten die errungene Ueberlegenheit zu weiteren Demüthigungen des Feindes. Cadix ward angegriffen und mit Sturm erobert. Der Kriegsstand mit

Spanien hörte nicht auf, so lange Elisabeth lebte. Ein Bündniß, das sie 1596 mit K. Heinrich IV. von Frankreich schloß, erneuerte die Erbitterung. Philipp rächte sich zumal durch Unterstützung der rebellischen Irländer.

Der Glanz, womit die herrlichsten Triumphe Elisabeths Thron umgaben, wird verdüstert durch den Mord Mariens von Schottland. Als Kind erbte Maria Stuart den schottischen Thron, welchen in ihrem Namen ihre Mutter, eine Prinzessin von Guise, verwaltete. Die Prinzen von England und Frankreich warben um ihre Hand. Der Dauphin, Franz, Sohn des K. Heinrich II., erhielt dieselbe. Maria ward noch in zarter Jugend an den französischen Hof geschickt. Nach dem frühen Tod ihres königlichen Gemahls kehrte sie nach Schottland zurück, und vermählte sich zum zweitenmal — die Lage des Reichs gebot es — mit ihrem Verwandten, Lord Darnley, einem Mann von ungeschlachten Sitten, stolz und gewaltthätig. Von wüthender Eifersucht getrieben, tödtete er vor den Augen der hochschwangern Königin den Sänger Rizzio, ihren Geheimschreiber. Bald darauf litt auch Er gewaltsamen Tod, und das Gerücht klagte den Grafen Bothwell, Mariens Günstling, als Thäter an. Sie, unbesonnen, reichte demselben ihre Hand, worauf die Schotten von der mit dem schwersten Verdacht belasteten Königin abfielen, sie gefangen setzten, und zur Abtretung des Reiches an ihren unmündigen Sohn — von Lord Darnley — Jakob VI. zwangen. Dem Gefängniß entronnen, versuchte sie Gewalt wider die Empörer, wurde geschlagen, und floh nach England, Gastfreundschaft und Hilfe von Elisabeth, ihrer königlichen Verwandtin, begehren. Aber diese Verwandtschaft war eben ihr Verderben. Maria, die Enkelin von Heinrichs VIII. ältester Schwester, mußte denjenigen, welche die Ehe dieses Königs mit Anna

von Boleyn als ungültig, daher Elisabeth als Bastard betrachteten, mußte also den strengen Katholiken als die rechtmäßige Königin von England erscheinen, und selbst die das Recht Elisabeths ehrten, mußten wenigstens Marien als präsumtive Thronerbin erkennen. Die Hoffnungen und Wünsche der Katholiken waren daher auf Marien gerichtet, während die Protestanten ihr Heil nur in Elisabeth fanden. Zu der unvermeidlichen Eifersucht der letzten gegen die erste gesellte sich also noch Religionshaß, und diesem eigentlich ward Maria geschlachtet. Diese unglückselige Fürstin sah sich bald als Gefangene behandelt von Derjenigen, zu der sie Hilfe suchend geflohen war, und Jahr für Jahr die Gewahrsam, worin sie gehalten ward, strenger. Ihre Liebenswürdigkeit und ihr Unglück erwarben ihr viele muthige und edle Freunde selbst in England; aber durch jeden Versuch, sie zu retten, wurde die Feindin noch aufgebrachter. Der gefährlichste, auf Ermordung Elisabeths gehende, wurde gemacht von dem Schwärmer Babington, als dessen Mitschuldige man sofort Marien — jedoch auf sehr zweideutige Zeugnisse — anklagte. — Eine Kommission von 40 Großen, meist Feinden Mariens, wurde niedergesetzt, über sie zu richten, und verurtheilte sie zum Tode. Das Parlament, theils fanatisch, theils servil, drang auf Vollzug des Urtheils. Elisabeth, zur Grausamkeit noch verächtliche Heuchelei gesellend, weigerte sich lange, den Mordbefehl zu unterzeichnen, und als sie es gethan, und hierauf die Hinrichtung geschehen war (1587. 8. Febr.), strafte sie den beflissenen Diener, der den Befehl an seine Bestimmung gesendet, als habe er ihren wahren Willen überschritten. Maria nach neunzehnjähriger Gefangenschaft, wie eine Verbrecherin auf's Blutgerüst gebracht, litt den Tod mit Standhaftigkeit und Würde.

Ihre Mörderin, Elisabeth, nicht eben diese Schreckens-

that, wohl aber die Hinrichtung ihres Buhlen, des Grafen Essex, wegen muthig angezettelter Empörung zu spät bereuend, starb kläglich (24. März 1603), nachdem sie, den laut erklärten Wünschen des Parlaments und der Nation, wie den Verwandtschaftsrechten gemäß, den Sohn der gemordeten Maria Stuart, König Jakob VI. von Schottland, zu ihrem Nachfolger erklärt hatte.

Vereinigung Portugals mit Spanien. Don Carlos.

Noch vor ihr (1598) hatte Philipp II. von Spanien geendet, traurig, da er den anfangenden Verfall seines großen Reiches gesehen. Durch Verfolgung der Mauren, welche heimlich Islamiten geblieben, erregte er einen Bürgerkrieg, welcher Spanien über 100,000 Menschen kostete, und bewog viele Häupter der Verfolgten, Schutz beim türkischen Sultan, Selim II., zu suchen. Gegen diesen erhob sich nun Philipp im Bund mit Venedig und mit dem Papst in Waffen. Sein Halbbruder, Don Juan d'Austria, erfocht in diesem Kriege den glorreichen Seesieg bei Lepanto (1571), welcher die Pforte zittern machte. Aber Philipp, aus Trägheit oder Eifersucht, benützte den Sieg nicht. Die Eroberung von Tunis, durch denselben Don Juan (1573), doch nur für kurze Dauer, vollbracht, war dessen einzige Folge. Indessen verschwendete Philipp seine Kraft im fruchtlosen Kriege wieder seine eigenen Unterthanen, die freigesinnten Niederländer. Auch für diesen Verlust bot das Glück ihm einen reichen Ersatz an — Portugal —; aber er wußte nur wenig ihn zu nützen.

Wir haben die goldne Zeit Portugals unter Emanuel dem Großen und unter seinem Sohne, Johann III., gesehen. Doch schon eben dieser Johann III. legte den Grund des Verfalls — weil des Geistesschlummers — durch Einführung der Inquisition und durch Aufnahme der Jesuiten.

Als nach Johanns Tod das Reich an seinen dreijährigen Enkel, Sebastian, kam (1557), erzogen die Jesuiten den Knaben nach ihrem Sinn. Auch nach erlangter Großjährigkeit blieb Sebastian ihnen gehorsam. Auf ihre Ermunterung unternahm er mit großer Macht einen Kreuzzug nach Afrika, um den Thronstreit zwischen zwei Marokanischen Prinzen zur Eroberung ihres Landes und zur Ausbreitung der christlichen Lehre zu benützen. Aber in der großen Schlacht bei Alcazar (1578), welche der 80jährige Scherif Abdallah sterbend ordnete, erlitt Sebastian eine völlige Niederlage. Er selbst kam nimmer zum Vorschein, weßhalb man annahm, daß er unter den Erschlagenen gewesen. Mit zitternden Händen ergriff nun der Kardinal Heinrich, Johanns III. Bruder, den Scepter, und starb, bevor er die nöthige Fürsehung wegen der Nachfolge getroffen (1580). Da erklärte sich Philipp II. als Sohn Isabellens, des großen Emanuel ältester Tochter, zum Nachfolger, obschon noch einige Nachkommen von desselben jüngstem Sohn, Eduard, insbesondere die an den Inländer, Herzog von Braganza, vermählte Tochter desselben, das Reich ansprachen. Aber der Herzog von Alba schlug den schwachen Widerstand mit überlegener Macht darnieder, und Portugal mit allen Nebenländern in drei Welttheilen huldigte Philipp (1581). Zwar thaten sich nach einander vier angebliche Sebastiane hervor; aber sie wurden leicht überwunden.

Die Eroberung durch den erbittertsten Feind hätte Portugal nicht verderblicher seyn können, als diese Besitznahme durch den als rechtmäßig erkannten Nachfolger. Spaniens Feinde wurden nun auch Portugals Feinde. Viele Besitzungen in Ostindien, auch die Hälfte von Brasilien und der größte Theil der Küste von Guinea gingen an die Holländer verloren, die Insel Ormus an den Schah von

Persien; die Engländer machten überall reiche Beute. Dazu kam die gehässigste und ungerechteste Bedrückung von Seite der Regierung selbst. Philipp nahm den Portugiesen alle ihre Rechte und Freiheiten weg; alle Mißbräuche und Härten der spanischen Verwaltung kamen nun auch über Portugal, und dabei wurde dieses stiefmütterlich, fast wie eine fremde Provinz behandelt, die einträglichen oder Macht gebenden Dienste meist nur Spaniern verliehen, und innerhalb vierzig Jahren mehr als 200 Millionen Piaster erpreßt.

Nicht viel gütiger war Philipp seinen spanischen Reichen. Alle Ueberreste der alten Freiheiten wurden unterdrückt, das System eines einförmigen Despotismus alleinherrschend gemacht. Der Tyrann seiner Völker war auch Tyrann gegen sein eigenes Blut. Don Carlos, sein Sohn, ein Prinz von allerdings heftigem Gemüth und bösen Rathschlägen horchend, bezeugte sein steigendes Mißvergnügen mit den Regierungsmaßregeln seines Vaters, zumal mit Alba's Blutvergießen in den Niederlanden, und gedachte sich selbst an die Spitze des Aufstandes zu stellen. Der König entdeckte den Plan, warf Don Carlos in's Gefängniß und ließ ihn hinrichten nach dem Urtheil der Inquisition (1568).

Religionsunruhen in Frankreich. Pariser Bluthochzeit.

Die neue kirchliche Lehre hatte auch in Frankreich, trotz den Verfolgungen, die wider ihre Anhänger und K. Franz I. und noch heftiger unter Heinrich II. ergingen, einen reißend schnellen Fortgang genommen. Es geschah dieß zumal durch den Eifer und das Ansehen Calvins, als in welchem ihnen durch Ursprung und Charakter verwandten Reformator, die Franzosen einen ihnen angehörigen Lehrer erkannten, was daher auch den entschiedenen Sieg der Reformirten über die lutherische Confession unter ihnen bewirkte.

Man nannte die Neuerer wegen ihrer nächtlichen Zusammenkünfte Hugenotten, von König Hugo, dessen Gespenst nach der Volkssage bei Tours nächtlich herumwandelte. Doch bald erschienen sie frei auch am Tage. Die Schwester K. Franzens, die geistreiche Königin Margaretha von Navarra, war ihre vorzüglichste Beschützerin. Die Unterdrückung des neuen Glaubens erschien täglich schwerer. In der nächsten Umgebung des Königs, unter den Häuptern der Nation, unter den Edelsten und Gebildetsten aller Stände mehrten sich zusehends die verhaßten Bekenner.

Indessen sammelten sich gleichwohl die drohendsten Wolken über ihren Häuptern. Seit dem Frieden von Chateau-Cambresis (1559) erschienen die sonst unversöhnlichen Feinde — Spanien und Frankreich — vereint zum gemeinschaftlichen Zweck der Unterdrückung der Ketzerei. Der Papst war eifriges Mitglied dieser heiligen Allianz, einer Verbindung der Gewaltigen gegen die unter dem Schutz des Zeitgeistes voranschreitende Idee. Selbst der schnelle Tod Heinrichs II. (1559. 10. Jul.) verbesserte die Lage seiner protestantischen Unterthanen nicht. Die Partei, die unter der Regierung seiner schwachen Söhne, Franz II., Karl IX. und Heinrich III., das Ruder an sich riß, war noch verfolgungssüchtiger, und noch enger verbunden mit Philipp. Was die Dissidenten rettete, war nur die ihnen zu Hilfe kommende politische Parteiung.

Franz II. war fünfzehn Jahre alt und kränklich, als er den Thron bestieg. Neben seiner Mutter, der ränkevollen herrschsüchtigen und lasterhaften Katharina von Medicis, besaß die meiste Gewalt der Zweig des Lothringischen Hauses, welcher den Beinamen Guise von einem kleinen französischen Fürstenthum führte, zwei Brüder, der Herzog Franz und der Cardinal von Guise, der erste als Feldherr durch den

glänzendsten Kriegsruhm groß, der zweite durch Gewandtheit in Staatssachen hervorleuchtend; beide den eifrigen Katholiken als die starken Vertheidiger der römischen Kirche theuer. Die Macht dieser Herren verdroß die Prinzen von Geblüt, Anton von Bourbon, König von Navarra, und Ludwig, Prinzen von Condé. Mit ihnen hieltens zumal der Connetable von Montmorency, und dann die Häupter der Reformirten, gleichfalls ein Bruderpaar, vom Hause Chatillon, der große Admiral von Coligny und Franz von Andelot, Obrister des französischen Fußvolks. Die königlichen Prinzen, um gegen die übermüthigen Guisen aufzukommen, schlossen sich eng an die Reformirten, und diese freuten sich der erlauchten Häupter, deren Ansehen ihnen der beste Schirm gegen die drohende Verfolgung schien. Die Elemente des Bürgerkriegs waren also gebildet, die Parteiung durchzog ganz Frankreich; religiöser Eifer reichte die Waffen, die Herrschsucht einzelner Großen handhabte sie im Streit.

Die bourbonischen Prinzen machten einen Anschlag, sich durch Ueberfall der Person der Guisen und des Königs selbst zu bemächtigen. Aber die Verschwörung — von Amboise benannt — wurde entdeckt und blutig gerächt (1560). Der Herzog Franz von Guise, jetzt gar zum Reichsverweser erklärt, berief eine allgemeine Ständeversammlung nach Orleans. Kaum waren die Prinzen daselbst eingezogen, als man sie in den Kerker warf, und eine außerordentliche Commission das Todesurtheil über den Prinzen von Condé sprach. In demselben Augenblick hauchte der schwächliche König sein junges Leben aus.

Jetzt war Karl IX., sein 10jähriger Bruder, König; die vormundschaftliche Gewalt in der Königin Mutter Hand. Dieselbe, die Hoffnung der eigenen Herrschaft auf die Ent-

gegensetzung der Parteien bauend, gab den Bourbonen die Freiheit, und ernannte Navarra selbst zum Generallieutenant des Königs. Guise bewog jetzt seinen katholisch gesinnten Gegner Montmorency und den ehrgeizigen Marschall von St. André, sich mit ihm zu verbinden. Dieses „Triumvirat" riß alle Gewalt an sich und schwor den Reformirten den Untergang. Dagegen schloß Katharina — ihren eigenen Religionseifer durch politische Gründe beschwichtigend — sich enger an die Häupter der Hugenotten — und bewirkte — meist durch das Ansehen des edelmüthigen Kanzlers, Michael de l'Hopital — auf einer Versammlung zu St. Germain (1562. Januar) ein Edikt, welches die frühern Verfolgungsdekrete aufhob und den Reformirten eine beschränkte Religionsfreiheit ertheilte.

Aber die Hugenotten klagten, daß ihnen nur außerhalb der Städte die Religionsübung erlaubt sey, die Katholiken nahmen Aerger selbst an der beschränkten Duldung. Condé und Guise blieben Feinde wie zuvor. Bald flammte der offene Bürgerkrieg auf. Das Band der Gesellschaft zerriß in der anarchischen Zerrüttung; Mord und Verrath waren die Ordnung des Tages, ja sie schmückten sich noch, in den Augen der Fanatiker, mit dem Heiligenschein. Laßt uns schnell über diesen Schauplatz der Schrecken hinweggehen! —

Das Signal zum Kriege gab die blutige Gewaltthat, welche das Gefolge des Herzogs von Guise bei seiner Durchreise durch Vassy an den Hugenotten, welche gerade ihren Gottesdienst in einer Scheune hielten, verübte (1. März 1562). Der Herzog zog hierauf triumphirend in Paris ein, bemächtigte sich dann des jungen Königs und zwang die zitternde Katharina, auf seine Seite zu treten.

Aber Condé, mit schnell gesammelter Heerschaar, trotzte kühn seinem Feind; die reformirte Partei erkannte ihn als

oberstes Haupt der Verbindung. Wider ihn führte Montmorency ein starkes Heer. Condé schloß einen Bund mit Elisabeth von England, und erhielt von ihr 6000 Streiter. Auch 8000 Hessen zogen ihm zu Hilfe, wogegen Philipp II. das Guisische Heer durch eine spanische Schaar verstärkte. Eine blutige Schlacht bei Dreux in Isle de France wurde geschlagen, worin der Marschall von St. André getödtet, der Prinz von Condé und der Conetable von Montmorency gegenseitig gefangen wurden. Früher schon war der König von Navarra an einer vor Rouen empfangenen Wunde gestorben. Sein neunjähriger Sohn Heinrich von Bear, nachmals Heinrich IV. von Frankreich, durch seine Mutter, Johanna von Albret, in der reformirten Religion erzogen, war sein Erbe und bald der Stolz und die Hoffnung der bedrängten Partei.

Für jetzt stand Coligny an derselben Spitze, einer der größten Männer seiner Zeit, gleich weise als standhaft, in der verzweifeltsten Lage noch an Hilfsmitteln reich, mehr als einmal der Wiederhersteller der verlorenen Sache. Nach der Schlacht von Dreux rückte der Herzog von Guise vor Orleans, den Hauptwaffenplatz seiner Feinde, und belagerte ihn; wurde hier aber durch Jean Poltrot meuchelmörderisch erschossen; worauf ein Friede zu Stande kam, und durch das Edikt von Amboise (1563. März) den Reformirten eine erweiterte Religionsfreiheit gewährt ward.

Aber auch dieser Friede wurde in Bälde gebrochen; ebenso zwei andere, welche dem ersten folgten; ja der dritte Friede zu St. Germain en Laye bahnte blos den Weg zum abscheulichsten Verrath. Die Reformirten hatten im letzten Krieg sehr unglücklich gestritten. Bei Jarnac wurde Condé nach verlorener Schlacht gefangen, und gegen allen Kriegsbrauch erschossen. Der junge Sohn des Prinzen und der gleich

jugendliche Prinz Heinrich von Bearn wurden hierauf von Coligny als Häupter der Reformirten erklärt. Aber bei Moncontour erlitt Coligny durch den Herzog von Anjou, des Königs Bruder und Generallieutenant, eine abermalige Niederlage. Gleichwohl gewährte ihm die siegende Hofpartei jenen Frieden, welcher vortheilhafter für die Reformirten als alle frühern war. Sie erhielten eine nur wenig beschränkte Religionsübung, das Recht auf alle Staatsämter, und vier Festen als Sicherheitsplätze, unter denselben das wichtige la Rochelle.

Zu schrecklich hatte man während des Kriegs wider einander gewüthet, um verzeihen zu können. Aber es war die Schwierigkeit erkannt worden, die Hugenotten in offener Fehde zu erdrücken; man mußte nach einem andern Mittel greifen, nach dem entsetzlichsten Verrath. Die Ketzerei zu vertilgen, erschien als unabweisliche Pflicht; den Ketzern Wort zu halten, glaubte man sich nimmer verbunden. Vermöchte man's, die Häupter der Reformirten, den Admiral von Coligny zumal, dessen Geistesgröße allein die Partei zusammenhielt, durch Ueberlistung zu verderben, so würde der Staatskörper gerettet durch Ablösung eines brandigen Glieds. Also wurde verabredet, um die Häupter der Reformirten nach Paris zu locken, des Königs Schwester, Margaretha von Valois, mit dem Prinzen von Navarra zu vermählen.

Die Vermählung wurde vollzogen (1572. 17. Aug.), die Häuser Valois und Bourbon schienen in Liebe vereint, und die vornehmsten Hugenotten waren versammelt in Paris, als in der Nacht vom 24. August, auf das Leuten der Frühmetten-Glocke, die freiwilligen und gedungenen Mörder losbrachen gegen die arglos schlummernden Gäste. Das erste und vorzüglichste Opfer war der große Admiral Coligny, welchen zu schlachten der Herzog von Guise selbst über sich genom-

men hatte. Coligny lag krank an einer Wunde, die er ein Paar Tage zuvor durch einen verrätherischen Schuß empfangen. „Im Namen des Königs“ stürmten jetzt die Mörder in sein Haus, in sein Zimmer, und tödteten den ehrwürdigen Greis, der da betend sich an die Wand lehnte, mit vielen Wunden. Den zerfleischten Leichnam warf man zum Fenster hinaus, vor des Grafen von Angouleme, eines natürlichen Bruders des Königs, Füße. Der fanatische Pöbel mißhandelte noch weiter auf jede erdenkliche Art die edle Leiche.

Zu gleicher Zeit begann das Morden in den Häusern der übrigen Hugenotten, in den Straßen, wohin die Aufgeschreckten sich flüchteten, im Louvre, wohin eine Menge Schlachtopfer gelockt oder geschleppt wurde. Auch im Schloß, in allen Gemächern und Winkeln, floß Blut. Der König, das Mordgewehr in der Hand, rief seinem Schwager Heinrich von Navarra und dem Prinzen von Condé wüthend zu: „Tod, Messe oder Bastille!“ — beide schwuren zum Schein ihren Glauben ab. — Aus einem Fenster des Louvre schoß dann der Tyrann, wie man sagt, auf seine fliehenden Unterthanen. Wenigstens weidete er, in den Straßen von Paris an den folgenden Tagen herumgehend, seine Blicke an den blutenden Opfern. Auch die Königin Mutter mit ihren Hof-Frauen wandelte frohlockend umher, selbst geilen Muthwillen übend an nackten Männerleichen.

Drei Tage lang währte das Morden; die edelsten Häupter der Hugenotten, der Gemeinen aber eine ungezählte Menge, wurden also geschlachtet. Und nicht nur in Paris, sondern auch in vielen andern Städten und Dörfern, in den meisten Provinzen des Reichs fanden auf Befehl des Königs solche Ermordungen statt. Sully rechnet, daß über 70,000 Hugenotten in diesen Tagen der Wuth gefallen. Andere Schriftsteller zählen über 100,000

Aber die entsetzliche Frevelthat verfehlte noch ihres Zweckes. Vergebens ward eine jährliche Feier zum Gedächtniß des über die Ketzerei errungenen Sieges verordnet, vergebens hielt Papst Gregor XIII. darüber in unmenschlichem Frohlocken ein kirchliches Dankfest: die Hugenotten waren nicht vertilgt, und die Entronnenen stärkte der Muth der Verzweiflung. Sie zu beschwichtigen erließ der feige König, schon im zweiten Monat nach der Bluthochzeit, ein Edikt des Schutzes und des Friedens. Umsonst! die Reformirten kannten jetzt den verrätherischen Laut. Ihren Sicherheitsplatz la Rochelle belagerte der Herzog von Anjou acht Monate lang mit einem gewaltigen Heer. Aber seine Macht zerschellte an dem unerschütterlichen Muth der Bürger. Also ward der vierte Religionsfriede geschlossen (1573), und darin die frühern Gewährungen erneuert. Für la Rochelle, welches einen königlichen Statthalter annehmen mußte, erhielten die Reformirten Nismes und Montauban; und allenthalben zeigten sie sich wieder in ihrer vorigen Macht.

Bald darauf starb Carl IX. (1574. 30. Mai) nach vielen körperlichen und Seelenleiden, unter Aeußerungen großer Gewissenspein und trostloser Verzweiflung. Am Todestage ernannte er seine Mutter zur unumschränkten Regentin, bis sein Bruder Heinrich (kurz zuvor durch Intrigue zum polnischen Thron gelangt) das Reich in Besitz nähme.

Heinrich III. Die Ligue.

Auch säumte dieser nicht. Bei nächtlicher Weile, eilend wie ein Flüchtling, verließ er Krakau und das Polnische Land. Seine Ankunft in Frankreich bezeichnete der wieder ausbrechende Bürgerkrieg. Denn Heinrich von Navarra, nunmehr aus der Gewahrsam des Hofes entkommen, widerrief seine Glaubensänderung, und stellte sich von neuem an

die Spitze der Reformirten. Man drang auf eine allgemeine Staatsreform, zu welchem Ende eine Versammlung der Reichsstände begehrt ward. König Heinrich III., seit seiner Thronbesteigung bloß frivolen oder schändlichen Vergnügungen hingegeben, und über Hof- und Weiber-Intriguen der großen Staatsinteressen vergessend, schloß jetzt mit den Hugenotten den fünften Religionsfrieden (1576), worin dieselben acht neue Sicherheitsplätze, das Recht auf die Hälfte der Stellen in den Parlamenten (chambres miparties) und in ganz Frankreich, Paris ausgenommen, die uneingeschränkte Religionsübung erhielten.

Aber die eifrigen Katholiken, an ihrer Spitze das Haus Guise, insbesondere dessen Haupt, der Herzog Heinrich von Guise, erbittert über den für die Reformirten so günstigen Frieden, schlossen einen Bund, die heilige Ligue genannt, zum Schutz des katholischen Glaubens und zur Ausrottung der Ketzerei. Aber die Plane der Häupter gingen noch weiter. Das Haus Lothringen-Guise — also murmelte man leise — vermöge seiner Abstammung von Karl dem Großen, habe Ansprüche auf den Thron Frankreichs; es sey Zeit, jetzt, da durch einen schwachen, den Ketzern gewogenen König die Rechtgläubigkeit in Gefahr gekommen, und da der präsumtive Thronerbe, der König von Navarra, selbst Hugenotte sey, einen entscheidenden Schritt zu thun, und das Reich an dasjenige Haus zurückzubringen, welchem es von Rechtswegen gebühre.

König Heinrich glaubte einen Meisterstreich der Politik zu thun, indem er sich selbst zum Haupt der Ligue erklärte. Allein hierdurch hatte er sich vom Monarchen des Reichs zum Haupt einer Faktion erniedigt, und zwar zu einem unmächtigen Scheinhaupt, welches den Verbundenen gleich verhaßt als verächtlich war.

Jetzt forderte die Ligue, daß den Reformirten die Religionsfreiheit wieder sollte genommen werden. Der elende Heinrich zwar stimmte im Herzen dieser Forderung bei; doch mußte er als König die Verheerungen des Bürgerkrieges scheuen, und solcher Krieg war unvermeidlich bei der Aufkündigung des Religionsfriedens. Aber die Ligue drang durch. Zwei Kriege waren davon die Folge (1577 und 1580). Die neuen Friedensschlüsse stellten den vorigen Rechtszustand wieder her, waren jedoch trügerisch, wie alle frühern.

Nach dem Tode des Herzogs von Alençon, des jüngsten der königlichen Brüder, schritt die Ligue kühner voran. Das Haus Valois näherte sich dem Ausgang. Der König allein, und ohne Hoffnung von Leibeserben, war noch davon übrig. Die Krone fiel nun auf das Haus Bourbon (von dessen Stammvater Graf Robert von Clermont, K. Ludwigs IX. viertem Sohn, welcher die Herrschaft Bourbon erheirathete, also benannt). Das Haupt dieses Hauses war Heinrich, der reformirte König von Navarra; welch' schreckende Aussicht für die Rechtgläubigen! Nur bei den Guisen mochte man Heil finden. Also ward die Verdrängung K. Heinrichs beschlossen. Das Recht des Bourbonischen Hauses scheinbar zu ehren, wählte man den alten Kardinal, Karl von Bourbon, Heinrichs Oheim, zum Haupt der Ligue; er ließ sich's gefallen. Ein Ausschuß von sechszehn Männern hatte sich aus ihrem Schooße gebildet, welcher, rasch auf das Ziel losgehend, sofort die Absetzung des Königs begehrte. Dieser suchte Paris durch herbeigerufene Truppen zu bändigen, ward aber durch das sogenannte Barrikadengefecht hinausgetrieben, und floh nach Chartres (1588). Muthlos bewilligte er alle Forderungen der Ligue. Der Herzog von Guise sollte Generallieutenant des Königs seyn, die Refor-

mirten wurden abermals geächtet, und eine allgemeine Reichsversammlung nach Blois berufen.

Auf dieser Versammlung ergriff der zitternde König das Hilfsmittel feiger Tyrannen: er ließ den Herzog Heinrich von Guise und dessen Bruder, den Kardinal, durch seine Satelliten ermorden.

Aber der dritte Bruder, der Herzog Karl von Mayenne, war entkommen. Die Ligue erklärte diesen zum Reichsstatthalter, und den gekrönten Mörder für verlustig der Krone. Dazu kam der Bannfluch des Papstes, und ein fast allgemeiner Abfall der Katholiken. In derselben Zeit starb die Königin Mutter, deren Ränke und Verworfenheit durch Hegung der Parteiwuth, und künstlich schlechte Erziehung ihrer Söhne, den Hauptgrund zu allen Leiden Frankreichs gelegt. Am Rande des Grabes endlich gab sie dem König den guten Rath: er solle sich mit Heinrich von Navarra verbinden, ihr gemeinschaftliches Recht gegen den Thronräuber Guise zu schirmen. Der König befolgte den Rath, warf sich in die sich willig öffnenden Arme seines Thronfolgers, und zog mit demselben vereint vor Paris, den Hauptsitz der Ligue.

Alle Verwirrung der Faktionswuth herrschte in dieser unglücklichen Stadt, und dabei ward sie jetzt durch Hunger geängstigt; da entschloß sich der Dominikaner Jakob Clement, die Rechtgläubigkeit durch Meuchelmord zu retten. Er ging in das Lager hinaus, überreichte dem König einen Brief, und stach dem Lesenden das Messer in's Herz (1589. 1. Aug.).

Heinrich IV. Bourbon. Sully.

Heinrich von Navarra, jetzt vermöge unbezweifelten Erbrechts König von Frankreich, und als solcher in seinem

Lager ausgerufen, erfuhr den heftigsten Widerstand der Liguisten. Diese stellten den Kardinal von Bourbon unter dem Namen Karl X. als Schattenkönig voran, während Philipp II. von Spanien vergebens sich bemühte, seine Tochter Clara Eugenia — als von einer französischen Prinzessin erzeugt — allenfalls vermählt mit dem jungen Herzog von Guise, auf den Thron zu setzen. Indessen verstärkte Heinrich IV. seinen Anhang durch ein weises, kraftvolles Benehmen, und schlug mit schwerem Arm seine Gegner zu wiederholtenmalen, ganz besonders glorreich bei Ivry (1590. 14. März). Dennoch setzte, meist durch spanische Hilfe, die Ligue ihren Widerstand fort. Vergebens suchte Heinrich IV. Paris durch Hunger, vergebens Rouen durch Waffengewalt, zu erobern. Da erwog er das Unheil eines längern Bürgerkriegs, und die Gefahr der völligen Auflösung des Reichs. Also ging Er in die Messe (25. Juni 1593) — des Mißvergnügens der Reformirten ungeachtet —; ja er besiegelte, seiner bigotten Unterthanen willen, die Aussöhnung mit dem Papste durch Unterwerfung unter eine puerile, theils von ihm persönlich, theils von seinem Gesandten zu erstehende Kirchenbuße.

Jetzt hörte der Grund des Widerstandes gegen Heinrich auf. Zu Chartres empfing er die königliche Salbung; und alle große Städte, dem Beispiel von Paris folgend, öffneten ihm ihre Thore. Die Häupter der Ligue — auch Mayenne und der junge Herzog von Guise — unterwarfen sich auf gute Bedingungen. Die Ligue löste sich auf, der Bürgerkrieg war geendet (1595). Nur gegen Spanien dauerte der Kampf fort. Erst 1598 bequemte sich Philipp II. zum Frieden. welcher zu Vervins (1598. 2. Mai) auf den Fuß des alten Vertrages von Chateau-Cambresis zu Stande kam.

In demselben Jahr 1598 erließ Heinrich das Edikt von Nantes, worin den Reformirten volle Religionsfreiheit,

Zutritt zu allen Aemtern, und mehrere Sicherheitsplätze, worunter la Rochelle, verliehen wurden.

Nach also hergestellter innerer und äußerer Ruhe ergab sich Heinrich mit Eifer und Liebe dem schönen Geschäft der Beglückung seines Volkes. Tiefe Wunden hatte der langwierige Bürgerkrieg dem Wohlstand, der Sittlichkeit, der Kultur desselben geschlagen; in kurzer Frist sah man alle diese Wunden heilen, und Frankreich innerlich eine Blüthe des Bürgerglücks, und äußerlich eine Kraft entfalten, welche die Welt in Erstaunen setzte.

Des Königs treuer Rathgeber und Gehilfe in den Verwaltungssorgen — im Grund der Schöpfer des Systems von Heinrichs IV. innerer Regierung — war der vortreffliche Marquis von Rosny nachmals Herzog von Sully, einer der wenigen Minister, welche die Liebe des Volkes nicht minder als jene ihres Herrn verdienten. Zwar hatte Sully sehr strenge Begriffe von der Allgewalt des Fürsten und von der Würde des Adels; zur Idee des Volkes im Sinn einer vorangeschrittenen, neuern Zeit erhob er sich nicht: aber er sorgte doch für das Volk, mild und väterlich. Eine innige, wechselseitige Freundschaft verband den König und den Minister. Unverholen tadelte dieser die Fehler seines Herrn, und blieb, trotz aller Hofränke und Verläumdung, stets im Besitz von dessen liebevollem Vertrauen.

Als Sully die Verwaltung der Finanzen antrat, fand er eine Schuldenlast von 330 Millionen Livres (gegen 1000 Millionen nach dem heutigen Fuß). Nach fünfzehnjähriger Verwaltung waren alle Schulden getilgt, ein Schatz von 40 Millionen gesammelt, die Staatseinkünfte ansehnlich vermehrt, und gleichwohl die Lasten des Volkes bedeutend vermindert worden. Ordnung, Sparsamkeit, Rechtlichkeit des Ministers bewirkten solches Wunder.

Allernächst hat Sully der ackerbauenden Klasse seine liebende Sorgfalt gewidmet, aber eben hierdurch der Gesammtheit wohlgethan. Man hat ihm vorgeworfen, daß er dagegen Industrie und Handel verwahrlost habe: jedoch mit Unrecht. Die Blüthe des Ackerbaus ist die Grundlage des Gedeihens für alles Andere. Auch hat Sully gegen die Monopole, gegen die hohen Auflagen, gegen andere Hemmungen der Industrie sich kräftig erhoben; und ein Mehreres als Befreiung von Fesseln bedarf der Gewerbfleiß nicht. Indessen wurde auch für Beförderungsmittel des Handels, soviel die Umstände erlaubten, gesorgt.

Auch auf Verbesserung der Gerechtigkeitspflege war Sully bedacht; und den Künsten und Wissenschaften, die er durch sein Beispiel ermunterte, wandte er zwar nicht verschwenderisch, da Sparsamkeit noth that, doch liebend seine Gaben zu. Mit der geordneten Verwaltung kehrte nicht nur Wohlstand, sondern auch Gefühl der Kraft zur Nation zurück. Also konnte Heinrich bald nach geschlichteter Bürgerfehde seine Blicke muthig nach außen richten, und die Demüthigung Oestreichs, von welchem so viele Noth über Frankreich gekommen, sich als Ziel vorsetzen. Große Zurüstungen hatte er bereits zu solcher Unternehmung gemacht, viele Bundesgenossen waren gewonnen; der entbrannte Streit um das Clevische Erbe gab den willkommensten Anlaß zum Kriege. Schon sah sich Heinrich im Geiste als Sieger, schon hatte er selbst von Errichtung einer allgemeinen christlichen Staaten-Republik, an deren Spitze Frankreich stehen sollte, geträumt, als ihn, wie er eben zum Heere abgehen wollte, Ravaillac mit einem Messer erstach (14. Mai 1610). Heinrich IV., bei allen seinen Schwächen — meist Temperamentsfehlern und den Franzosen nicht anstößig — war ein

großer Fürst und der beste unter allen, die jemals auf Frankreichs Thron gesessen.

Ludwig XIII. Philipp III.

Heinrichs IV. zweite Gemahlin, Maria von Medicis, machte ihn zum Vater von zwei Söhnen und drei Töchtern. Dieselbe ward nach ihres Gatten Tod — durch einen Parlamentsschluß, was eine ganz neue Anmaßung dieses Körpers war — zur Regentin, während der Minderjährigkeit ihres Erstgeborenen, Ludwigs XIII., erklärt (1610), führte aber die Regierung schlecht. Alle Staatsmaximen Heinrichs und seines Ministers wurden jetzt verlassen. Mit Spanien ward enge Freundschaft geschlossen, und eine Doppelheirath, zwischen dem jungen König und der spanischen Prinzessin Maria Anna, dann zwischen des Königs Schwester Elisabeth und dem Prinzen von Asturien, verabredet (1612). Die Protestanten erfuhren jetzt vielfache Ungunst. Aber auch die Katholiken wurden entrüstet durch die einreißende Unordnung in der Verwaltung. Die Großjährigkeits-Erklärung des Königs (1613; er war geboren am 27. Sept. 1601) änderte an diesen Verhältnissen nichts. Noch zehn Jahre lang dauerte der That nach die Herrschaft der Mutter fort und der von ihr eingesetzten Minister.

Unter denselben war der Italiener Concinno Concinni, nachmals Marschall d'Ancre, mit seinem Weib Eleonora Dora Galigai, am meisten vermögend. Mit Unmuth ertrugen die Großen seine Gewalt; wiederholte Empörungen, Bürgerkriege zerrütteten das Reich.

An der Spitze der Mißvergnügten stand der Prinz von Condé mit andern Großen. Der furchtsame Hof bewilligte durch den Kontrakt von St. Menehould (1614. 15. Mai) neben andern Forderungen auch die Zusammenberufung

der Reichsstände. In demselben 1614. Jahr versammelte sich demnach der aus drei Ordnungen bestehende Reichstag; aber er täuschte die Hoffnungen der Nation. Ohne Plan und Eintracht handelnd, ward er schnell und ohne Mühe aufgelöst durch Intriguen und Gewalt des Hofes. Bis zur Revolution (1789) versammelte sich keiner wieder.

Aber während der bald darauf erneuerten Unruhen bewog de Luines, des Königs Liebling und Spielgefährte, seinen Herrn, die Herrschaft aus den Händen der Mutter zu reißen. Es geschah auf gewaltthätige Weise. Der Marschall von Ancre (24. April 1617) wurde ermordet, seine Gattin hingerichtet, die Königin selbst nach Blois verwiesen; Luines vermochte jetzt alles, und stieg bis zur Würde des Connetable.

Indessen vermittelte Armand Johann du Plessis, Bischof von Luçon — nachmals Kardinal von Richelieu — die Aussöhnung seiner Gönnerin, der Königin Mutter, mit ihrem Sohn. Zum Lohn dafür erhielt er eine Stimme im Staatsrath.

Nach Luines Tod trat Richelieu in's Ministerium (1624), und eröffnete mit seiner Verwaltung eine neue, höchst merkwürdige Periode in der Geschichte Frankreichs.

K. Heinrichs IV. Tod und die dadurch plötzlich bewirkte Aenderung der französischen Politik gereichten Spanien zum Heil. Doch auch die Sicherheit, die Ravaillac's Messer ihm verschafft hatte, benützte es schlecht. So elend war Philipps III. (1598) Regierung, daß Spanien unter ihm die Zeiten des Tyrannen Philipps II. als goldene Zeiten zurückwünschte! —

Seine eigene Unfähigkeit zu Staatsgeschäften fühlend, oder aus Trägheit denselben abgeneigt, übergab Philipp III. gleich beim Antritt der Regierung alle seine Gewalt in die

Hände eines obersten Ministers, des Herzogs von Lerma, welcher selbst wieder einen Günstling (der vom Bedienten des Herzogs zum Grafen von Oliva emporgestiegen) damit bekleidete, und durch Thatlosigkeit, Verschwendung, Ungerechtigkeit und fanatische Wuth die Fülle des Elends wie der Schmach über Spanien brachte.

Das durch Krieg und Auswanderung schon stark entvölkerte Reich wurde von ihm noch um Hunderttausende seiner nützlichsten Einwohner gebracht. Die Mauren, welchen Ferdinand der Katholische bei der Eroberung von Granada freie Religionsübung zugesagt, waren schon von Karl I. (V.) gezwungen worden, zwischen Taufe und Auswanderung zu wählen. Sie duldeten die Ceremonien der Taufe und blieben Mohammedaner im Herzen, doch dabei friedliche, arbeitsame, nützliche Bürger. Philipp II., um sie zu bessern Christen zu machen, verbot bei Todesstrafe, daß man maurische Gewohnheiten beobachte, oder Kinder die arabische Sprache lehre; und als darüber ein Aufstand ausbrach, bändigte er durch Waffengewalt den Trotz der Moriskos. Hunderttausend Menschen hatte dieser Krieg gekostet; die schönsten Länder lagen verwüstet. Jetzt erwirkte endlich der Priester-Fanatismus einen königlichen Befehl, daß alle Moriskos aus ganz Spanien sollten vertrieben werden (1609). Plünderung und persönliche Mißhandlungen begleiteten diese Gewaltthat, welche Spanien weit über eine halbe Million seiner arbeitsamsten Einwohner raubte, und die Macht der feindlichen Staaten auf der Nordafrikanischen Küste furchtbar stärkte. Von diesem Schlag, durch die eigene Regierung empfangen, hat Spanien sich noch heute nicht erholt: er bleibt ein unglückliches Denkmal der Staatsmaximen von Karls V. Haus.

Geschichte Teutschlands. Ferdinand I. Maximilian II.

An den Hauptbegebenheiten dieser Zeit, an den für ganz Europa wichtigen Verhandlungen des Kriegs und des Friedens nahm das einst so gewaltige, weit hin gefürchtete Teutschland nur wenig Theil.

Kaiser Ferdinands I. nur sechsjährige Regierung (1558—1564) verfloß — die Grumbachischen Händel in Würzburg ausgenommen — still und ruhig. Der Religionsfriede wurde gehandhabt; Ferdinand ertheilte selbst seinen eigenen evangelischen Unterthanen ansehnliche Freiheiten. Er that es aus Sehnsucht nach Ruhe. Sonst blieb er sehr katholisch gesinnt, und nahm auch, was nachmals großes Unheil wirkte, die Jesuiten in seinen Erblanden auf.

Bei seinem Tode wurden noch einmal diese Länder getheilt. Maximilian, der älteste Sohn, erhielt das Hauptland, Oestreich, dann durch Wahl die Krone von Böhmen und Ungarn; der zweite, Ferdinand, der gegen des Vaters Willen mit Philippine Welser von Augsburg sich vermählt hatte, Tyrol und die Vorlande; der dritte, Karl, endlich Steiermark, Kärnthen und Krain.

Mit den Türken hatte Ferdinand kümmerlich den Frieden, wenigstens zeitlichen Waffenstillstand, erhalten. Er bequemte sich deßhalb zu einem jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten, und ließ Johann Sigmund, Johanns von Zapolya Sohn, im Besitz Siebenbürgens. Bei der Kargheit seiner eigenen Landstände, bei der noch größern der Reichsstände, war es ihm unmöglich, mit Nachdruck Krieg zu führen; im Frieden allein blieb Heil.

Maximilian II. (1564—1576), noch bei des Vaters Lebzeiten zum römischen Könige gewählt, hat, als Preis

seiner Weisheit und Mäßigung, worin er allen andern Fürsten seines Hauses vorangeht, das ungetheilte Lob der Protestanten wie der Katholiken erhalten. Der Religionshaß schlummerte während seiner Regierung, oder verbarg sich, beschämt durch das Beispiel seiner Milde, und seine parteilose Beschützung des Rechtes kennend. Doch blieb die Religionsfreiheit — nach dem Beispiel desjenigen, was im Reiche geschehen — auf den Adel beschränkt. Nur Herren und Ritter sollten auf ihren Schlössern und Gütern für sich und ihre Unterthanen der öffentlichen Ausübung der Augsburgischen Konfession sich erfreuen, für die Unterthanen derjenigen Herren, welche selbst katholisch blieben, war kein Trost; ja, sogar die landesherrlichen Städte und Märkte wurden ausgeschlossen von der Kirchenfreiheit. So weit entfernt war jene Zeit, und war selbst ein Maximilian von der Erkenntniß der Rechte des Menschen und des Bürgers! — Die Freiheit galt bloß als Privilegium einer höhern Klasse. Sclaverei war die Regel für die Gemeinen.

Die Hauptsorge Maximilians war der wieder ausgebrochene Türkenkrieg. Noch herrschte der furchtbare Solyman II., seit beinahe fünfzig Jahren das Schrecken der Christenheit, und der Eroberungen und Verwüstungen noch nicht satt. Für seinen Schützling, Joh. Sigmund Zapolya, welcher, mit Siebenbürgen nicht zufrieden, seine Hände stets nach der Ungarischen Krone streckte, überzog der 67jährige Sultan noch einmal die Gefilde des von ihm so oft verheerten Reiches, und lagerte sich vor der Feste Sigeth. Der Kaiser hatte ein Heer von 80,000 Streitern gesammelt; aber er wagte den Entsatz durch eine Hauptschlacht nicht. Also blieb Sigeth sich selbst überlassen, und fiel, nach der glorreichsten Vertheidigung als ein Haufe von Brandtrümmern in der Feinde Gewalt, verherrlicht im Fall durch des edlen Niklaus Zrini

und seiner gleichgesinnten Kampfgefährten große Selbstaufopferung, welche werth ist, im Buche der Zeiten neben jener der Helden von Thermopylä zu stehen.

Drei Tage vor Sigeths Fall hatte Solyman im Lager den Geist aufgegeben (1566. 4. Sept.). Sein Nachfolger Selim II. führte den Krieg ohne Nachdruck fort, und Maximilian suchte den Frieden, der auch wirklich auf 8 Jahre geschlossen ward (1568). Jeder Theil behielt darin, was er erobert hatte. Auch Johann Sigmund Zapolya bequemte sich etwas später zur Ruhe, starb bald, und hatte Stephan Bathori zum Nachfolger auf dem Siebenbürgischen Fürstenstuhl (1571).

Maximilian, nachdem er die Wahl des Erstgeborenen unter seinen sechs Söhnen, Rudolf, zum römischen Könige erwirket, starb plötzlich auf dem Kurfürstentag zu Regensburg (1576. 12. Oktober).

Rudolf II. Türkische und Persische Geschichte.

Unter Rudolfs II. thatloser, durch Unglück und Schande getrübter, Regierung (1576—1612) sammelten sich die Wolken, aus welchen die Donner des dreißigjährigen Krieges hervorbrachen. Der trübsinnige, menschenscheue Charakter dieses Fürsten, verbunden mit den Thorheiten der Alchemie und Astrologie, denen er sich mit Leidenschaft ergab, entfremdeten ihn den Staatsgeschäften, gaben allem seinem Denken und Thun eine falsche Richtung, raubten ihm seine Krone und jedes Lebensglück.

Auch der Ungarn und der Böhmen König war Rudolf durch Wahl: aber im Besitze so vieler Reiche blieb er stets kraftlos und arm. Fortwährend schreckten die Türkischen Waffen, obschon mit Solymans II. Tod ihr furchtbarster Nerve zerschnitten, und unter der Serailregierung werthloser

Nachfolger das Reich einer fortschreitenden Zerrüttung preis erschien. Schon Selim II., welcher den Venetianern die Insel Cypern entrissen, erfuhr die Schmach der vollkommensten Niederlage in der Seeschlacht bei Lepanto (1571). Unter den Auspicien des Papstes Pius V. hatten die Italischen Staaten und Spanien eine mächtige Flotte ausgerüstet; Don Juan d'Austria, Karls V. natürlicher Sohn, führte dieselbe. Im Golf von Lepanto traf sie auf jene der Türken; die gewaltigste Flotte, womit jemals die Osmanen in See erschienen. Sie wurde auf's entscheidendste, fast bis zur Vernichtung, geschlagen. Aber wegen Entzweiung der Verbündeten blieb eine kurzdauernde Unterwerfung von Tunis durch Don Juan des Sieges einzige Frucht; und 3 Jahre nach der Niederlage von Lepanto herrschte die türkische Flagge von neuem auf dem mittelländischen Meer.

Selim II. starb an Entkräftung durch Wein und Liebe; und nach ihm ward, unter einer Reihe verworfener Schwächlinge (1574—1623), das Serail durch gehäuften Bruder- und Verwandtenmord, die Hauptstadt durch wiederholte Empörungen zerrüttet, zwei Sultane von den Janitscharen erdrosselt. Zugleich wüthete an der östlichen Grenze ein schwerer Krieg gegen die Perser, deren großer Shah Abbas von 1590 bis 1629 siegreich die türkischen Länder vom kaspischen Meer bis zur Arabischen Wüste durchzog.

Dennoch wurden viele ungarische Felder durch die Niederlagen der Oestreicher berühmt, besonders als Sultan Achmed I. auszog, für den Siebenbürgischen Fürsten Botschkai das Königreich Ungarn zu erobern. Doch vermochte der kluge Matthias, des Kaisers Bruder, den schwachen Sultan zum Frieden (1606) auf zwanzig Jahre, worin Botschkai auf Siebenbürgen beschränkt, und Ungarn dem Hause Oestreich erhalten ward.

Lange Zeit schwieg jetzt der Waffenlärm auf dieser Grenze. Während des 30jährigen Krieges hielten die Türken Friede mit Oestreich.

Wir schließen den hier summarisch vorgetragenen Türkischen Geschichten auch die damit in mehrfacher Verbindung stehenden von Persien an.

Ismael Sofi, Nachkomme Scheik Sofi's, eines von Ali (durch Hussein oder Hosein) abstammenden Volksheiligen in Adherbeidschan, baute durch glücklichen Raub und Krieg über den Trümmern des von ihm gestürzten Turkomanischen Reichs den neu-Persischen Thron der Sofi's (von 1501—1508). Die Völker von Adherbeidschan, Diarbekir, Irak, Fars und Kerman gehorchten ihm. Vergebens erhoben sich Usbeken, deren Horden über Chorasan, Transoxiana und Chowaresm sich ausgebreitet, zur Erstickung dieser neuen Herrschaft; siegreich behauptete sich Ismael gegen den wilden Feind, aber von Westen fiel ihm die besser geregelte Macht der Türken unter Sultan Selim I. schwer.

Ismaels Sohn und Nachfolger, Thamasp (v. 1523—1575) erfuhr ähnliche Bedrängniß durch Suleiman II., den Großmächtigen, welcher in zwei blutigen Kriegen das Reich verheerte, und Wan, Marasch und Mosul davon losriß.

Thamasps Söhne und Enkel schändeten den Thron, auf welchem sie in schneller Folge saßen, durch Grausamkeit und Brudermord; der jüngste dieser Enkel, Shah Abbas (1587—1629), eroberte Chorasan gegen die Usbeken, und errang in vieljährigem Krieg wider die Türken manchen glorreichen Sieg. Auch Georgien unterwarf er sich, und entriß, in Verbindung mit den Engländern, das wichtige Ormus den Portugiesen.

Nach ihm, unter seinem Sohn, Shah Sefi (1629—1641),

und seinem Enkel, Schah Abbas II. (1641—1666), begann, wegen überhandnehmender Verschlechterung und Weichlichkeit, der Verfall des Reiches.

Neben Rudolfs persönlicher Unfähigkeit, war an dem schlechten Erfolg seiner Türkenkriege die zunehmende kirchliche Entzweiung des teutschen Reiches Schuld. Auf allen Reichstagen, wo von Türkenhilfe sollte gesprochen werden, tönten Religionsbeschwerden. Die Parteisache verdrängte die Gesammtangelegenheit des Vaterlandes. Es hatte nämlich der Religionsfriede, welcher den Schmalkaldischen Krieg schloß, den tiefen Brand nicht erstickt, nur leicht bedeckt: unter der Asche loderte er fort, genährt durch immer neuen Stoff, und zum schrecklichern Wiederausbruch sich bereitend.

Die Hauptzerwürfniß war immer wegen des geistlichen Vorbehalts jener schon bei ihrem Ursprung bestrittenen, und, wie die Protestanten sagten, einseitig aufgedrungenen, daher nimmer rechtsgiltigen Klausel des Augsburgischen Religionsfriedens.

Die Katholiken pochten auf ihr geschriebenes Recht, und forderten die Reichsgerichte mit unaufhörlichen Spolienklagen auf zu dessen Schutz: aber die Protestanten bestritten deren Kompetenz.

Bis auf den Grund war das Vertrauen zerstört. Die Katholiken hatten den Religionsfrieden bloß den Augsburgischen Konfessionsverwandten, und nur bis zur künftigen Entscheidung eines allgemeinen Koncils gewährt. Das Koncil von Trident aber hatte den Stab gebrochen über die Reformation. Auch die erneuerte Bestätigung des Friedens konnte den Protestanten keine Beruhigung geben, da die päpstliche Lehre war, den Ketzern sey Treue und Glauben nicht zu halten, und auch von dem heiligsten Eid möge der Oberpriester entbinden. Dagegen mochten auch mit Grund von den Pro-

testanten, nach Lehre und That, die Katholiken das Aeußerste befürchten. Vertilgung war dem päpstlichen Reiche geschworen, und es ward in manch harter Verfolgung katholischer Unterthanen durch protestantische Fürsten, in Teutschland und auswärts, der Gesammtheit ihr künftiges Verderben im Fall des Sieges der Protestanten kund.

Hiernach befanden beide Religionstheile sich im wahren Kriegsstand, lange bevor man ihn durch Manifeste erklärte. Nachstehende Begebenheiten, deren kurze Anführung genügen mag, brachten indessen die Krise näher.

Nähere Anlässe des 30jährigen Kriegs. Matthias.

Der Kurfürst von Köln, Gebhard, aus dem Hause Truchses von Waldburg, um Agnes, Gräfin von Mannsfeld, die er liebte, zu heirathen, verließ die katholische Kirche und ging zur reformirten über (1583). Er vermeinte, sein Erzbisthum gleichwohl beibehalten zu können, und begann darin das Werk der Reformation. Aber der Papst entsetzte ihn des Erzbisthums und that ihn in den Bann. Die Kapitularen seines Domstiftes aber postulirten sofort zum neuen Erzbischof den Bischof Ernst von Lüttich, einen Baier'schen Prinzen, welcher auch bald durch Waffengewalt seinen Gegner verdrängte, und den kurfürstlichen Stuhl behauptete.

Ein anderer Streit entstand über das Bisthum Straßburg. Ein dritter (1580) war über die gewaltsam durchgesetzte Forderung der protestantischen Einwohner Aachens, am Stadtregiment Theil zu nehmen, entbrannt. Der Reichshofrath hatte selbst die Stadt mit der Reichsacht belegt.

Noch bedenklicher war die von demselben Reichshofrath ausgesprochene Achtserklärung gegen die schwäbische Reichsstadt Donauwerth, wegen eines über einer katholischen

Prozession von dem protestantischen Pöbel erhobenen Tumults (1606). Der Herzog Maximilian von Baiern, als Achtsvollstrecker, überwältigte die Stadt leicht, und machte sie zur bairischen Landstadt.

Auch ein Successionsstreit über Marburg und Gießen, der sich zwischen den Häusern Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel entsponnen (1605), trug zur Vermehrung des Brandes bei.

Aber weit folgenreicher noch wurde der Zank um die Jülich'sche Erbfolge. Um das reiche Erbe des Herzogs Johann Wilhelm (1609), welcher Jülich, Berg und Cleve sammt Mark, Ravenstein und Ravensberg besessen, stritten sich die beiden Sächsischen Häuser, dann Kur-Brandenburg, Pfalz-Neuburg, auch Pfalz-Zweibrücken, auch der östreichische Markgraf von Burgau, und daneben noch einige auswärtige Prinzen. Durch feierliche Verträge war die Unzertrennlichkeit der Länder festgesetzt; aber Herrschsucht und Religionseifer spotteten der Verträge. Es war von großer Entscheidung, in welches Loos, ob in das katholische oder protestantische, so reiches Erbe fiele. Auch Spanien, Frankreich, die Niederlande blickten sorgsam dahin. Um den Beistand Spaniens zu erhalten, wurde der Pfalzgraf von Neuburg katholisch, der Kurfürst von Brandenburg aber, um die Holländer desto enger sich zu verbinden, trat zur reformirten Kirche über. Ein Vergleich zu Xanten (1614) blieb ohne Wirkung; jeder Theil behauptete bewaffnet, was er erobert hatte. Spanier und Holländer hausten kriegerisch im teutschen Land.

Diese letzten Vorgänge hatte Kaiser Rudolf nimmer erlebt. Aber auch die frühern waren von ihm meist unbeachtet geblieben. Ohne Hinderung oder Antrieb von seiner Seite bildeten sich in dem einen teutschen Reiche zwei feindselige

Bündnisse, zwei Staaten in dem einen Staat, die protestantische Union und die katholische Ligue. Bald nach jenem Reichstag von Regensburg (1603), auf welchem zum Heil der Türken die Stände in partes gegangen, schlossen mehrere protestantische Fürsten — theils der Lutherischen, theils der Kalvinischen Kirche angehörend — insbesondere Kur=Pfalz, dann Brandenburg, Neuburg, Würtemberg und Baden zum wechselseitigen Schirm eine Union, welcher allmälig noch mehrere andere Fürsten, und auch die Reichsstädte Straßburg, Nürnberg und Ulm beitraten, und zu deren Haupt der Kurfürst Friedrich von der Pfalz erklärt ward. Die feierliche Befestigung des Bundes geschah zu Halle in Schwaben (1610). Dagegen vereinigten sich noch in demselben Jahr viele katholische, zumal geistliche Stände zu Würzburg in ein noch mächtigeres Bündniß, die Ligue genannt, und erkoren zu ihrem Haupt den gleich tapfern als klugen Herzog Maximilian von Baiern. Sofort trat Heinrich IV. von Frankreich und traten die Holländer mit der Union in Korrespondenz; die Ligue, durch eigene Hilfsquellen stark, mochte im Nothfall auf Oestreich und auf Spanien zählen. Ein europäischer Krieg schien dem Ausbruch nahe, als K. Heinrichs IV. plötzlicher Tod (1610) Oestreich für jetzt aus der großen Gefahr zog, und die Union der Rache der schwergereizten Katholiken preis gab.

Zu derselben Zeit war das Haus Oestreich selbst durch einheimischen Hader bewegt. Die drei noch lebenden Brüder des Kaisers, Matthias, Maximilian und Albrecht, und mit ihnen die übrigen Prinzen des Hauses, sahen mit Unwillen durch Rudolfs Fahrläßigkeit ihre Gesammtinteressen gefährdet. Der älteste der Brüder, Matthias, ward zum Haupte des Hauses erklärt. Darüber erbittert, gedachte Ru=

dolf, die Nachfolge der Steyer'schen Linie zuzuwenden. Aber Matthias, an der Spitze eines Heeres, erzwang von ihm die Abtretung von Ungarn und Oestreich und zugleich seine Anerkennung als „designirter König von Böhmen" (1608). Rudolf, um wenigstens Böhmen sich zu erhalten, ertheilte diesem Reich und Schlesien eine ausgedehnte Religionsfreiheit durch den sogenannten „Majestätsbrief" (1609), beschwichtigte jedoch auch hierdurch das Mißvergnügen nicht. Daher, als er neue Versuche machte, die Nachfolge in Böhmen dem verhaßten Matthias zu entziehen, derselbe ohne Schwierigkeit ihn auch von diesem Thron warf (1611). Rudolf war jetzt nichts weiteres mehr als Römischer Kaiser, daher billig selbst um den Lebensunterhalt bang. Der Tod befreite ihn von solcher Furcht (10. Jan. 1612).

Matthias erhielt nun auch die Kaiserkrone durch einstimmige Wahl der Kurfürsten (1612. 3. Juni). Seine bisherige Gefälligkeit für die Protestanten hatte ihm auch die evangelischen Stimmen erworben. Seine Regierung war wenig glorreich, sowohl im teutschen Reich als in seinen Erblanden. In jenem wüthete der alte Hader fort zwischen Protestanten und Katholiken, jede gemeinsame Bestrebung oder nur Schlußfassung für's Beste Teutschlands verhindernd: in diesen litt Matthias durch die gesteigerten Forderungen seiner evangelischen Stände die gerechte Strafe für seine gewaltthätige Ergreifung des Scepters.

Also verflossen ihm seine wenigen Herrscherjahre unter Demüthigungen und Sorgen, und der bekannte Ketzereifer des vor ihm, mit Einwilligung seiner Brüder, zum Nachfolger ernannten Erzherzogs Ferdinand, des Erbprinzen der Steyer'schen Linie, erregte für die Zukunft die begründetsten Besorgnisse. Denn diesen bigotten Fürsten, freilich den einzigen noch kräftigen Sprößling des teutsch-östreichischen

Hauses, nahm Matthias, zur Freude bloß der katholischen Fanatiker, an Kindesstatt an, und erwirkte dessen Wahl zum König von Böhmen und Ungarn (1617 und 1618).

Sofort zogen sich gewitterschwere Wolken über Oestreich und Teutschland zusammen, und Matthias sah noch den Anfang des verhängnißvollen dreißigjährigen Krieges. († 29. März 1619.)

Die Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Erste Periode. Aufstand in Böhmen. Kaiser Ferdinand II.

Bis zu des K. Heinrich IV. von Frankreich Tod war die katholische Partei, und mit ihr das Haus Oestreich, die meist bedrohte Seite. Aber die Verhältnisse änderten sich plötzlich. Die fast gleichzeitig mit Heinrichs IV. Tod geschlossene Ligue (1610) gab den Kräften der Katholiken eine gemeinsame Richtung, und dadurch überwiegende Gewalt, während die beiden Linien des Hauses Oestreich in Spanien und Teutschland, welche seit Philipps II. Eifersucht gegen seinen Oheim, den Kaiser Ferdinand I., in gespanntem Verhältniß gestanden, sich einander wieder in Freundschaft näherten, und die Plane der Hoheit, womit sie schon früher die Welt geängstigt, jetzt unter sehr günstigen Vorbedeutungen, von neuem aufnahmen. Die Wiedereroberung der Niederlande und die Niederdrückung der verhaßten Reformation, welchen auch die Uneingeschränktheit in Teutschland und die unbestrittene Präpotenz in Europa natürlich folgten, waren das Ziel, wornach sie strebten, und wozu nach der damaligen Weltlage der Weg gebahnt schien.

Von neuem also überließen sich die Prinzen des Hauses Habsburg dem stolzen Wahn, Ihnen sey nicht nur gegeben, weithin über die Länder zu herrschen, sondern auch über den Geist. Weil Ihnen die vom mächtig rollenden Zeitrad herbeigeführte Reformation nicht gefiel, darum sollte sie unterdrückt werden, das Rad der Zeiten stille stehen. Hätte sie Ihnen gefallen, eben so berechtigt würden sie sich gedünkt haben, sie schnell und durch Schwertesgewalt siegreich zu machen über der Erde. Aber mehr oder minder lebhaft erkannten die Nationen und ihre Häupter das Ungeheure solcher Anmaßung, und widerstrebten ihr mit empörtem Gefühl. Daher wurde, aller vorübergehenden Schrecken ungeachtet, die Reformation befestigt durch den Krieg, der sie zerstören sollte, und die mißbrauchte Macht Oestreichs erhielt die ihr geziemende Begränzung.

Erzherzog Ferdinand, Matthias Nachfolger, der Sohn des Erzherzogs Karl von Steyer, welcher der jüngste Sohn K. Ferdinands I. gewesen, ward schon in frühester Jugend durch seine bigotte Mutter, eine Prinzessin von Baiern, und durch die Jesuiten, welchen seine Erziehung vertraut worden, mit glühendem Ketzerhaß erfüllt. Nach dem frühen Tode des Vaters beherrschte diese Mutter desto unumschränkter das Herz des zwölfjährigen Prinzen, und die Jesuiten, welche an dem erlauchten Jüngling das trefflichste Werkzeug ihrer Plane erkannten, übten an ihm in Ingolstadt all' ihre schlaue Kunst ohne irgend eine Gegenwirkung fünf Jahre lang aus, worauf er zum Regierungsantritt in seine Staaten zurückging. Ein Gelübde, vor der heiligen Jungfrau Bild zu Loretto abgelegt, und der Segen Papst Clemens VIII. befeuerten noch mehr seinen längst gefaßten Vorsatz der Ketzerbekämpfung. Also ward vorerst in Steyer, Kärnthen und Krain, den vom Vater ertheilten Kirchenfreiheiten zum Trotz,

der protestantische Kultus niedergedrückt, und bald hernach dasselbe in Oestreich und in Böhmen versucht.

Aber die Oestreicher und die Böhmen rüsteten sich zum Widerstand, noch bevor Matthias die Augen schloß. Seit dem Augenblick der Ernennung Ferdinands zum Thronfolger fühlten die Protestanten sich mehr gedrückt, der Majestätsbrief wurde verletzt, wenigstens auf's ungünstigste ausgelegt, und was nicht wörtlich geschrieben war, so sehr das natürliche Recht es forderte, mit Strenge verweigert. Der Majestätsbrief, ähnlich dem Religionsfrieden in Augsburg, hatte nur den Ständen (d. h. den Herren und Rittern und den königlichen Städten) das Recht ertheilt, evangelische Kirchen zu erbauen; der Unterthanen war mit keinem Wort weiter gedacht, als daß sie die Kirchen fortbesitzen sollten, die sie bereits inne hatten. Billig beschwerten dieselben sich über die durch Einseitigkeit zehnfach kränkendere Verweigerung, und machten laut das Recht der Gewissensfreiheit geltend, welches in der That entweder ein allgemeines oder gar keines ist. In dieser Betrachtung glaubten die Protestanten in dem Städtchen Klostergrab und in Braunau, wovon das erste dem Erzbischof von Prag, das zweite dem Abt des gleichnamigen Klosters gehörte, befugt zu seyn, sich eigenmächtig Kirchen zu erbauen; aber auf Befehl des Kaisers ward die eine dieser Kirchen niedergerissen, die andere gesperrt, und mehrere Theilnehmer des Baues in's Gefängniß geworfen. Dieses war die Losung zum Kampf; aus den Trümmern dieser Kirchen schlug die Flamme des dreißigjährigen Krieges auf.

Schon früher hatten die über manche wahre oder vermeinte Rechtsverletzung erbitterten Böhmen einen Geist der Widersetzlichkeit gezeigt, den ihre Verfassung begünstigte. Ihr Reich war ein Wahlreich. Der Majestätsbrief, welchen

Rudolf II. ihnen ertheilt hatte, gewährte ihnen sogar das Recht, eigene Defensoren der Landesfreiheiten aufzustellen, gewissermaßen gesetzliche Anführer im Fall eines Aufstandes. Als die Kirchenzerstörung geschah, waren auch sofort diese Defensoren thätig, vor allen der Graf Matthias von Thurn. Es wurde ein Landtag nach Prag ausgeschrieben, und eine Bittschrift an den Kaiser erlassen. Die ungnädige Antwort, welche dieser ertheilte, brachte die noch versammelten Stände in tobenden Aufruhr. Eine Zahl Deputirter, bewaffnet und mit starkem Gefolge, drang auf das königliche Schloß, in den Saal, wo die Statthalter des Kaisers berathend saßen. Nach kurzem Wortgezänk wurden der Kammerpräsident Slawata und der Burggraf von Martiniz, mit ihnen der Sekretär Fabricius, ergriffen, zum Fenster geschleppt und hinunter 80 Fuß tief in den Schloßgraben gestürzt (23. Mai 1618).

Nach dieser That blieb keine Hoffnung mehr zur gütlichen Ausgleichung. Die Stände riefen eilend die ganze Nation in Waffen; die Jesuiten wurden vertrieben, und ein Manifest herausgegeben zur Rechtfertigung dieser Beschlüsse.

Kaiser Matthias, nachdem er vergebens gesucht hatte, den Sturm durch Worte des Friedens zu beschwören, ließ seine Kriegsvölker unter Boucquoi und Dampierre in Böhmen rücken, aber mit schlechtem Erfolg. Der Graf Mannsfeld, ein heroischer Abenteurer, im Dienst der evangelischen Union in Teutschland, hatte den Böhmen eine Hilfsarmee von 4000 Streitern zugeführt, was ihren Muth kräftigst belebte. Zugleich erklärten sich auch die Stände von Schlesien und von Mähren für ihre Sache, und selbst nach Oestreich verbreitete sich der Abfall. Schon war ein böhmisches Heer in dieses letzte Land gebrochen, als Matthias die Augen schloß (20. März 1619).

Unter den drohendsten, fast hoffnungslosen, Umständen trat Ferdinand das Erbe seines Vorfahrers an. Fast alle seine Lande waren im offenen Aufstand, und Ungarn zitterte vor Bethlem Gabors, des ehrgeizigen Fürsten von Siebenbürgen, und seiner Freunde, der Türken, Schwert. Der Graf von Thurn, durch östreichische Rebellen verstärkt, lagerte sich vor Wien; in dieser Stadt selbst war Aufruhr. Ferdinand wurde belagert in seiner Burg, jedoch wunderglücklich errettet durch die gelegene Erscheinung der Dampierre'schen Kuirassiere, welche aus Oberöstreich ihm zu Hilfe geeilet. Sofort zerstreuten sich die Empörer. Bald erscholl die Nachricht, daß Boucquoi bei Budweis den Grafen von Mannsfeld geschlagen, daß Prag von ihm bedroht sey; und nun zogen auch die Böhmen unverweilt ab zur Rettung ihrer Hauptstadt.

Inzwischen hatten sich zu Frankfurt die Kurfürsten versammelt, den neuen Kaiser zu wählen. Ferdinand erhielt durch Stimmenmehrheit die heiß gewünschte Krone des teutschen Reichs (28. Aug. 1619), während in Prag die böhmischen Stände ihn der ihrigen verlustig erklärten, und an seine Stelle den Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., erwählten. Mit Böhmen waren auch Schlesien und Mähren, Oberöstreich und die protestantischen Stände von Niederöstreich zu einer Generalkonföderation verbunden, und Bethlem Gabor durchzog siegreich Ungarn. Die vereinigten Feinde lagerten sich abermal vor Wien, aber sie wurden durch Mangel und Witterung zum Rückzug gezwungen; Bethlem Gabor schloß einen Waffenstillstand.

Doch nimmer hätte durch eigene Kraft der Kaiser sich retten mögen; der Beistand von Fremden, wie noch vielmal sonst, erhielt das glückliche Erzhaus. Bald ward mit Maximilian, dem staatsklugen und tapfern Herzog von Baiern,

dem Haupt der Ligue, ein Bündniß geschlossen, während auch Spanien und der Papst Subsidien und Streiter versprachen, und die mächtigsten protestantischen Stände in Teutschland theils durch Furcht und Bestechung, theils durch Haß gegen die reformirte Kirche — was zumal bei dem Kurfürsten von Sachsen der Fall war — abgehalten wurden, Partei für Friedrich V. zu nehmen.

Also sah sich König Friedrich in dem schweren Kampf, den er auf sich genommen, auf seine eigene unbeträchtliche Hausmacht und auf die Kraft der Böhmen beschränkt. Der unthätige, dem Schulgezänk mehr als den Welthändeln lebende, K. Jakob von England unterstützte seinen Eidam nicht. Holland und Venedig, Dänemark und Schweden erkannten ihn zwar als König, aber leisteten keinen Beistand. Der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, erklärte sich sogar wider ihn, und besetzte die Lausitz.

K. Friedrich versäumte über Pomp und Lust die Anstalten der Gegenwehr. Also überfiel den noch schlecht Gerüsteten das 50,000 Mann starke Heer der Feinde unter H. Maximilians persönlicher Anführung vor den Thoren Prags. Die kaum angefangenen Verschanzungen der Böhmen auf dem weißen Berg gewährten keinen Schutz gegen die Uebermacht. In einer kurzen Stunde war Friedrichs Heer geschlagen, zerstreut, alles Geschütz erobert, alle Hoffnung dahin (8. Nov. 1620). Der Pfalzgraf mit den vornehmsten Böhmischen Herren entfloh; die Hauptstadt und, ihrem Beispiel folgend, das ganze Königreich ergab sich dem Sieger.

Der geschlagene Friedrich floh nach Brandenburg, dann nach Holland. Er war ganz wehrlos. Denn auch sein Erbland, die Pfalz am Rheine, hatten die Spanier unter Spinola erobert, die Oberpfalz Maximilian von Baiern.

Ferdinand mißbrauchte seinen Sieg, und verlor dadurch desselben Früchte. Vorerst über Böhmen erging eine schwere Rache. Die vorzüglichsten Theilnehmer des Aufstandes, Edle und Gemeine in großer Zahl, wurden ergriffen und hingerichtet, die Abwesenden als Hochverräther verurtheilt, ihre Güter dem Fiskus zugesprochen, selbst die todten Rebellen noch beraubt. Ueber 30,000 Familien wurden zur Auswanderung gezwungen, und, wie man behauptet, bis auf 54 Millionen protestantisches Gut confiscirt. Denn auch die wohlerworbenen Kirchenfreiheiten der Protestanten wurden aufgehoben, der Majestätsbrief zernichtet.

Aber Ferdinand begnügte sich mit der Bestrafung Böhmens nicht. Rachgierde und Habsucht, endlich auch Religionseifer trieben den Kaiser zur weitern Verfolgung seiner besiegten Feinde. Der Kurfürst von der Pfalz, mit ihm seine Freunde, der Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf und der Fürst Christian von Anhalt nebst einigen anderen, wurden in die Acht, ihre Würden und Länder als verfallen erklärt. Durch diesen Schlag wurden nicht nur die davon unmittelbar Getroffenen zur verzweifelten Gegenwehr aufgefordert, sondern es gewann denselben ihr Unglück neue Freunde; und ein abermaliger Krieg entzündete sich an den muthwillig aufgewühlten Brandtrümmern des alten.

Zweite und dritte Periode. Tilly. Mannsfeld. Das Restitutionsedikt.

Von der kleinmüthigen Politik der Großen verlassen, und von Ihm selbst aufgegeben, erhob sich Friedrichs Sache von neuem gegen Oestreichs und Spaniens und der Ligue furchtbarste Uebermacht — durch den starken Arm und die wundergleiche Kühnheit eines Mannes und einiger kleinen

Fürsten. Der Graf Ernst von Mannsfeld wagte allein, an der Spitze einer kleinen Schaar, die er dem Kurfürsten zu Hilfe in's Böhmische Land geführt, den Krieg gegen die Macht, vor welcher Teutschland und Europa zitterten. Vertrieben aus Böhmen, pflanzte er seine Fahne in der Oberpfalz auf, verstärkte sie durch den Zulauf vieler Tapfern, und erschien plötzlich mit 20,000 Mann in der untern Pfalz zum Schrecken der Spanier, und im Elsaß, durch dessen Plünderung er seine raublustigen Streiter befriedigte. Jetzt wurde Tilly von ihm bei Wießloch geschlagen (29. April 1622); der Pfalzgraf schöpfte neuen Muth, und kam eilends herbei, die Wiedereroberung seines Landes durch persönliches Mitwirken zu befördern.

Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, warb gleichfalls ein Heer, dem er den Raub der Länder als Sold anwies, und stürzte sich verheerend über die niedersächsischen, westphälischen und endlich auch über die oberrheinischen Bisthümer. Sein Wahlspruch: „Gottes Freund und aller Pfaffen Feind“ goß Schrecken über alle geistlichen Lande; doch auch die weltlichen Gebiete, durch welche die Räuberschaar den Zug nahm, empfanden schmerzhaft ihre Geißel.

Ein edlerer Heerhaufe, von dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach gesammelt, nahm Theil an dem Krieg für die Sache Friedrichs oder vielmehr für jene der Kirchen- und Reichs-Freiheit. Durch Tücke des Schicksals und durch Tilly's Uebermacht ward jedoch bei Wimpfen (6. Mai 1622) der hochherzige Markgraf geschlagen, aber der Heldentod seiner 400 Pforzheimer, jenem der Spartanischen Schaar bei Thermopylä zu vergleichen, beschämte und erschreckte den trotzigen Sieger, und bereicherte Teutsch-

lands Geschichte mit einem durch alle Zeiten strahlenden Beispiel männlicher Seelengröße.

Der Pfalzgraf Friedrich entfloh jetzt zum zweitenmal, und entließ sogar — des Kaisers Gnade sein Schicksal anheimstellend — den tapfern Mannsfeld und seinen Freund, den Herzog Christian, welcher inzwischen bei Höchst (19. Jun.) Tilly's schwere Hand gleichfalls empfunden, aus seinem Dienst. Dieses half dem Pfalzgrafen wenig. Der Kaiser, ohne Gnade für Ihn, verlieh auf dem Kurfürstentage zu Regensburg (1623) die pfälzische Kurwürde an den Herzog Maximilian von Baiern.

Doch Mannsfeld und Herzog Christian verzagten nicht. Nachdem sie eine Zeitlang den Holländern wider Spanien gedient, erschienen sie abermal in Teutschland. Der Niedersächsische Kreis empfing die gefährlichen Beschützer. Aber noch einmal siegte Tilly bei Loo (6. Aug. 1624), worauf kein Feind mehr wider den Kaiser in Waffen stand. Auch Bethlem Gabor von Siebenbürgen erneuerte, durch einige Abtretungen beschwichtigt, den Frieden. In dem Krieg wider Ihn hatten jedoch die tapfern Feldherren des Kaisers, Boucquoi und Dampierre, den Tod gefunden.

Abermals stand in der Macht des Kaisers, einen billigen Frieden zu schließen. Er — aus Rachsucht und Glaubenseifer — versagte Teutschland und der Welt diese Wohlthat, und bedrohte durch seine kriegerische Stellung den Rechtszustand der Protestanten. Niedersachsen zumal, woselbst die evangelische Partei vorherrschte, erkannte diese Gefahr, bewaffnete sich und erkor zum Kriegsobersten den König Christian IV. von Dänemark (1625), einen jugendlich thatkräftigen Fürsten, während auch England — nun endlich zur werkthätigen Unterstützung des Pfalzgrafen entschlossen — und Frankreich, dessen Staatsruder jetzt der einsichtsvolle Kardinal

Richelieu lenkte, eine gegen Oestreich feindliche Stellung nahmen.

Der Kaiser, der bisher fast nur mit Liguistischen Truppen den teutschen Krieg geführt, trat endlich mit einem eigenen Heere auf. Der Graf Albrecht von Wallenstein, ein böhmischer Edelmann, hatte es auf eigene und seiner Freunde Rechnung geworben, und unterhielt es ohne Belästigung Oestreichs auf Unkosten der Länder, worin es hauste. Unter den vielen heroischen Gestalten, welche der dreißigjährige Krieg hervorrief, ist Wallenstein eine der größten. Ein Geistesblick zum richtigsten Erschauen, ein Muth zum kühnsten Wagen, ein Wille zum beharrlichsten und unbeugsamsten Erstreben war durch die Natur ihm verliehen; das Glück that seine reichsten Spenden dazu, und die Umstände riefen die gedoppelte Kraft auf ein unermeßliches Feld des Wirkens. Was wir an Ihm erkennen, Gutes und Böses, ist groß, und wird noch imposanter durch das geheimnißvolle Dunkel, welches die Hauptmomente seines Lebens umgibt.

Nicht lange hielt sich der König von Dänemark gegen den nun überlegenen Feind. Wallenstein schlug Mannsfeld bei der Elbe-Brücke zu Dessau (6. Mai 1626), und Tilly besiegte den König bei Lutter am Barenberg in einer entscheidenden Schlacht (27. Aug.). Bis in sein Reich zurück floh der unglückliche König; aber Holstein, Schleswig und Jütland wurden von den Siegern besetzt. Mannsfeld starb (1626. 30. Nov.).

Ferdinand stand jetzt auf dem Gipfel des Sieges und der Macht. Nur Er selbst stürzte sich wieder herunter durch Unklugheit und Uebertreibung.

Wallenstein, die gewonnenen Siege nur als Stufe zu noch glänzenderer Höhe betrachtend, vermehrte sein jetzt

schon furchtbar überlegenes Heer bis auf hundert tausend Streiter, eine unerhörte Kriegsmacht für die damalige Zeit, und von ganz unerträglicher Last für die Länder. Der Freibeuter-Krieg Mannsfelds und H. Christians wurde von Wallenstein im Großen geführt, und allerdings auf diese Art weit sicherer und im Erfolg entscheidender. Je größer das Heer, je unwiderstehlicher seine Gewalt, desto freier die Forderung, desto leichter nicht nur die Erhaltung, sondern auch die beliebige Verstärkung der Kriegsmacht. Nur auf diese Weise war möglich, die alte Römermaxime, aus dem Kriege selbst die Mittel des Krieges zu ziehen, in Erfüllung zu setzen. Doch so wie Wallenstein hierin über Mannsfeld, also sind die neuesten Kriegshäupter weit über Jenem. Der Soldat wird heute auf Wenigeres beschränkt, und gleichwohl vom Bürger weit Mehreres gefordert. An die Stelle unnützer Zerstörung ist planmäßiges Aussaugen getreten, minder schrecklich in der unmittelbaren Erscheinung, aber tiefer gehend und allgemeiner in seiner Wirkung. Auch die geheimsten Hilfsquellen werden erspäht, und nicht nur jene der Gegenwart, sondern auch die einer fernen Zukunft werden durch künstliche Operationen in Beschlag genommen. Nicht nur das jetzige Geschlecht, sondern auch eine Reihe von nachfolgenden müssen die Anwesenheit einer — gleichviel ob befreundeten oder feindlichen — Armee bezahlen, und man weiß, was den wirklich Lebenden unerschwinglich wäre, durch die anticipirte Kraft der Nachkommenschaft zu bestreiten.

Wallenstein begann unter dem Vorwand des Dänischen Krieges, festen Fuß an der Ostsee zu fassen, und belagerte das wohlverwahrte Stralsund. Schon früher war Meklenburg erobert; die Herzoge dieses Landes zur Strafe für ihren Bund mit Dänemark von dem Kaiser in die Acht erklärt, und Wallenstein mit Meklenburg belehnt worden.

Der Stolze — durch des Kaisers Dankbarkeit auch zum Herzoge von Friedland und Sagan erhoben — träumte bereits von Eroberungen jenseits des Meeres. Doch prallten von den Mauern Stralsunds seine Kräfte ab; er mußte seinen Abzug nehmen, nachdem er in fruchtlosen Stürmen 12,000 Streiter eingebüßt (1628).

Der Kaiser, auf den Rath der Jesuiten, erließ jetzt das berüchtigte Restitutionsedikt, und wurde dadurch der Urheber des jetzt, nach bereits eilfjähriger Verwüstung, von neuem sich erhebenden, noch schrecklichern, neunzehnjährigen Krieges.

Zwar dem Buchstaben des bloß äußern und geschriebenen Rechts, nämlich des damals als Grundgesetz geltenden Augsburger Religionsfriedens (1555) lief das Restitutionsedikt nicht eben zuwider. Es hob die Religionsübung der Reformirten in Teutschland auf: — der Religionsfriede hatte bloß den Lutherischen die Kirchenfreiheit gewährt. — Es befahl die Zurückstellung aller seit dem Passauer-Vertrag (von 1552) durch die Protestanten eingezogenen oder von ihnen besetzten mittelbaren oder unmittelbaren Stifter: — der geistliche Vorbehalt, die wichtigste Klausel des Religionsfriedens, besagte nichts anderes. Endlich erklärte das Restitutionsedikt, daß katholische Landesherren an der in ihren Ländern vorzunehmenden Reformation nicht sollten gehindert, und ihren protestantischen Unterthanen bloß die Freiheit der Auswanderung sollte gewährt werden: — abermals bloß die Wiederholung desjenigen, was auch der Religionsfriede, traurig genug! und zwar in Ansehung beider Confessionstheile, verfügt hatte.

Allein in schreiendem Widerstreit mit dem ewigen, natürlichen Recht war das Edikt, was den ersten und dritten der aufgezählten Punkte betrifft, und wenigstens höchst un-

politisch in Rücksicht des zweiten. Es war nicht wenig, was man herausgeben sollte. Zwei Erzbisthümer, zwölf Bisthümer und eine ungezählte Menge reicher Klöster, Abteien u. s. w. befanden sich darunter. Die herrlichen Länder und Schätze dieser Stifter waren für mehr als einen Reichsstand der Hauptantrieb zur Reformation, und ihr geschätztester Preis gewesen. Alle protestantischen Fürsten verloren ansehnlich an Macht und Reichthum, wenn das Edikt zum Vollzug kam.

Daher allgemeines Geschrei gegen den Kaiser und sein Edikt. Da schloß derselbe zu Lübeck Frieden mit Dänemark (1629. 12. Mai), und gab dieser Krone alle gemachten Eroberungen zurück, unter der einzigen Bedingung, daß sie nicht ferner in die Angelegenheiten Teutschlands sich mische, außer was ihr Verhältniß als Inhaberin des Herzogthums Holstein mit sich bringe. Auch sollte sie Wallenstein als Herzog von Meklenburg anerkennen.

Vierte Periode. Gustav Adolf.

Aber die geängstigten Protestanten wandten ihre Blicke nach Schweden, und schon rüstete sich dessen König, Gustav Adolf, zu ihrem Schirm. Dieser große Mann hat die Geschichte mit einem der glänzendsten Schauspiele bereichert von dem, was persönliche und moralische Kraft vermag, im Gegensatz von bloß physischer und politischer Stärke. Das von Natur arme, durch Mangel an Civilisation noch ärmere, dünn bevölkerte Schweden, hatte bis jetzt an den größeren Verhandlungen der europäischen Staaten nur wenig Theil genommen. K. Gustav Adolf — die Kunde von seinen Siegen über das schwache Polen ausgenommen — war nach seinem Geist und Charakter kaum gekannt von den Mächten. Ja, Wallenstein vermaß sich, von dem Friedenskongreß

zu Lübeck geringschätzig die Gesandten eines Monarchen abzuweisen, der, hätte er länger gelebt, sehr leicht von der nächsten Friedensverhandlung die Gesandten Oestreichs hätte ausschließen mögen.

Zu gleicher Zeit, als Gustav Adolf zum Krieg wider den Kaiser sich entschloß, ja als er bereits ein zwar kleines, doch abgehärtetes, trefflich geübtes, sieggewohntes Heer an der Pommerschen Küste gelandet hatte, dankte Ferdinand einen großen Theil des seinigen ab, und entließ den einzigen großen Feldherrn, den er besaß, den Grafen von Wallenstein, aus seinem Dienste. Auf einem Kurfürstentag zu Regensburg (1630. 3. Jul.) waren von allen Seiten laute Beschwerden ertönt über Wallensteins gewaltthätiges Verfahren. Gegen Ihn, dessen Herrscherton die stolzen Fürsten empörte, erhoben sich gleich heftig die katholischen wie die protestantischen Stände, am heftigsten der Kurfürst Maximilian von Baiern. Ferdinand, bestürmt mit Vorwürfen und Klagen, dankte sofort achtzehntausend Reiter ab, von welchen nun die Meisten Dienst beim Feind nahmen, und den Feldherrn, durch welchen allein er gewaltig war. Bald bereuete er es.

Als Gustav Adolf (24. Jun. 1630) mit 15,000 Mann auf der Insel Rügen, und gleich darauf an der Pommerschen Küste landete, hatte noch nicht ein Fürst mit ihm Bündniß geschlossen. Mit dem Schwert erst und durch Triumphe konnte er Verbündete sich erwerben. Also that er mit Herzog Bogislav XIV. von Pommern. In Jahresfrist waren die Kaiserlichen aus allen Festen Pommerns und Meklenburgs vertrieben, und das letzte Land seinen Fürsten zurückgegeben, welche nun an ihrem Erretter mit dankbarer Treue hingen. Schwerer gelangte Gustav zur Allianz der Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen. Der

erste, Georg Wilhelm, konnte erst durch die Berlin angedrohte Plünderung bewogen werden, des Königs Bündniß anzunehmen. Noch weniger geneigt dazu war Johann Georg von Sachsen. Im Herzen nährte dieser den stolzen Plan, zwischen dem König und dem Kaiser eine dritte Macht, als Haupt der Protestanten, zu bilden, und beiden furchtbar zu seyn. In dieser Absicht berief er einen Konvent der evangelischen Stände nach Leipzig (16. Febr. 1631), und es kam auf demselben der Schluß zu Stande, daß man mit Schweden sich nicht verbinden, wohl aber den Kaiser gemeinschaftlich zur Zurücknahme des Restitutionsedikts und zur Entfernung seiner Truppen auffordern, zur selbsteigenen Vertheidigung aber ein Heer von 40,000 Mann versammeln wolle.

Eine schreckliche Katastrophe führte die Sachen der Entscheidung näher. Während die großen Fürsten zagten, hatte die Stadt Magdeburg mit Schweden den Bund geschlossen. Gegen diese Stadt zog jetzt mit großer Macht Tilly, nunmehr der oberste Befehlshaber der kaiserlichen wie der baierischen Truppen. Die Stadt, nach sechswöchiger, heldenmüthiger Vertheidigung, ging mit Sturm an den barbarischen Feind über (10. Mai). Dreißigtausend unschuldige Menschen, unter ihnen Greise, Säuglinge, wehrlose Weiber und Jungfrauen, fielen als Opfer einer hohnlachenden Wuth, häufig unter Qualen oder nach erlittener Entehrung. Die ganze, herrliche, volkerfüllte Stadt, einige wenige Gebäude ausgenommen, sank in Asche; und noch die Brandtrümmer wurden durchwühlt von den gefühllosen Räubern.

Der Kaiser stand jetzt nicht an, die Schlüsse des Leipziger Konvents als empörerisch zu zernichten, und gegen die Theilnehmer jede Drohung und Gewalt zu gebrauchen. Also schritten diese zum Aeußersten, der Selbsterhaltung willen. Jetzt erschien der unerschrockene Landgraf Wilhelm von

Hessenkassel in Gustavs Lager, den festen Bund mit dem ersehnten Retter zu schließen; und jetzt endlich überwand der Kurfürst von Sachsen seinen Widerwillen gegen Schweden, und warf sich als Schützling dem König in die Arme (1. Sept.).

Gleich darauf traten in den Gefilden von Leipzig die beiderseitigen Heere einander in's Gesicht, zu einer weltverändernden Schlacht sich bereitend. Der König von Schweden stürzte sich hohen Muthes, in trefflich geregelter Schlachtordnung, auf den bis jetzt unüberwundenen Tilly, welcher nahe bei der Stadt auf dem „Breiten Feld“ eine feste Stellung genommen. Dieser nahm die Schlacht an, und verlor sie (7. Sept. 1631). Siebentausend der Seinigen wurden getödtet, fünftausend gefangen, alles Geschütz und Heergeräthe mit dem Lager erobert; nur armselige Heertrümmer führten Tilly und Pappenheim fliehend mit sich. Von den Schweden waren nicht tausend, von den Sachsen jedoch zweitausend gefallen.

Diese Schlacht bei Leipzig zernichtete die zwölfjährigen Triumphe Oestreichs, und machte Gustav Adolf zum Herrn von Teutschland. Zernichtet war das Blendwerk von des Kaisers unüberwindlicher Macht und von Tilly's Furchtbarkeit; hell leuchtete das Genie und die Kraft des nordischen Helden.

Gustav Adolf verstand nicht bloß zu siegen, sondern auch, was seltener ist, den Sieg zu nützen. Wie auf Sturmesflügeln durcheilten jetzt seine triumphirenden Schaaren das ganze innere Teutschland, Thüringen, Franken, die Rheinlande, und Alles beugte sich vor ihrer Macht, oder eilte ihnen freundlich entgegen als Schützern.

Vom Rhein wandte sich Gustav Adolf zurück nach Osten, um endlich auch über Baiern, wo sein gefährlichster

Feind thronte, die Kriegsgeißel zu schwingen. In einem gefahrvollen Gefecht erzwang er den Uebergang über den Lech (1632. 10. Apr.) gegen die Anstrengungen Tilly's, der dabei sein Leben verlor, und zog siegreich in München ein.

Indessen waren die Sachsen, dem verabredeten Kriegsplan gemäß, in Böhmen gebrochen, und hatten Prag ohne Widerstand eingenommen. In so bedrängter Lage, worein binnen sechs Monden nach der Leipziger Schlacht der früher weit gefürchtete Ferdinand gefallen, erinnerte er sich mit bitterer Reue seines entlassenen Feldherrn, Wallenstein. Durch diesen großen Mann war er gewaltig in teutschen Landen gewesen, nach seiner Verabschiedung traf das Unglück ihn Schlag auf Schlag. Also wurden Unterhandlungen gepflogen mit dem beleidigten Feldherrn wegen Wiederannahme des Kommando's. Doch nahm dieser den Feldherrnstab nur unter Bedingungen an, welche ihn über die Stellung eines Unterthanen hinaus zum unumschränkten Herrn des Krieges und zum Diktator des Kriegsschauplatzes erhoben, mit ausdrücklicher Ausschließung der kaiserlichen Prinzen und des Kaisers selbst.

Wie durch einen Zauberschlag war, sobald Wallenstein sein Panier aufgepflanzet, ein mächtiges Heer um ihn erstanden. Von allen Seiten eilten die Tapfern herbei, unter seiner Anführung Ruhm und Beute zu erwerben, seine alten Kampfgenossen, die streitlustige Jugend von Freund und Feind. Binnen drei Monaten waren 40,000 Mann schlagfertig um Wallenstein versammelt, ein stärkeres Heer als jenes, welches Tilly bei Leipzig eingebüßet. Jetzt erhoben wieder die Freunde Oestreichs und der Ligue ihr gedemüthigtes Haupt; die Schweden und Protestanten blickten unruhig nach Mähren.

Aber der Krieg war dem von Herrschsucht Glühenden

jetzt nicht die Hauptsache, sondern bloß Mittel zu seinem bösen Zweck. Die vermessen betretene Bahn zum Thron hielt er fester im Auge, als die Schlachtreihen des Feindes. Doch trieb er die Sachsen — allerdings schonend — aus Böhmen (1632), und wandte sich darauf gegen den Schwedischen König, welcher jetzt in Nürnberg eine eilig befestigte Stellung nahm. Auch Wallenstein, 60,000 Mann zählend, bezog ein stark verschanztes Lager im Angesicht der Stadt.

Fast drei Monden standen die Heere sich gegenüber, da beschloß Gustav Adolf den Angriff. Aber vergebens stürmte er den ganzen Tag bis in die sinkende Nacht die Verschanzungen Wallensteins; mit großem Verlust mußte er zurück in die seinigen weichen (24. Aug.).

Vierzehn Tage darauf zog der König an dem feindlichen Lager vorüber gegen Schwaben. Wallenstein verfolgte ihn nicht, sondern eilte nach Sachsen, um daselbst die Winterquartiere zu nehmen. Der König aber, um Sachsen zu retten, folgte ihm dahin; und jetzt endlich (1. Nov.) geschah, bei Lützen, die längst erwartete offene Feldschlacht. Sie war von zweifelhafter Entscheidung. Aber die Schweden verloren darin ihren großen König, welchen im Schlachtgetümmel mehrere Kugeln (vielleicht durch Verräthers Hand abgeschossen) durchbohrten. Die Kaiserlichen dagegen verloren das Schlachtfeld und den trefflichen Pappenheim. Der Herzog Bernhard von Weimar war es, welcher nach Gustav Adolfs Fall das Treffen wieder herstellte, und auf der blutgetränkten Wahlstatt das Siegeszeichen errichtete.

Wie ein glänzendes Meteor war an Teutschlands Himmel Gustav Adolf erschienen und verschwunden. Sein Charaktergemälde, von Parteigeist und Leidenschaft entworfen, ist mit widersprechenden Zügen zur Nachwelt gelangt. Doch einstimmig bewundert man seinen Geist und Muth, und die unver-

werflichsten Zeugnisse sprechen seinen frommen Sinn und seine Redlichkeit aus. Doch in seinem sonst edlen und großen Gemüth wohnte ein unbeschränkter Glaubenseifer, welcher einen widerlichen Kontrast bildet mit der Lichtseite seines Charakters, mit seiner Gerechtigkeitsliebe, Humanität und Milde, und vor allem mit seinem lichten Verstand. Nicht nur den Katholiken hatte er in Uebereinstimmung mit der vorherrschenden Gesinnung der Protestanten tödtlichen Haß geschworen, sondern auch die Reformirten, um des Unterschiedes einiger Formeln willen, fanden bei Ihm keine Gnade. „Lieber wolle er aller seiner Soldaten Schwerter in seinem Herzen aufnehmen, als der reformirten Kirche den geringsten Vorschub thun.“ — — Wenn Männer wie Gustav Adolf von so wahnsinnigem Eifer glühen, wer will über schwächere Charaktere, wenn sie die gleiche Verkehrtheit zeigen, den Stab der Verwerfung brechen? Der Fanatismus Gustav Adolfs ist allerdings die beredteste Entschuldigung Ferdinands.

Nach des Königs Tod ergriffen zwei große Männer das Ruder der verwaisten schwedischen und protestantischen Sache. Der schwedische Reichskanzler Axel Oxenstierna im Rath, und Bernhard von Weimar im Feld.

Mit großer Geschicklichkeit und Geisteskraft hielt Oxenstierna — welchem während der Unmündigkeit Christinens, der Tochter und Thronerbin Gustav Adolfs, die oberste Leitung der teutschen Angelegenheiten vertraut ward — die Alliirten Schwedens zusammen; und die, gegen des Kaisers Autorität so eifersüchtigen Stände übertrugen einem schwedischen Edelmann die durch ein beigeordnetes consilium formatum nur wenig beschränkte Obergewalt in Krieg und Frieden. Er selbst, da er die Macht hatte, Land und Leute zu verschenken, ärgerte sich über die niederträchtige Bewerbung mehrerer Fürsten um seine Gunst.

Der vortreffliche Herzog Bernhard von Weimar, mit ihm mehrere andere schwedische und teutsche Heerführer, behaupteten fortwährend das Uebergewicht der protestantischen Waffen. Wallenstein, seit seinem Rückzug nach Böhmen, blieb unthätig.

Der verrätherische Plan dieses selbstsüchtigen Mannes war indessen zur Reife gediehen. Er wollte die Krone Böhmens sich auf's Haupt setzen, und in Verbindung mit Sachsen und Schweden den Kaiser zum Frieden zwingen. Nur an Entschlossenheit zur Ausführung mangelte es dem, von astrologischen Visionen beherrschten, Helden. Darüber verfloß die günstige Zeit, und sein Vorhaben ward dem Kaiser kund. Die Gefahr war dringend; der mit Donnern des Kriegs umgebene Verbrecher schien des Anspruchs auf gewöhnliche Rechtsformen verlustig. Also gab Ferdinand einigen Getreuen den Befehl, sich Wallensteins und seiner nächst Verbündeten lebend oder todt zu bemächtigen; und es geschah — ohne rechtlichen Prozeß — die Ermordung des Helden und seiner Freunde zu Eger (1634. 25. Febr.).

Des Kaisers Sohn, Erzherzog Ferdinand, König von Ungarn, stellt jetzt, den General Gallas an der Seite, sich an die Spitze des Heeres, und belagert Nördlingen. Zur Rettung dieser Stadt wagen Bernhard von Weimar und der schwedische General, Gustav Horn, eine Schlacht (7. Sept. 1634), und erleiden die vollständigste Niederlage. In Folge des großen Sieges werden den Schweden viele Länder und Städte entrissen; mit neuer Uebermacht erhebt sich die katholische Partei.

Fünfte und sechste Periode. Kaiser Ferdinand III.

Eine neue — die fünfte — Periode des Kriegs beginnt mit dieser Schlacht bei Nördlingen. Jetzt tritt auch

Frankreich als Kämpfer auf. Zwar hatte dasselbe schon gleich anfangs Schweden zum Kriege ermuntert, durch Vermittlung des Waffenstillstandes mit Polen ihm den Angriff erleichtert, und bald nach Gustav Adolfs Eintritt in Teutschland einen Subsidientraktat mit dem König geschlossen. Auch hatte es während des teutschen Krieges zweimal mit Spanien gebrochen. Doch vom teutschen Boden waren die französischen Waffen noch ferne geblieben. Ja, es brachte sogar Gustav Adolfs schneller Siegeslauf eine sehr merkbare Eifersucht Frankreichs, und eine geheime Entgegenwirkung hervor. Jetzt aber waren die Schweden hilfsbedürftig worden; Frankreich, als Beistand gebend, mochte nun die oberste Kriegsleitung ansprechen.

Also kam unter dem Marschall de la Force ein französisches Heer über den Rhein, nachdem das eroberte Elsaß demselben eingeräumt, und noch weitere Vortheile waren verheißen worden. Mit entschiedener Ueberlegenheit der Stellung begann es den Kampf.

Eine zweite große Folge der Nördlinger Schlacht war die Aussöhnung Sachsens mit dem Kaiser. Nie hatte Kurfürst Georg August die Partei Schwedens aufrichtig gehalten. Jetzt kam zu Prag (1635. 10. Mai) der Friede zu Stande, welcher jedoch viele wohlbegründete Beschwerden erregte.

Zuvörderst wurden die Böhmischen und die Pfälzischen Angelegenheiten vom Friedensvertrag ausgeschlossen. Dann sollten auch Baden und Würtemberg und die unter Oxenstierna's Oberleitung verbundenen Stände der oberteutschen Kreise dessen Wohlthat nicht theilhaftig seyn. Für die übrigen, welche demselben beizutreten sich entschlößen, sollte das Restitutionsedikt vierzig Jahre lang suspendirt bleiben, nach deren Verfluß aber eine gütliche

Ausgleichung versucht werden, und eine allgemeine Amnestie ihnen verliehen seyn. Nebenbei wurde das Erzstift Magdeburg dem sächsischen Prinzen August, Halberstadt aber dem Erzherzog Leopold Wilhelm zugeschieden. Kursachsen erhielt von dem Kaiser die Lausiz als ein böhmisches Lehen abgetreten. Mit vereinter Macht sollten die Friede schließenden Stände die Fremden vom teutschen Boden vertreiben, Schweden jedoch dritthalb Millionen Thaler als einige Vergeltung gegeben werden.

Viele Stände traten diesem Prager Frieden bei, doch meist nur aus Furcht, weil gegen die sich Weigernden wie gegen Reichsfeinde sollte verfahren werden; aber viel Groll blieb in den Herzen zurück; die Anmaßung Sachsens wurde verabscheut, und durch die vom Frieden ausgeschlossenen Stände, noch eifriger durch das schmählich behandelte Schweden, die Fortsetzung des Krieges betrieben.

Die durch die Aussöhnung mit Sachsen bewirkte Ueberlegenheit der kaiserlichen Waffen war von kurzer Dauer. Der Feldherr Gallas machte fast nur durch Mißgeschick sich berühmt, und die Schweden errangen abermal, durch den Sieg Banners bei Witstock (1636. 24. Sept.), die entschiedene Oberhand. Einigen Trost gab Ferdinanden II. die jetzt endlich zu Stande gebrachte Wahl seines Sohnes zum römischen König (12. Decbr.), eine Frucht des durch den Prager Frieden neu gestärkten kaiserlichen Einflusses, auch wirklich eine Wohlthat für das Reich, welches sonst durch den bald darauf erfolgten Tod des Kaisers (1637. 15. Febr.) in noch kläglichere Zerrüttung hätte fallen mögen. Nunmehr aber bestieg Ferdinand III. ganz ruhig den Kaiserthron. Der Gang der Dinge erlitt dadurch kaum eine merkbare Veränderung.

Unter den Kriegshelden dieser Zeit zog jetzt zumal Herzog

Bernhard von Weimar die Blicke der Völker auf sich. Nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen hatte dieser große Mann die Trümmer seines Heeres mühsam, weil fast ohne alle Hilfsmittel, zusammengehalten. Die letzte Aussicht blieb Frankreich. Bernhard schloß zu St. Germain en Laye (1635. Okt.) mit Richelieu einen Vertrag, wodurch ihm jährlich als Subsidien sechsthalb Millionen Livres, und als künftige Belohnung das zu erobernde Elsaß zugesichert wurden, wogegen er seine Armee unter des Königs von Frankreich Oberhoheit anzuführen versprach. Viele glänzende Siege über die Truppen des Kaisers und der Ligue, allzumal bei Rheinfelden, bei Wittenweiher und bei Thann auf dem Ochsenfelde (1638), dann in Folge davon die Eroberung der starken Feste Breisach, brachten seine stolzen Entwürfe der Verwirklichung näher; aber der Tod, der ihn plötzlich von seiner Heldenbahn abrief (1639. Jul.), zerstörte sie, und diente nur zur Stärkung der Macht Frankreichs. Denn diese Krone bemächtigte sich durch Hinterlist, Bestechung und Gewalt der trefflichen Armee Bernhards, und errang durch dieselbe die Ueberlegenheit im Felde.

Noch viele Glückswechsel folgten in diesem schrecklichen Kriege. Banner und Wrangel an der Spitze des schwedischen, Guebriant nnd später Turenne an jener des französischen Heeres machten ihren Namen groß. Auf kaiserlicher Seite führten der Erzherzog Leopold, Piccolomini und Hazfeld den Stab; auch Johann von Werth und Mercy erwarben sich Ruhm. Doch allmälig sank die Schale der Feinde Oestreichs. Nach des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg Tod (1640) trat sein Sohn und Nachfolger, Friedrich Wilhelm, den man den Großen nicht mit Unrecht heißt, entschieden auf schwedische Seite. In demselben Jahr zeigte ein in Regensburg gehaltener,

durchaus fruchtloser Reichstag, der erste seit 1613, den gesunkenen Zustand der kaiserlichen Macht.

Nur durch Verwüstung der eigenen Erblande konnte Oestreich zum Frieden vermocht werden. Auch kamen nun die Kriegsdrangsale wiederholt über dieselben, seitdem der große schwedische Feldherr Torstensohn durch einen abermaligen glänzenden Sieg auf dem verhängnißvollen breiten Feld bei Leipzig (1642. 23. Okt.) die Macht Ferdinands entschieden gebrochen hatte. Zwar rüstete sich das gegen Schweden eifersüchtige Dänemark zu Gunsten des Kaisers: aber Torstensohn trieb die Dänen in raschem Siegeslauf zu Paaren, und zerstäubte bei Jüterbock und Magdeburg (1644. 23. Nov. und 22. Dec.) die Heere Oestreichs. Ein nochmaliger Sieg bei Jankowiz (1645. 24. Febr.) gab die Erblande bis Wien den schwedischen Waffen preis. Dänemark suchte jetzt sein Heil in schnellem Frieden (13. Aug.), und Sachsen erkaufte einen Waffenstillstand, welcher, von Zeit zu Zeit verlängert, bis zum Frieden dauerte. Auch Baiern schloß einen Stillstand, brach jedoch denselben wieder, und ward durch erneute Kriegsverwüstung bestraft. Böhmen, Schlesien, Oestreich fühlten wiederholt des Feindes Wuth. Torstensohns Nachfolger im Heerbefehl, Wrangel, theils vereint mit den Franzosen unter Turenne, theils allein, erfocht mehrere Triumphe. Doch ward im Ganzen der Krieg jetzt minder heftig geführt, aus allseitiger Ermattung. Endlich ward von dem schwedischen Feldherrn Königsmark die kleine Seite Prags durch schnellen Ueberfall gewonnen, die Altstadt jedoch gegen den Pfalzgrafen Karl Gustav, Christinens Thronfolger, glücklich vertheidigt. Das dreißigjährige Waffengetöse war zurückgekehrt zu derselben Stadt, von welcher es ausgegangen; da machte die Nachricht des geschlossenen Friedens ihm ein Ende.

Der Westphälische Friede.

Der Westphälische Friede, welcher endlich den Dämon des dreißigjährigen Haders beschwor, nach seinem Inhalt wie nach seinen Folgen mehr ein Grundgesetz für das europäische, als für das teutsche Staatensystem, fordert eine etwas umständlichere Betrachtung.

Nicht weniger als dreizehn Jahre ward dieses Friedens willen unterhandelt: denn gleich an jenen von Prag (1635) schlossen sich Negociationen um einen allgemeinen. Doch erst auf dem Reichstag zu Regensburg (1640) bewilligte der Kaiser, daß zu Münster und Osnabrück die Friedenskongresse sich versammeln sollten. In demselben Jahre waren zu Hamburg Präliminarien unterzeichnet worden, welche aber erst 1643 die Ratifikation des Kaisers und Spaniens erhielten. Durch den wechselnden Gang des Krieges wurde die Unterhandlung befördert oder gehemmt. Die förmliche Eröffnung des Kongresses geschah am 10. April 1645. Der Kaiser, so lange noch irgend eine Hoffnung zu besserem Kriegsglück war, bewilligte nur wenig; aber die allmälig näher kommenden Donner der schwedischen Heere besiegten sein Widerstreben. Am 24. Okt. 1648 wurden zu Osnabrück und zu Münster die Friedensinstrumente unterzeichnet; Teutschland, im Blute schwimmend und von Brandtrümmern erfüllt, vernahm fast ungläubig die Botschaft, sein Jammer solle sich enden.

Zu Osnabrück wurden die Interessen Schwedens, zu Münster jene Frankreichs geregelt; die von beiden Kronen gemeinschaftlich durchgesetzten Bestimmungen nahm man gleichlautend in beide Instrumente auf.

Schweden bekam ganz Vorpommern, sammt der Insel Rügen, und einige Distrikte von Hinterpommern; dann

die Stadt Wismar sammt Zugehör, endlich noch das Erzbisthum Bremen und das Bisthum Verden, beide in weltliche Länder verwandelt als Herzogthümer; dazu noch eine Summe von 5 Millionen Thalern zur Bezahlung der Kriegsvölker bis zur Friedensvollstreckung. Das teutsche Reich jedoch sollte die genannten Länder darum nicht verlieren, sondern sie sollten Reichslehen und verbunden mit dem teutschen Staatskörper bleiben; daher sollte Schweden ihretwillen auf Reichs- und Kreistagen Sitz und Stimme haben, und wie alle übrigen Reichsstände an den gemeinen Pflichten und Lasten Theil nehmen, doch mit einigen besondern Vorrechten, vorzüglich in Ansehung der Gerichtsbarkeit.

Dagegen erhielt Frankreich im Münster'schen Frieden — außer der förmlichen Abtretung von Metz, Toul und Verdun, in deren Besitz es schon 1552 gekommen — die zu seiner Genugthuung ausersehene, herrliche Landgrafschaft Ober- und Unter-Elsaß, und den Sundgau, so weit das Haus Oestreich sie bisher besessen, mit vollem und unbeschränktem Beherrschungsrecht abgetreten. Den Bischöfen von Straßburg und Basel jedoch, so wie mehreren im Elsaß gelegenen, unmittelbaren Abteien, dann der Reichsstadt Straßburg, und zehn anderen Reichsstädten, welche zur Landvogtei Hagenau gehörten, endlich auch allen Reichs-Fürsten, Grafen und Rittern, welche Besitzungen in Nieder-Elsaß hatten, wurde die Verbindung mit dem Reich und die unmittelbare Reichsfreiheit vorbehalten. Frankreich bekam noch weiter die Stadt Breisach und das Besatzungsrecht in Philippsburg. Dem Erzherzog Ferdinand Karl, welchem das Elsaß gehört hatte, wurden von Frankreich zu einiger Vergütung drei Millionen Livres versprochen.

Die Abtretungen, welche an Schweden geschahen, begründeten Ersatzforderungen auf Seite der dadurch

beschädigten Stände. Auch waren mehrere Fürsten, welche noch aus andern Titeln Anspruch auf Vergütungen machten; das Mittel, sie zu befriedigen, ward in der Sekularisation geistlicher Länder und Güter gefunden.

Das Haus Brandenburg hatte auf die Nachfolge in Pommern nach H. Bogislaus XIV. Tod ein anerkanntes Recht. Man ertheilte dafür demselben — außer dem Stück von Hinterpommern, welches Schweden nicht erhalten — die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin, als weltliche Fürstenthümer, und das Erzstift Magdeburg als ein Herzogthum.

Dem Herzog von Meklenburg wurden für die Stadt Wismar die Bisthümer Schwerin und Razeburg als weltliche Fürstenthümer gegeben.

So gewissenhaft — ja ängstlich — war man auf Schadloshaltung der Großen bedacht (während von jener der Völker keine Rede war), daß zum Ersatz für die Coadjutorien, die einige Prinzen vom Hause Braunschweig-Lüneburg besaßen, demselben Hause das abenteuerliche Recht verliehen ward, dem bischöflichen Stuhle zu Osnabrück, jeweils abwechselnd mit einem katholischen Bischof, einen seiner jüngern Prinzen als Bischof zu geben.

Hessenkassel, wiewohl ohne Vergütungsansprüche, erhielt die Abtei Hirschfeld als Fürstenthum, auch die Aemter Schauenburg und Sachsenhagen nebst 600,000 Thalern.

Auch Kursachsen bekam einige Aemter zur Schadloshaltung für Kriegsübel und Verzichte.

Schwieriger zu befriedigen waren die Restitutions-Ansprüche, zumal jene des Hauses Pfalz, da es nicht geschehen konnte, ohne Baiern um seine wohlverdiente Belohnung zu bringen. Man kam endlich dahin überein, daß Baiern die Oberpfalz und die Grafschaft Cham, auch die

pfälzische Kur behalten, dagegen für das pfälzische Haus, nebst vollkommener Wiederherstellung in der Unterpfalz, eine neue, die achte, Kur errichtet werden sollte.

Auf die Unterthanen des Kaisers selbst endlich und auf ihre, der böhmischen Unruhen willen, konfiszirten Güter sollte die Amnestie und Restitution theils gar keine, theils nur eine beschränkte Anwendung haben.

Verschiedene einzelne Irrungen, welche als Mitursachen des dreißigjährigen Krieges zu betrachten waren, wie zumal der Successionsstreit im Hause Hessen, wurden im westphälischen Frieden befriedigend abgethan, die Jülich'schen Händel jedoch und die Sache Donauwerths blieben ausgesetzt.

In Ansehung der Religionssachen bemühten sich die Friedenskünstler am angelegensten, jedoch vergebens, eine befriedigende Ausgleichung zu treffen. Der beschränkte Geist ihrer Zeit erlaubte ihnen nicht, sich empor zu heben zur Idee einer für alle Genossen des teutschen Vaterlandes auszusprechenden gleichen Religions- und Kirchenfreiheit. Auch jetzt, wie zur Zeit des Religionsfriedens, war mehr nur von Rechten kirchlicher Gesammtheiten, und von Rechten der Stände, wenig von Rechten der einzelnen Bürger die Rede, und als Grundlage des Friedens erschien die Idee einer wechselseitig wohlverwahrten — in der That also feindseligen, nur durch's Bollwerk versicherten — Stellung, was eine Menge theils kleinlicher, theils gehässiger Bestimmungen nothwendig machte, welche dann doch zum Zwecke nicht hinreichten.

Also wurde der Augsburger Religionsfriede von 1555 feierlich bestätigt, bloß mit der Ausdehnung, daß nun auch die Reformirten mit eingeschlossen seyen, und daß in Ansehung der anzuerkennenden katholischen oder evangelischen Konfessionseigenschaft und Religionsübung einzelner Lande

und Orte, so wie in Ansehung aller daraus fließenden Rechtsfolgen das Normaljahr 1624 entscheidend seyn solle.

Alle geistlichen Stiftungen — diejenigen ausgenommen, worüber der Friedensschluß eine besondere Verfügung getroffen — sollten nach dem aufgestellten Entscheidungsjahr fortan demjenigen Religionstheil gehören, und in demselben Religionsverhältnisse bleiben, wie es der Besitzstand vom ersten Jänner 1624 mit sich brachte. Der lang bestrittene „geistliche Vorbehalt“ ward damit anerkannt, und für alle Folgezeit bestätigt.

Das Normaljahr aber sollte nicht nur über Sachen und Real-Rechte, sondern auch über jene der Personen entscheiden. Zu dulden oder nicht zu dulden, sollte in der Willkühr des Landesherrn fortwährend liegen, wo nicht das Normaljahr seinem Eifer und seinem Herrscherrecht eine Grenze setzte. Er konnte die Auswanderung — die den Unterthanen längst als Rechtswohlthat gewährte — selbst befehlen, und that er es nicht, so war die Erlaubniß der Hausandacht das höchste, was die durch's Normaljahr nicht geschützten Dissidenten zu fordern hatten. In demselben teutschen Vaterland auf dem gemeinsamen Reichsboden war ein und derselbe Glaube hier herrschend, oder doch berechtigt, dort blos geduldet, dort unterdrückt oder geächtet, in bunter Abwechslung auf den sich nächst gelegenen Orten, und dabei noch vielfältiger Rechtsänderung ausgesetzt, je nach der wechselnden Gesinnung des Herrn oder nach den Zufällen der Landesvererbung; alles dieses nach dem Ausspruch des hochgepriesenen westphälischen Friedens! — Nur die Stände und die Reichsritter erhielten das selbstständige Recht der Gewissensfreiheit; bei allen Uebrigen entschied der Zufall des früheren Besitzes oder der landesherrlichen Gnade. Auch in den Reichsstädten

entschied das Normaljahr über die Religionsrechte ihrer Angehörigen. In den östreichischen Ländern — als ob sie nicht zum teutschen Reiche gehörten — sollte nicht einmal durch das Normaljahr die landesherrliche Gewalt beschränkt werden. Den evangelischen Unterthanen Oestreichs gab der westphälische Friede (einige wenig bedeutende Stipulationen ausgenommen) keinen Trost.

Die in Bezug auf Besitz, Herrschaft und Duldungsanspruch dergestalt von einander gesonderten Religionen sollten übrigens, eine gegen die andere betrachtet, ein durchaus gleiches Recht besitzen, und beide Religionskörper, als solche einander gegenüber, sollten im Gleichgewicht der Kräfte wie der Rechte stehen. Daher sollte bei den Reichsgerichten und Reichsdeputationen die Anstellung einer gleichen Zahl von Mitgliedern aus beiden Religionskörpern die Regel, bei reichsständischen Versammlungen aber, also zumal auf Reichstagen, wo solche Gleichheit nicht zu bewirken war, die Entscheidungskraft der Stimmenmehrheit für Religionssachen, und überhaupt für die Fälle der Trennung nach Religionstheilen, aufgehoben seyn.

Außer den drei oft benannten Konfessionen christlicher Religion sollte keine andere der Freiheit oder der Duldung vermöge Reichsbürgerrechts sich erfreuen. Doch blieb den einzelnen Reichsständen unbenommen, für ihr Gebiet ein minder strenges Gesetz zu geben.

In Bezug auf die politischen Beschwerden der Reichsstände ward endlich durch feierliches Grundgesetz ausgesprochen, was der That nach schon längstens bestanden, nämlich das Landeshoheitsrecht der Stände, welches, obschon die Oberhoheit des Kaisers und Reichs fortdauern sollte, in seinem Umfang und in seinen Wirkungen nur wenig verschieden von wirklicher Souverainetät erschien. Selbst Bünd=

nisse sollten die Reichsstände schließen dürfen zu ihrer Erhaltung und Sicherheit, sowohl unter sich als mit Auswärtigen, nur nicht gegen Kaiser und Reich und nicht gegen den Landfrieden.

Den Reichsstädten wurden alle ihre Regalien in ihren Ringmauern und in ihrem Gebiete gewährleistet, auch der Reichsritterschaft ihre Reichsunmittelbarkeit, und selbst den Reichsdörfern ihr ähnliches Recht gesichert.

An diese Bestimmungen schlossen sich noch mehrere andere, welche theils die Theilnahme der auf dem Reichstag vereinigten Stände an allen wichtigen Reichsgeschäften, theils die Organisation des Reichstags und seine Eintheilung in die drei Kollegien, der Kurfürsten, Fürsten und Städte (den letzten ward nunmehr ausdrücklich eine entscheidende Stimme beigelegt), theils endlich die Verfassung des Kammergerichts und des Reichshofraths betrafen.

Schon vor dem Schluß des westphälischen Friedens war zu Münster (1648. 20. Jan.) in einem besondern Friedensvertrag die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande anerkannt worden. Hiedurch ward auch die Losreißung dieses neuen Staates vom teutschen Reichsverband bekräftigt. Der burgundische Kreis erlitt hiedurch eine sehr große Verminderung.

Gleichzeitig ward auch die Unabhängigkeit der Schweiz von Teutschland anerkannt, und es geschah solches durch ausdrückliche Erklärung in den beiden Friedensinstrumenten von Münster und Osnabrück.

In dem Instrument von Osnabrück ward Spanien ausdrücklich als Bundesgenosse des Kaisers und Theilnehmer des Friedens aufgeführt; auch wurden England, Dänemark, Polen, Portugal, Rußland, Lothringen, Venedig, die vereinigten Niederlande, die Schweiz

und Siebenbürgen namentlich in denselben eingeschlossen. Der Papst aber protestirte gegen den Frieden.

Mit Frankreich jedoch hatte Spanien sich nicht aussöhnen können; und es ward der Krieg zwischen diesen Mächten noch fortgesetzt bis zum pyrenäischen Frieden.

Der Reichstag, worauf gemäß des Friedens die noch unerledigten Sachen sollten geschlichtet werden, versammelte sich 1653 zu Regensburg. Aber er löste seine Aufgabe nicht vollständig. Auch der Reichsdeputationstag zu Frankfurt (1655) ließ noch manchen Zwist ohne Entscheidung.

Also endete sich der namenlos schreckliche, ein volles Menschenalter hindurch über Teutschland gelegene Krieg. Schon in den ersten Jahren hatte er weitaus den größten Theil des Reiches dergestalt verwüstet, daß das allgemeine Elend unerträglich schien; später schwang er seine Geißel auch über die zuvor verschonten Länder, und häufte ein Maaß des Jammers über alle, für welches die Sprache keinen Ausdruck hat. Teutschland, bis in seine verborgensten Winkel mit Blut getränkt und mit Trümmern erfüllt, war nahe daran, in völlige Barbarei zurückzusinken, oder eine große Wüste zu werden. Dies war die Wirkung der Kriegsmanier, welche zuerst Mannsfeld (mit andern Abenteurern) in Uebung gesetzt, Wallenstein aber zur furchtbarsten Ausdehnung gebracht hatte, und welche nach ihm alle übrigen Heermeister beobachteten. Der Krieg selbst mußte den Krieg bezahlen, und schonungslos, mit der unbändigsten Verschwendung, ward das Mark der Länder ausgepreßt und verzehrt, von Freund und Feind. Die Soldaten, meist ohne Theilnahme an der Sache, ohne Pflicht und Liebe für ein Vaterland, blos des Soldes und des Raubes willen fechtend, forderten, so oft die Gelegenheit winkte, Raub und Lust als einen von Rechts-

wegen ihnen gebührenden Lohn; und das Beispiel der Führer rechtfertigte die Gewaltthätigkeiten des Haufens. Noch jetzt sind die Spuren dieser Kriegsverwüstung in manchen Gegenden Teutschlands unverwischt, und das lange Zurückbleiben unseres Vaterlandes gegen einige andere Staaten in Verfeinerung, Wohlhabenheit und Kunst mag mit aus den Leiden des dreißigjährigen Krieges erklärt werden.

Geschichte Spaniens. Der Pyrenäische Friede.

Wir haben Spanien unter der gleich schwachen als tyrannischen Regierung Philipps III. seinem Verfalle zueilen sehen. Seines Sohnes und Nachfolgers, Philipps IV., (1621) Regierung war nicht glücklicher. In allen äußern wie in den innern Unternehmungen Spaniens herrschte blos Unstern und angeerbte Schwäche.

Seit dem Waffenstillstand, welcher 1609 auf zwölf Jahre mit Spanien war geschlossen worden, hatte die Republik der vereinigten Niederlande unaufhörlich an innern Stürmen gelitten. Der herrschsüchtige Prinz Moriz von Oranien haßte die Partei der Patrioten, welche eine freie Verfassung begehrten. Daher brachte er, einen kirchlichen Streit dazu benützend, den edlen Olden-Barnevelt, seinen ehemaligen Wohlthäter und Freund, jetzt den Gegner seiner Herrscherplane, auf's Schaffot, und unterdrückte allenthalben die Freunde der Republik. Haß und Mißtrauen gegen ihn und sein Geschlecht war die wohlverdiente Strafe für so abscheuliche Gewaltthat.

Indessen stärkte der wiederkehrende spanische Krieg die Gewalt des Statthalters. Nach Verfluß der zwölf Jahre nämlich griff Spanien mit neugestärkter Hoffnung zu den Waffen (1621), und legte sie nicht ab bis zum Schlusse des dreißigjährigen Krieges. Aber der Erfolg entsprach der Er-

wartung wenig. Zwar erhielt der tapfere Feldherr Spinola die Ehre der spanischen Waffen wider Morizens Genie und Glück, nach dieses Prinzen Tod aber (1625), mehr noch nach Spinola's Abrufung (1627), gab das hohe Talent Friedrich Heinrichs, Morizens Bruders und Nachfolgers in der Statthalterswürde, den Holländern das Uebergewicht. Noch entscheidender wurde dasselbe durch den 1630 mit Frankreich geschlossenen Subsidientraktat, welchen man später in eine Offensivallianz verwandelte. Eine große — der „Unüberwindlichen“ ähnliche — Flotte, welche Spanien in die Nordsee sandte, wurde vom Holländischen Admiral Herbert Tromp bis zur Vernichtung geschlagen (1639. 16. Sept.), und hiedurch Hollands Herrschaft zur See befestigt. Spanien, durch fortwährende Unfälle gebeugt, suchte den Frieden, und schloß ihn zu Münster (30. Jun. 1648) auf harte Bedingungen. Nicht nur wurden die vereinigten Niederlande als unabhängige Macht anerkannt; sondern es wurden ihnen auch ihre Eroberungen, sowohl jene außer Europa, als die in den Spanischen Niederlanden (die Generalitätslande) zum Eigenthum abgetreten.

Aber Spanien trafen noch viele näher verwundende Schläge. Es empörten sich nach einander Catalonien, Portugal, Andalusien und Neapel. Andalusien zwar und Neapel, welches letztere unter dem Fischer Thomas Aniello die Fahne des Aufruhrs erhoben, wurden bald wieder bezwungen; aber Catalonien beschäftigte die Waffen des Königs fünfzehn Jahre lang (von 1640 — 1655), und Portugal riß sich glücklich los von der längst gehaßten Herrschaft.

Die Forderungen des Herzogs von Olivarez, daß der portugiesische Adel wider die Catalonischen Empörer in's Feld rücken solle, bewirkte den Aufstand. Plötzlich rief man (1640.

1. Dez.) in Lissabon den Herzog Johann von Braganza, durch seine Großmutter Katharina von dem großen Emmanuel abstammend, zum König aus. Binnen acht Tagen war das Reich von den Spaniern befreit. Der neue König, Johann IV., erhielt sich durch die Ohnmacht Spaniens, und durch den Willen des portugiesischen Volkes. Die Reichsstände erkannten sein erbliches Herrscherrecht.

Frankreich, England, die vereinigten Niederlande und Schweden erkannten sofort die Rechtmäßigkeit Johanns; Frankreich leistete auch Hilfe. Spanien dagegen, auf allen Seiten bedrängt, machte nur schwache Versuche zur Wiedereroberung. Erst nach dem Schluß des Pyrenäischen Friedens geschahen ernstere Angriffe, welche jedoch der durch Haß entflammte Muth der Portugiesen vereitelte.

Drei Kriege wider Frankreich wurden während des dreißigjährigen teutschen Krieges von Spanien geführt; alle drei unglücklich.

Um eine Verbindung Mailands mit den teutsch-östreichischen Staaten zu erhalten, besetzten die Spanier die den Graubündtnern zugehörigen Ländchen Valtelin und Bormio. Frankreich, die Gefahr jener Verbindung wohl erkennend, alliirte sich sofort mit Venedig und Savoyen zur Vereitlung des Planes, und erzwang sie durch Waffengewalt. Im Frieden von Monçon (1626) bequemte sich Spanien zur Wiederherstellung der ehevorigen Verhältnisse.

Bald darauf erhob sich ein Streit über die Mantuanische Erbschaft. Nach Vinzenz II., Gonzaga's, Herzogs von Mantua und Montferrat, kinderlosem Tod (1628) behauptete Carl, Herzog von Nevers und Rhetel, der nächste Erbe zu seyn. Dasselbe behauptete Herzog Ferdinand von Guastalla. Der erste erhielt Frankreichs,

der zweite des Hauses Oestreich Beistand. Das Glück entschied für die Heere Richelieu's; Oestreich erkannte im Frieden zu Chierasco (1630) den französischen Schützling als Herzog von Mantua.

Aber den wichtigsten und langwierigsten Krieg mit Frankreich verursachte das Bündniß dieser Krone mit Holland (1635), und ihre nunmehr entschiedene Theilnahme am großen teutschen Krieg. Der Krieg wurde zwar mit abwechselndem Erfolg, doch im Ganzen unglücklich für Spanien geführt, besonders seit der Prinz von Enghien (nachmals von Condé) den glänzenden Sieg bei Rocroy (1643. 19. Mai) erfochten. Zwar wurde Frankreich bald darauf, nach Richelieu's und Ludwigs XIII. Tod, durch erneuerten Bürgerkrieg zerrüttet, und der Sieger von Rocroy selbst ging zu den Spaniern über. Der Kardinal Mazarini, nachdem er seine einheimischen Feinde glücklich überwunden (1653), stellte sofort die Ueberlegenheit der französischen Waffen wieder her. Der große Turenne hielt dem Ueberläufer Condé die Wage, und überall sonst siegte Frankreich. Die Allianz mit Englands Protektor Cromwell (1654) vollendete das Uebergewicht von Spaniens Feinden. Die Engländer eroberten das reiche Jamaika, Mardyk und Dünkirchen. Endlich bequemte das gebeugte Spanien sich zum Frieden. Auf der Fasaneninsel (in dem Grenzflüßchen Bidassoa), nahe den Pyrenäen, von welchen der Friede benannt wird, schlossen ihn die beiden Prinzipalminister der streitenden Reiche persönlich (1659. 7. Nov.). Spanien mußte Roussillon, Perpignan und Conflans abtreten; die Pyrenäen sollten die Grenze der beiden Staaten seyn. Auch in den Niederlanden trat Spanien ansehnliche Distrikte ab. Zur Befestigung des Friedens ward die Vermählung von Philipps IV. ältester Tochter, Maria Theresia, mit dem König Lud-

wig XIV. verabredet und vollzogen. Die Infantin entsagte jedoch eidlich allem Erbrecht auf den spanischen Thron.

Mit England ward kein förmlicher Friede geschlossen, sondern blos der alte von 1630 wieder verkündet. Aber England blieb im Besitz seiner Eroberungen.

Spanien sank unaufhaltsam und zusehends. An seiner Stelle, und meist auf seine Unkosten gestärkt, erhob Frankreich sich zur Präpotenz. Ein großer Mann, Richelieu, war es, welcher dazu den weise ersehenen und wohlbefestigten Grund legte.

Geschichte Frankreichs. Richelieu. Mazarini.

Als Richelieu das Ruder der Regierung Frankreichs ergriff (1643), war die königliche Gewalt zwar nicht sonderlich durch Rechte des Volks, wohl aber durch Anmaßungen der Großen, und durch Macht der Faktionen beschränkt; überhaupt aber in einem fortwährend wankenden, vom Strom der Ereignisse abhängigen, Zustand.

Aus so vielfach abhängiger Lage die Regierung, d. h. den König, zur Uneingeschränktheit zu erheben, und mit den also zur Gesammtwirkung enger verbundenen Kräften des Reiches auch die äußere Präpotenz zu erobern, daher allernächst das Haus Oestreich zu demüthigen — dies war der gedoppelte große Plan des kühnen Ministers; und er hat ihn erfüllt durch beharrliche Verfolgung mit unverwandtem Geistesblick und mit rücksichtsloser Gewalt.

Gegen die Reformirten wurden die ersten Angriffe gerichtet. Aber ihre Niederwerfung kostete einen dreimaligen Krieg (1621, 1625 und 1627—28). In dem letzten wurde das starke Rochelle nach der verzweifeltsten Gegenwehr endlich bezwungen. Die Standhaftigkeit der Stadt und ihres heldenmüthigen Bürgermeisters Guiton wich endlich den Qua-

len des Hungers. Nachdem über 15,000 Einwohner der unglücklichen Stadt aus Mangel gestorben, die Ueberlebenden demselben Tod nahe gebracht waren, nahm das für unbezwinglich gehaltene Rochelle die Gnade des Königs an, verlor seine politischen Freiheiten, und wurde geschleift. Bald darauf wurden auch die zerstreuten Festen der Hugenotten in Languedoc erobert, unter vielen Handlungen der Grausamkeit. Doch gewährte Richelieu den Besiegten freie Religionsübung, wodurch er sich ihres treuen Gehorsams versicherte, aber auch die Vorwürfe der Fanatiker unter den Katholiken sich zuzog.

Durch den Fall Rochelle's waren die mißvergnügten Großen schon halb entwaffnet. Durch Uebermuth und schlecht geführte Ränke gaben sie dem Minister willkommenen Anlaß, sie vollends zu erdrücken. Des Königs Bruder, Gasto, Herzog von Orleans, stand an der Spitze von Richelieu's Feinden. Auch die Königin Mutter, Maria von Medicis, haßte den Undankbaren, der ihr, durch welche er groß geworden, nunmehr allen Einfluß raubte. Eine Reihe von geheimen Verschwörungen und offenbaren Kriegen entstand dadurch, und mehr als einmal war Richelieu dem Falle oder der gewaltsamen Ermordung nahe. Aber er beschwor alle Gefahren, und besiegte alle seine Feinde durch Klugheit, Geisteskraft und kühnen Entschluß, freilich auch durch Verrath, schamlose Ungerechtigkeit und unmenschliche Härte *). Der König hielt fest an seinem Minister, gegen alle Einflüsterungen der ihm sonst Nächsten und Liebsten. Selbst mit seiner Mutter brach er entschieden, und verwies sie vom Hofe (1631). Die leidenschaftliche Frau floh zu den Spaniern

*) Seines verschlagenen Gehilfen, des seines Herrn durchaus würdigen, selbst in den großen Geschäften Europa's einflußreichen Kapuziners, Pater Joseph, möge wenigstens in einer Note gedacht werden.

nach Brüssel, und starb nach eilfjährigem Umherirren, verlassen und arm, zu Köln.

Kräftiger setzte der Herzog von Orleans sich zur Wehr. Er fand Freunde, die für seine Leidenschaft sich opferten. Also erging es zumal dem edlen und tapfern Heinrich II. von Montmorency, Statthalter von Languedoc, als er dem mit Heeresmacht herangezogenen Orleans zufiel. In einem unglücklichen Treffen bei Castelnaudari ward er geschlagen, gefangen (1632) und hingerichtet. Doch hörten die geheimen Anschläge wider Richelieu nicht auf. Der letzte Anschlag wurde von dem Herzog von Bouillon, und unter ihm von dem Oberstallmeister des Königs, dem jungen Herrn von Cinqmars geschmiedet, unter Mitwissen des Herrn de Thou, Sohnes des großen Geschichtschreibers. Auch diese Verschwörung wurde entdeckt; Cinqmars und Thou starben auf dem Blutgerüst (1642. 12. Sept.), der Herzog von Bouillon erkaufte sein Leben durch Abtretung von Sedan. Bald darauf starb der Kardinal Richelieu (4. Dec.), und nicht viel später auch der König (1643. 14. Mai).

Die Kriege Richelieu's gegen Spanien und Oestreich haben wir früher erzählt.

Am Todestag Richelieu's trat Kardinal Mazarini, sein würdiger Zögling, in den Staatsrath. Durch seinen Einfluß beim Parlament erhielt die verwittwete Königin, Anna von Oestreich, die Regentschaft während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Ludwig XIV. Das System Richelieu's in allen innern und äußern Geschäften wurde fortgesetzt. Aber die Feinde des letzten waren auch Mazarini's Feinde, und außerdem viele Große aus Gründen des Privatinteresse's ihm abhold. Eine starke Partei, die Fronde genannt, bildete sich gegen ihn, und verwirrte Frankreich zehn Jahre lang. Während des innern Krieges, den diese

Fronde veranlaßte, entfernte sich Mazarini zweimal aus dem Reich, kehrte aber im Triumphe zurück (1653), um sodann bis an seinen Tod die höchste Gewalt über Frankreich zu üben. Er war mehr schlau als kräftig, mehr gewandt als kühn, nicht so grausam als Richelieu, aber verstellter, im Ganzen glücklich in seinen Unternehmungen, für Frankreichs äußere Größe entscheidend wirksam. Er hat durch den Frieden zu Münster (1648) dieser Krone kostbaren Gewinn verschafft, und den Krieg mit Spanien erfolgreich bis zum Pyrenäischen Frieden (1659) fortgesetzt. Als er starb (1661), übergab er dem drei und zwanzigjährigen König Ludwig XIV. ein beruhigtes, sieggekröntes, und dabei die Kräfte zu großen Dingen in sich tragendes Reich.

Revolution in England. Karl I. Cromwell.

Die seit des klugen Heinrichs VII. und des despotischen Heinrichs VIII. Zeit übermäßig erhöhte, durch Elisabeths Talent und Glück der Uneingeschränktheit nahe gebrachte Königsgewalt hatte, als natürliche Gegenwirkung, einen gesteigerten Freiheitssinn unter den Bessern und Stolzern in der Nation zur Folge, einen Sinn, der, gleichmäßig wie die Willkür-Herrschaft, aus dem kirchlichen Hader — der jenem wie dieser den heiligen Antrieb oder Vorwand gab — seine bekräftigende Nahrung zog, und durch den, in eben der Zeit mittelst des auflebenden Handels und Gewerbfleißes erhöhten, Wohlstand und erweiterten Gesichtskreis der Gemeinen, eine selbstständige Grundlage erhielt.

Jakob I., Elisabeths schwacher Nachfolger, bereitete durch eitle Schaustellung der Königsmacht den Ausbruch vor; sein unglücklicher Sohn, Karl I., beschleunigte denselben durch Unklugheit, und büßte für seiner Vorfahren Thorheit oder Sünde.

Jakob der Erste (in Schottland VI.), Stuart, folgte der Mörderin seiner Mutter Maria ohne irgend eine Bewegung auf dem nach gesetzmäßiger Erbfolge ihm zugefallenen englischen Thron (1602). Jakob war mehr den theologischen Grübeleien und der pedantischen Schulgelahrtheit ergeben, als den Geschäften der Regierung, und dabei gleichwohl erfüllt von den strengsten Ideen über Unumschränktheit der königlichen Gewalt. Er sprach laut aus: „daß alle Freiheiten und Rechte der Nation nur Geschenke der königlichen Gnade seyen, daher niemals wider den Thron selbst dürften geltend gemacht werden.“ Dabei ließ er gleichwohl selbst sich von seinen Günstlingen regieren, war ängstlich, wankelmüthig, kleinlichem Zeitvertreib hold, jedes Waffengeräusch fürchtend, und ohne Zutrauen auf eigene, persönliche Kraft.

Während Jakob durch den sofort mit Spanien geschlossenen Frieden und durch die Verfassung der Niederländischen Sache den Haß der Protestanten, durch seinen Eifer für die Verfassung und Liturgie der englischen hohen Episkopalkirche aber den Abscheu der Puritaner erregte, zog er nicht minder durch das Verharren bei den unter seiner Vorfahrerin wider die Katholiken ergangenen Edikten die Indignation auch dieser letzten auf sich. Ja, es verschwor sich eine Zahl fanatischer Katholiken, den König mit dem ganzen Parlament in die Luft zu sprengen (1605), welcher gräßliche Anschlag jedoch durch einen glücklichen Zufall vereitelt ward. Die kirchliche Abneigung gesellte sich demnach zur politischen Eifersucht, um die Gemüther des Volkes vom Könige abzuwenden; die Parlamente wurden karg in Bewilligung von Subsidien, und sprachen anfangs leise, bald aber mit größerem Nachdruck von den Freiheiten der Nation. Er dagegen, von seinen nichtswürdigen Lieblingen, zumal von Georg Villiers, nachherigem Herzog von Bukingham — den er von der Stelle

des Mundschenken wie im Flug zu allen hohen Reichswürden und Reichsämtern erhoben — geleitet, vermehrte fortwährend durch steigende Willkühr und Verschwendung den öffentlichen Haß.

Seine siebenjährige Bemühung, die Vermählung seines Sohnes mit einer spanischen Prinzessin zu Stande zu bringen, erhöhte gleichfalls solchen Haß. Die dem Ziele schon nahen Unterhandlungen wurden jedoch zerrissen durch Bukinghams Stolz, und die Reizbarkeit des Herzogs, Grafen von Olivarez. Da wandte sich Jakob an den französischen Hof, und erhielt für seinen Sohn die Hand von Ludwigs XIII. Schwester, Henriette Marie. Auch diese Vermählung, weil mit einer Katholikin, war den Engländern zuwider. Fortwährend blieb das Parlament karg, ja es steigerte noch seine Kargheit; was den König bewog, zu willkürlichen Auflagen, zumal zu erhöhten Zöllen, zu gezwungenen Anlehen, zu Geldstrafen u. dergl. verhaßten Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Der Beschwerden dagegen war kein Ende, und es bildete sich zur Behauptung und Erweiterung der Freiheit eine täglich an Kraft zunehmende, mit klarem Bewußtseyn des Zwecks handelnde, den Anhängern der Königsmacht schroff entgegenstehende und bleibende Partei.

Schon war die Gährung sehr weit gediehen, als Jakob starb (1625. 27. Mai). So eben hatte er sich entschlossen, zu Gunsten Friedrichs von der Pfalz einmal das Schwert zu ziehen. Diesen Krieg vermachte er nun seinem Sohn.

Dieser unglückliche Sohn, Karl I., ein thätiger, nach seinem Privatcharakter liebenswürdiger Prinz, doch leichtsinnig, zur Willkür geneigt, den Geist seines Volkes und seiner Zeit verkennend, auch wankelmüthig, und gegen die Gefahren seiner Stellung weder durch Menschenkenntniß, noch durch Entschlossenheit gewaffnet, war vom Schicksal bestimmt,

das Opfer zu werden einer von ihm selbst nur wenig verschuldeten, vielmehr mit dem Strom der Ereignisse unaufhaltbar hereinbrechenden Umwälzung.

Schon das erste Parlament, das er gleich nach seinem Regierungsantritt berief, machte durch äußerste Kargheit die antimonarchische Gesinnung seines vorherrschenden Theiles kund. Der entrüstete König dissolvirte es; aber ein zweites Parlament, welches er im folgenden Jahre versammelte, war nicht freigebiger und nicht folgsamer; vielmehr reichte es harte Beschwerden ein gegen den Minister Bukingham und gegen die Mißbräuche der Regierung. Der König dissolvirte es abermals. Ein drittes Parlament (1628) erneuerte die Beschwerden, und erließ eine merkwürdige, gesetzliche Bekräftigung der alten und kostbaren Freiheiten der Nation, unter dem Namen einer Bittschrift, petition of rights, welche — nach heftigem Streit — auch die königliche Sanktion erhielt. Dasselbe Parlament erneuerte mit größerem Nachdruck den schon von den beiden ersten eingelegten Widerspruch gegen das von dem Könige, nach dem Beispiel seiner Vorfahren, erhobene Tonnen- und Pfundgeld.

Während einer Vertagung dieses Parlaments wurde Bukingham durch einen Meuchelmörder getödtet. Der König endete jetzt mit Spanien den Krieg, für seinen Schwager, den Pfalzgrafen, mit der Zusage einiger Vermittlung sich begnügend. Ein Mehreres war ihm auch unmöglich. Das Parlament, nach seiner Wiederversammlung, blieb karg wie zuvor. Karl dissolvirte auch dieses Parlament, und zwar in sehr ungnädigen Formen.

Von nun an, eilf Jahre hindurch, regierte er ohne Parlament, auf willkürliche Weise, und mit Verletzung der konstitutionellen Gesetze. Durch eigenmächtig ausgeschriebene Auflagen — unter welchen das Schiffsgeld wegen Ham-

den's kühnem Widerspruch (1637) die berüchtigtste geworden — durch Erpressungen aller Art, zumal durch Strafgelder welche die tyrannische Sternkammer diktirte, durch Verleihung von gehässigen Monopolien, auch durch gezwungene Anlehen verschaffte er sich nothdürftig den Ersatz für die parlamentarischen Subsidien; und übte dabei (oder in seinem Namen oft ein böser Diener) noch manch' andere Gewaltthat. In dieser Periode häufte sich schwere Verantwortung über seinem Haupt. Es half ihm nicht, daß er — hierin dem Geist einer neuen Zeit gehorchend — unter den Oppositionsmännern seiner neuen Minister, den Ritter Thomas Wentworth, nunmehr Grafen von Strafford, wählte. Derselbe, sobald er des Königs Willen sich dienstbar gemacht, war zwiefach gehaßt als Abtrünniger.

Neben ihm besaß des Königs Vertrauen der stolze und fanatische Bischof von London, Laud, dessen Rathschläge noch weit mehr als jene Strafford's das Verderben herbeiführten. Zumal empörte derselbe die finstern presbyterianischen Schwärmer in Schottland durch gewaltsame Einführung der englischen Liturgie in ihrem Reiche (1636). Sofort erhoben sich die Schotten in Waffen, schlossen einen wohlgeregelten Verein, den Covenant, und verwarfen auf den Synoden zu Glasgow und Edinburgh den ihnen widerrechtlich aufgedrungenen Episkopat (1638).

Von hier an beginnt die Leidensgeschichte Karls. Die kirchliche Tyrannei, die er sich erlaubte, sammelte seine Feinde unter eine heilige Fahne, und stürzte den Thron um. Nach einem kurzen Waffenstillstand erneuerten die Schotten den Krieg. Karl, dessen Hilfsquellen erschöpft waren, entschloß sich zur Berufung eines vierten Parlaments (1639). Dasselbe verfuhr im Sinne der frühern, und wurde dissolvirt wie diese. Aber die Schotten brachen in England, schlugen

das übelgesinnte königliche Heer, und nöthigten den bedrängten Monarchen zu der Versammlung eines neuen, des fünften, Parlaments (1640). Dieses — man nennt es das langwierige oder blutdürstige — dissolvirte er nimmer.

Das Parlament, im Geiste der frühern verfahrend, erhob sofort eine Reihe Beschwerden gegen den König und seine Minister. Der Graf von Strafford wurde angeklagt wegen Hochverraths an der Nation, und in beiden Häusern verurtheilt. Drohungen des aufrührerischen Pöbels erpreßten den Beitritt des minder leidenschaftlichen Oberhauses, und vermochten endlich auch den König zur schmerzvollen Willfahrung. Strafford, nach der standhaftesten Vertheidigung vor dem Gericht seiner übermächtigen Feinde, litt den Tod mit Seelengröße (1641).

Auch der Erzbischof Laud kam in's Gefängniß. Mehrere andere Minister entflohen. Der muthlose König bildete sich ein neues Ministerium aus Männern des Volkes, und willigte in Alles, was immer das Parlament begehrte, überhaupt in die Beschränkung oder Zernichtung der wichtigsten königlichen Vorrechte. Nebenher wurden die rebellischen Schotten als gute Unterthanen und Freunde des Reichs erklärt, und ihnen 300,000 Pfund als einige Vergeltung ihrer Dienste gegeben.

An demselben Tage, da der König die Verurtheilung Strafford's genehmigte, gab er auch der Bill, welche ihn des Rechtes, das Parlament aufzuheben, beraubte, seine Zustimmung. Seine stärksten Waffen warf er also von sich.

Von jetzt an schwoll zusehends und furchtbar der Strom der Revolution. Ein gräulicher Aufstand der Irländer gegen die protestantischen Engländer wurde listig benutzt vom Parlament zur Vermehrung des Hasses gegen den Monarchen, welchen man als Urheber der Schreckensgeschichte angab, die

er selbst beweinte und verabscheute. Das Parlament übergab ihm eine mit großer Bitterkeit verfaßte Beschwerdeschrift (Staatsremonstration) (1642), eine lange Reihe von Klagen über altes und neues, wahres und vorgebliches Unrecht, welches vom Thron ausgegangen, enthaltend, und verbreitete sie im Volk zur Vermehrung des Brandes.

Tag für Tag war des Königs Stellung übler. Endlich entschloß er sich zum Krieg (1642). Um seine Fahne, die er anfangs zu Nottingham aufrichtete, sammelte sich allmälig der größte Theil des hohen Adels; auch die Vornehmern unter den Gemeinen, die eifrigen Anhänger der Episkopalkirche, und — was die Wuth der Puritaner allermeist entzündete — die Katholiken hielten's mit ihm. Dagegen hatte das Parlament fast alle großen Städte und die Masse des Volks, zumal in Süd-England, auf seiner Seite, auch die Flotte, welche der Gesinnung der Seestädte folgte, die Armee, deren Häupter es ernannt hatte, und endlich die fanatischen Schotten, welche aus altem Haß den Krieg wider Karl erneuerten. Nach anfangs zweifelhaftem Glück besiegten die Feldherrn des Parlaments, der Graf von Manchester und Oliver Cromwell, die Truppen Karls in der entscheidenden Schlacht bei Marstonmoore (1644. 2. Jul.), und noch entscheidender siegten im folgenden Jahr bei Naseby (1645. 14. Jun.) der neu ernannte Feldherr Fairfax und derselbe Cromwell. Der König schloß sich in Oxford ein, ohne Hoffnung des Entsatzes. Denn allenthalben waren seine Anhänger geschlagen und zerstreut worden.

In so großer Noth entschloß sich Karl, dem Heer der Schotten sich in die Arme zu werfen; ein Entschluß, welchen er nur allzubald bereute. Denn als er nach gefahrvoller Flucht im schottischen Lager anlangte, ward er sofort als Gefangener behandelt, und in kurzer Frist ausgeliefert an

seine Todfeinde, an das englische Parlament. Um eine Geldsumme von 400,000 Pfund verkauften die Schotten ehrlos ihren Erbfürsten, und befleckten ihre Geschichte mit unauslöschlicher Makel.

Um das, was folgt, gehörig zu würdigen, muß man die eigentlichen Triebräder der großen Bewegung in's Auge fassen. Wohl waren Einige der Gegner Karls, welche rein aus Liebe der bürgerlichen Freiheit, die sie in ihrer Natur, wie in ihren Bedingungen klar erschaut hatten, handelten und wirkten: — dieselben standen dann auch, als die schwersten Stürme hereinbrachen, treu um den unglücklichen König. Aber weitaus die Meisten — ohne Unterschied, ob Häupter oder Masse — wurden blos von wilder Leidenschaft, theils der gemeinen Lust an Zügellosigkeit und frecher Gewalt, theils aber, und vorzüglich der finstern Religionsschwärmerei, beherrscht und getrieben. Kirchliche Kleinigkeiten, worüber gar nie ein Hader entbrennen oder wenigstens nicht außerhalb der Mauern der Priesterversammlungen hätte ertönen sollen, waren es, um deren willen der verblendete Karl seine schottischen Unterthanen mit bitterem Haß gegen sich erfüllte, und in beiden Reichen aller Wuth der Faktionen sich blosstellte. Die einmal entfesselte Wuth der religiösen Schwärmerei verschmähte fortan jede Lenkung, die nicht aus den ihr selbst eigenen Trieben entsprang. Das Wort der weiseren Freiheitsfreunde ward nimmer verstanden, oder es verhallte im Sturm; die Revolution gerieth in die Hände von einigen Rasenden oder verschmitzten Bösewichtern, welchen der fanatische Haufen, dessen Leidenschaft und Unsinn Jene schmeichelten, als blindes Werkzeug diente.

Der Natur der Dinge gemäß, hatten, da durch die Auflösung der gesetzlichen Staatsform und durch den auflodernden Bürgerkrieg der wilden Kraft die Schranken geöffnet

worden, die Heftigeren über die Gemäßigten den Sieg errungen. Im Parlament und in der Armee erhoben sich die „Independenten,“ die, vom innern Geist getrieben, in Sachen des Staates wie der Kirche jede positive Gewalt verschmähten, zur herrschenden Partei. An ihrer Spitze stand der gleich tückische als fanatisch fromme, gleich schlaue, als tapfere, in Rath und That den Meisten voranleuchtende Oliver Cromwell, anfangs Unterfeldherr des Grafen von Essex, dann des Lord Fairfax, durch diesen aber, welchen er unumschränkt regierte, der oberste Gebieter selbst. Sobald die rechtmäßige Autorität zernichtet und die bloße Gewalt statt des Gesetzes herrschend geworden, so war dem Heer die Herrschaft sicher. Es durfte bloß vom Parlament sich losreißen, und als selbstständigen Körper sich hinstellen. Denn was vermögen die Männer des Raths gegen die Inhaber der Waffen? — Also wurde das Parlament durch arglistige Vorstellungen zu einem Schluß bewogen, die self denying ordinance genannt, wornach keines seiner Mitglieder mehr eine Stelle beim Heer und auch keine Civilgewalt bekleiden durfte. Nur Cromwell erschlich eine Ausnahme für sich, und herrschte fortan hier und dort.

Das Parlament, die Uebermacht des Heeres zu spät erkennend, wollte jetzt einen Theil desselben abdanken, einen andern Theil nach Irland schicken. Da wurde der Bruch erklärt. Das Heer bildete einen Kriegsrath, aus Offizieren und Abgeordneten der Gemeinen (agitators genannt) bestehend, und constituirte sich dergestalt zugleich als berathende und handelnde Macht. Ein kühner Parteigänger bemächtigte sich der Person des Königs, welchen das Parlament zu Holmby gefangen hielt, und führte ihn nach Hamptoncourt, wo er sodann als Gefangener des Heeres saß. Dieses Heer selbst rückte vor London, zog triumphirend ein, und

diktirte dem wehrlosen Parlament Gesetze. Von nun an waren die Independenten völlig siegreich. Bis jetzt hatte man Karln noch als König behandelt, aber zusehends erfuhr er größere Härte. Seine Noth erweckte noch einmal den Muth seiner Freunde; auch von den ehemaligen Feinden erhoben sich viele zu seiner Rettung. Aber die schlecht geleiteten Versuche wurden schnell vereitelt durch Fairfax und Cromwell, welche mit starkem Arm überall den Aufstand dämpften. Mittlerweile hatte das Parlament Unterhandlungen mit dem König begonnen. Das Waffengetös der rückkehrenden Armee zerriß dieselben. Sie schleppte den König nach Hurst, und stieß aus dem Parlament alle Mitglieder, die ihr nicht unbedingt gehorchten. Der Oberst Pride war es, welcher, als am 7. Sept. 1648 das Parlament sich versammelte, solche freche Gewalt nach Cromwells Willen übte. Die meisten Mitglieder, so wie sie erschienen, wurden verhaftet oder fortgejagt, nur 50 bis 60 lauter wüthende Independenten, blieben zurück. Aus dieser Scene („Reinigung des Obersten Pride“ genannt) mochte die Nation erkennen, in welche Hände sie gefallen.

Dieses sogenannte Parlament nun zernichtete die den Tag zuvor beschlossene Annahme der königlichen Bewilligungen als Grundlage eines zu schließenden Friedens; es brach alle Unterhandlungen ab, und beschloß endlich gegen den verlassenen König die Anklage wegen Verrätherei, und seine Stellung vor einen sogenannten hohen Justizhof (1649. 4. Jänner). Derselbe bestand aus 133 dazu ernannten Personen, von welchen jedoch die Hälfte nicht erschien; unter den übrigen waren Cromwell, Ireton, Harrisson mit mehreren andern Kriegshäuptern die vordersten.

Unter vielen persönlichen Mißhandlungen schleppte man Karln vor dieses frevelhafte Gericht. Am 17. Jänner spra-

chen die Bösewichter das Todesurtheil über den König, nicht achtend der heiligsten Rechte, nicht der Fürbitten vieler Gesandten und Mächte. Am 30. Jänner litt Karl den Tod durch Henkershand, öffentlich vor seinem Pallast von Whitehall, mit Entschlossenheit und Würde. Die Nation versank in Trauer und Grauen. Europa erschauderte ob der unerhörten That.

Geschichte des Nordens und Ostens.

Skandinavische Reiche. Gustav Wasa.

Die Calmarische Union erfuhr endlich, am Anfang des vorliegenden Zeitraums, ihre völlige Auflösung. K. Christian II. (1513) veranlaßte durch Meineid und Grausamkeit solche bleibende Trennung. Als König von Dänemark und Norwegen forderte er, gemäß der Calmarischen Vereinigung, auch Schwedens Thron. Noch herrschte daselbst das erlauchte Haus der Sture, dessen Häupter in einer glorreichen Folge „als Reichsstatthalter" die oberste Gewalt geübt, das dänische Joch mit angeerbtem Hasse von sich stoßend. Christian II. bemächtigte sich des Reiches durch Waffen und trügerischen Vergleich (1520). Er versprach eine allgemeine Amnestie und die Aufrechthaltung aller schwedischen Rechte und Freiheiten. Aber er ließ in Stockholm und im ganzen Reiche die weltlichen und geistlichen Großen, welche ihm abhold gewesen, greifen und hinrichten. Sechshundert Häupter, darunter 94 vor seinen eigenen Augen, fielen also unter dem Henkerbeil. Hierauf kehrte er nach Dänemark zurück. Durch diese Unthat verlor er das Reich. Gustav Wasa, ein Verwandter der Sturen, ein gleich heldenmüthiger als kluger

Mann, entfloh, rief das starke Bergvolk Dalekarliens auf zum Sturze der Tyrannei, und zog siegreich vor Stockholm. Ein Reichstag zu Wadstena erklärte ihn zum Reichsstatthalter (1521), und ein folgender zu Starquas (1523. 6. Jun.) zum König. Nie mehr gelangte Dänemark zur Beherrschung Schwedens. Dieses Ende nahm, nach 126jähriger, von Bürgerkrieg und Empörung oft unterbrochener Dauer, die Calmarische Union.

Bald nach Christians Rückkehr aus dem bluttriefenden Schweden erhob sich wider ihn auch in den beiden andern Reichen der Aufruhr. Dänemark zuerst, und dessen Beispiel folgend Norwegen, fielen ab von Christian (1523. Januar und Junius), und wählten seinen Oheim, H. Friedrich von Schleswig und Holstein zum König. Christian floh nach den Niederlanden zu Kaiser Karl V., seinem Schwager, die übrigen, noch treu gebliebenen Provinzen, und zumal das gemeine Volk, welches fast allenthalben für ihn war, den Empörern preis gebend. Erst spät (1531) wagte er von Holland aus einen Versuch zur Wiedereroberung Norwegens, wurde aber geschlagen, gefangen genommen und blieb bis an seinen späten Tod (1549) in meist harter Gefangenschaft.

Die große Revolution, welche nebenher den Triumph der lutherischen Lehre in den zwei Reichen bewirkte, war nur vom Adel (und zum Theil von der Geistlichkeit) ausgegangen, nicht von den Gemeinen. König Christian II. war Gegner der unmäßig gestiegenen Aristokratie, Schützer des Bürger- und Bauernstandes gegen den Druck der Herren, und darum fiel er. Wohl war seine den Gemeinen erwiesene Gunst nicht aus reiner Quelle entsprungen; er haßte die Adelsrechte blos als Schranke seiner Eigenmacht, und verlangte, wie alle Despoten, daß Alles gleich vor Ihm, dem

Herrscher, sey; aber dem Bürger- und Bauernstande gereichte immer die Schwächung der Adelsmacht zum Guten. Daher liebte das Volk den König, und stritt für ihn treu und beharrlich.

Die Verfassung Dänemarks in dieser Periode gewährt einen traurigen Anblick. Der König wurde gewählt. Adel und Geistlichkeit schrieben dem Gewählten die drückendsten Kapitulationen (Handfästninge) vor, sich selbst das Recht des Kriegs für den Fall ihrer Verletzung vorbehaltend. Die Handfästninge wahrten jedoch blos die Vorrechte der Großen. Die Bürger wurden herabgewürdigt, und die Bauern allmälig zu Leibeigenen und huffest gemacht. Theuer erkauften Friedrich I. und Christian III. den durch Adelsgunst bestiegenen Thron. Der erste mußte die eingezogenen Pfandgüter dem Adel zurückgeben, und die Leibeigenschaft der Bauern gesetzlich befestigen. Der zweite gab auch das durch Kriegsgewalt besiegte Norwegen der Despotie des dänischen Adels preis. Von jetzt an blieb jenes Reich mit Dänemark in unzertrennlicher Verbindung. Christians III. Nachfolger, Friedrich II. (1559), mußte dem Recht entsagen, Bürgerliche in den Adelstand zu erheben. Durch Beschränkung der Zahl stärkte sich die Macht der adeligen Häuser. Der aus ihnen gebildete Reichsrath, der sich allmälig durch eigene Wahl ergänzte, besaß im Grund die höchste Gewalt. Selbst die Reichstage kamen außer Uebung, sie verwandelten sich in Herrentage. Von 1536 bis 1660 war nicht ein einziger Reichstag.

In ähnlicher, obwohl nicht so völliger, Schwäche, befand sich der schwedische Thron. Doch besaß hier auch der Bürger- und Bauernstand noch einige Rechte, was den Trotz der Herren mäßigte. Später stieg unter kriegerischen Königen die monarchische Gewalt. Ihre Erblichkeit hatte schon Gustav Wasa auf dem Reichstag zu Westerås (1544) erlangt.

Durch die Theilung K. Christians III. von Dänemark mit seinem Bruder war (1544) das Holstein-Gottorp'sche Haus gestiftet worden, welches mit der königlichen Linie nachmals in langwieriger Zerwürfniß stand. Jetzt war noch Eintracht unter beiden, den freiheitliebenden tapfern Ditmarsen zum Unglück. Denn Friedrich II., Christians Sohn, bezwang, in Verbindung mit seinen Oheimen, den Herzogen von Holstein-Gottorp und von Schleswig, das edle Volk, welches früher gegen den König Johann seine Freiheit glorreichst behauptet hatte. Gegen Schweden führte Friedrich einen siebenjährigen Krieg (1563—1570) wechselvoll, doch am Ende siegreich. König Johann von Schweden, welcher seinem Bruder den Thron geraubt, schloß zu Stettin einen Frieden (1570), welcher Dänemark im Besitz von Jempteland, Herjedalen, Schonen, Halland, Bleckingen und der Insel Gothland ließ, wogegen es seinen Ansprüchen auf die schwedische Krone entsagte.

Auch Friedrichs II. Sohn und Nachfolger, Christian IV. (1588), regierte längere Zeit mit Glück. Doch alles Gute zerstörte wieder des Königs unglückliche Theilnahme am 30-jährigen Krieg. Der harte Friede, den er zu Lübeck (1629) mit dem Kaiser zu schließen gezwungen war, brachte Dänemark tief herab, und noch verderblicher war ein Krieg mit Schweden. Durch unkluge Aufreizung erbittert, griff Schweden, noch während seines Siegeslaufes in Teutschland, Dänemark an. Torstensohn und Horn eroberten vieles Land; eine holländische Flotte unterstützte Schweden. Da sah der König sich zum Frieden von Brömsebroo (1645. 13. Aug.) genöthigt, worin er Jempteland, Herjedalen, Gothland und Oesel für beständig, Halland aber pfandweise auf dreißig Jahre an Schweden abtrat, und diese Macht vom Sundzoll befreite. Auch das Haus Holstein büßte

durch diesen Frieden Bremen und Verden ein. Die Macht Dänemarks war entscheidend gebrochen.

Dagegen erhob sich jene von Schweden zur völligen Präpotenz im Norden. Wasa's Erstgeborener und Nachfolger, Erich XIV. (1560), ließ seinen Bruder Johann, Herzog von Finland, als Verräther erklären, und in's Gefängniß werfen. Auch wüthete er gegen das edle Geschlecht der Sturen, von welchen er den Feldherrn Niels Sture mit eigener Hand ermordete. Vergebens suchte er durch Aeußerungen der Reue, vergebens durch Freilassung Johann's die darüber zürnende Nation zu besänftigen. Es verband sich Johann mit dem dritten Bruder, Karl, dem Herzog von Südermanland, gegen den König (1568); sie setzten ihn gefangen, und ließen ihn des Throns verlustig erklären. Herzog Johann, als König der dritte dieses Namens, bestieg denselben ohne einiges Hinderniß (1569).

Kriege gegen die Russen über Liefland, Esthland und Ingermanland wütheten durch Johanns ganze Regierung. Mit Polen aber hielt er Friede und Freundschaft. Seine Gemahlin, Katharina Jagellona, stimmte ihn nicht blos hiezu, sondern auch zur Geneigtheit für die katholische Kirche. Die schwedischen Protestanten sahen dieses mit Schrecken. Eine dumpfe Gährung ging durch das Reich; des Königs Bruder, Karl, war an der Spitze der Mißvergnügten. Da ließ Johann den unglücklichen Erich, der noch immer im Kerker schmachtete, vergiften; er zitterte vor einem Umschwung der Dinge. Auswärts erhielt er die Wahl seines, in der katholischen Religion erzogenen Kronprinzen, Sigmund, zum König von Polen (1587).

Als Johann ein Paar Jahre darauf starb, wurde Sigmund zwar als König von Schweden erkannt; doch beschloß ein vom H. Karl nach Upsala berufener Reichstag, daß

nur die evangelische Lehre in Schweden dürfte öffentlich vorgetragen, und die Reichsämter nur mit Evangelischen sollten besetzt werden. Sigmund, nachdem er diese Beschlüsse angenommen, empfing die königliche Krönung, ging aber bald nach Polen zurück.

Hierauf ernannten die schwedischen Stände den H. Karl zum Reichsverweser während des Königs Entfernung, und forderten diesen auf zur Rückkehr in's Reich. Ueber diese Zerwürfnisse entstand ein Krieg, worin Sigmund besiegt ward. Endlich ward Karl (1605) auf dem Reichstag zu Norköping zum König erklärt, seinen Söhnen und Töchtern zugleich das Erbrecht ertheilt; doch sollte Jeder vom Throne ausgeschlossen seyn, der eine nicht evangelische Gemahlin wählte.

König Karl IX. behauptete sich zwar. Doch erlebte er den Ausgang der Fehde nicht, und es war, als er starb (1611), noch ein neuer Krieg gegen die Dänen ausgebrochen.

Sein großer Sohn, Gustav Adolf, erst 18 Jahre alt, ergriff unter den drohendsten Stürmen das Ruder mit starker Hand. Zuvörderst ward zu Sioröd Friede geschlossen mit Dänemark (1613). Ein zweijähriger Stillstand mit Polen (1614) gewährte die Zeit zur nöthigen Sammlung der Kraft, und der Friede zu Stolboa (1617) mit Rußlands neuem Beherrscher, Michael Romanow, eingegangen, höchst kostbaren Gewinn. Schweden erhielt Kexholm, Karelen und Ingermanland; die Russen wurden ganz von der Ostsee ausgeschlossen.

Nunmehr ward der Krieg wider Polen erneuert (1617) mit Ruhm und Glück. Ganz Liefland und ein großer Theil des polnischen Preußens wurden gewonnen, in offener Feldschlacht wiederholt und glorreich gesiegt. Vergebens sandte der Kaiser ein Hilfsheer nach Polen. Frankreich und Hol-

land, Gustav Adolfs Waffen nach einem größern Schauplatz lenkend, erwirkten endlich durch kluge Vermittlung einen Waffenstillstand, welcher Liefland, und in Preußen Memel, Elbing und Pillau in Gustav's Händen ließ.

Gustav's Thaten in Teutschland und sein Tod daselbst sind in der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs erzählt worden.

Polen, Preussen und Liefland.

In Polen regierte im Anfang des Zeitraums der weise Sigmund I. (1506—1548), der Jagellone. Unter ihm geschah die Aufhebung des teutschen Ordens in Preußen, und wurde durch den Frieden von Krakau (1525. 8. April) Hinterpreußen dem damaligen Hochmeister, Albrecht von Brandenburg, der sich zur lutherischen Kirche wandte, als ein weltliches, von Polen zu Lehen gehendes Herzogthum überlassen, die schon 1466 geschehene Vereinigung Vorderpreußens mit Polen aber bestätigt. Seit dieser Zeit hat der teutsche Orden nur noch in Teutschland fortgedauert; der jeweils gewählte Hoch- und Teutschmeister, welcher nachmals in Mergentheim seinen Sitz nahm, protestirte fruchtlos gegen die preußische Revolution. In Preußen aber ward die evangelische Kirche herrschend. Erst hundert Jahre später, als Preußen an die Kurfürstliche Linie des Hauses Brandenburg fiel, erschien die Wichtigkeit dieser Revolution.

Wir gehen nach Polen zurück. Auf Sigmund I. folgte dessen Sohn, Sigmund II. August (1548—1572), welcher zu des Reiches großem Unglück den Jagellonischen Stamm beschloß. Unter ihm geschah mit Liefland und Kurland, was unter seinem Vater mit Preußen. Der Orden der Schwertbrüder besaß diese Länder als Verbündeter des teutschen Ordens und demselben mit Pflichten zugethan. Der

Heermeister, Walther von Plettenberg, erhielt jedoch, gegen eine Geldsumme, die Lossprechung von solcher, dem Großmeister geleisteten Eidespflicht und die höchste Gerichtsbarkeit über Liefland (1521). Derselbe führte die Reformation ein. Aber jetzt fiel die Macht Rußlands unter dem schrecklichen Iwan II. über die Schwertbrüder, welche dabei noch mit dem Erzbischof von Riga in einheimischer Fehde lagen. Da entschloß sich Gotthard Kettler — seit 1559 Heermeister — zur Abtretung Lieflands an Polen durch den Vertrag zu Wilna (1561), sich selbst nur Kurland und Semgallen als ein weltliches, von Polen zu Lehen gehendes Erbherzogthum ausbedingend. Solchergestalt erlosch der Orden der Schwertbrüder. Aber für lange Zeit blieben die Länder, die er beherrscht hatte, der Schauplatz des wechselvollsten Kampfes, die vielbestrittene Kriegsbeute der nordischen Mächte.

Erst Sigmund II. August hat die, der That nach wohl schon länger bestandene Vereinigung Lithauens mit Polen durch den Reichstagsbeschluß von Lublin (1569) gesetzlich befestigt. Unter demselben König breitete die Glaubensneuerung sich mächtig im Reiche aus.

Nach dem Tode Sigmund II. August (1572) conföderirte sich der Reichstag, und beschloß, daß kein König sich bei Lebzeiten einen Nachfolger erwählen lassen dürfe. Hierdurch ward er der Wiederholung einer freien Wahl versichert, das Reich aber, bei der anarchischen Gewalt der Landboten, in unvermeidliches Verderben gestürzt. Der Reichstag bestand aus zwei Senaten, aus einem der Magnaten, oder der hohen geistlichen und weltlichen Reichsbeamten, und einem der Landboten, d. i. der Repräsentanten des Adels. Diese letzten rissen, unter dem Titel der Freiheit, die meiste Gewalt an sich. Weil sie alle gleich waren, so meinten sie, sey

Einmüthigkeit der Stimmen nöthig zu einem giltigen Beschluß. Ein einziger Landbote mochte durch seinen Widerspruch den Reichstag zerreißen. Ein Gegenmittel war, daß der Reichstag sich zur allgemeinen Conföderation erklärte; denn bei Conföderationen galt das Stimmenmehr. Es war gesetzlich erlaubt, gegen den König sich zu conföderiren. Unter dem Adel herrschte völlige demokratische Freiheit, der ganze Stand aber herrschte.

Diesem ungebundenen Adel gegenüber stand der, durch mehr und mehr verschärfte Wahlkapitulationen (pacta conventa) beschränkte, mehr und mehr in Einnahmen zurückgesetzte König, ein Ehrenvorstand mehr als ein Beherrscher des Reichs. Ihm war unmöglich, durch Allanz mit einem dritten Stand gegen den Adel sich zu stärken; denn einen dritten Stand gab es in Polen nicht. Die Städte besaßen kein politisches Recht, und die Bauern waren Sclaven. Die polnische Nation war getheilt in Kschetrier und Paria's.

Die nunmehr gänzlich freie Königswahl fiel, nach langem Parteienkampf, auf Heinrich von Anjou, des französischen Königs Bruder. Nach fünf Monaten (25. Jan. bis 28. Jun. 1573) eilte er heim, auf die Kunde von seines Bruders Tod, zur Besitznahme des schöneren französischen Reiches. Da wählten die Polen Stephan Bathory, Fürsten von Siebenbürgen, den Gemahl von Sigmunds I. Tochter, Anna, einen tapfern Krieger, welcher die Russen zur Herausgabe ihrer liefländischen Eroberungen zwang. Sein Nachfolger war (1587) der schwedische Prinz Sigmund III., durch seine Mutter, Katharina, Sigmunds I. Enkel. Derselbe verlor die schwedische Krone, seiner Anhänglichkeit an die katholische Lehre willen. Dieselbe Anhänglichkeit brachte seinen Prinzen Wladislaw um die bereits errungene Herrschaft

über Rußland, wovon das Umständlichere in einem der nächsten Blätter.

Rußland. Iwan II. Wasiliewitsch. Michael Romanow.

In Rußland vollendete Wasilei Iwanowitsch (1505—1533) durch Unterwerfung der noch selbstständig gebliebenen oder gegen das Joch sich auflehnenden einheimischen Fürsten und Städte die bleibende Vereinigung der Russischen Länder unter des alleinigen Großfürsten, oder, wie Er zuerst sich nannte, des „Czaaren" Macht.

Sein Sohn, Iwan II. Wasiliewitsch, mit dem Beinamen „der Schreckliche" (1533—1584) durch den größten Theil seiner fünfzigjährigen Regierung die Bahn des Eroberers wandelnd, begründete allernächst den Riesenbau des Russischen Reiches. Gegen die Tartaren verschiedenen Namens und Stammes, gegen Polen, Schweden und Liefland, gegen die Türken, und nebenbei gegen viele einheimische Empörer schwang er sein gefürchtetes Schwert; sein eigenes Volk wie das Ausland erbebte vor ihm.

Den schwersten und am wenigsten glücklichen Krieg führte Iwan über Liefland (1577 bis 1583), um dessen blutgetränkten Boden sich die nordischen Mächte fast so lang und hartnäckig, als die südwestlichen um Mailand, zankten. Anfangs eroberte Iwan einen ansehnlichen Theil von Liefland; als aber der Heermeister Gotthard Kettler, durch die Russische Uebermacht gedrängt, das ganze Land an Polen abtrat, so vertheidigte sofort dieses Reich solche neue und köstliche Erwerbung, während auch Schweden zur Behauptung Esthlands, welches sich ihm ergeben, seine Heere sandte. Iwan, von allen Seiten gedrängt, ward endlich gezwungen, das verheerte Liefland in dem Sapolschen

Frieden den Polen (1582), den Schweden aber als Preis eines dreijährigen Stillstandes Carelien und Ingermanland zu überlassen. Nach Ablauf des Stillstandes erneuerte sich — unter Iwans Nachfolger — der Krieg mit Schweden, und ward erst durch den Frieden von Teusina (1595) geschlossen, welcher Esthland und Narwa in Schwedischen Händen ließ, dagegen Ingermanland und Kexholm an Rußland zurück brachte. Hiemit endeten sich jedoch die Leiden Lieflands und Esthlands nicht. Ein abermaliger Krieg, vom Jahr 1617 an zwischen Schweden und Polen mit ungeheurer Erbitterung geführt, verwüstete ihre Fluren mit nur weniger Unterbrechung bis zum Stillstand von Altmark, welcher Schweden den Besitz ihres weitaus größten Theils versicherte. Ja, es entbrannte erst noch einmal zwischen denselben Kämpfern die Kriegsflamme in dem unglückseligen Land. Auch Dänen und Preußen mischten sich in den Streit, welchen zuletzt der Friede von Oliva (1660) abermals zu Gunsten Schwedens entschied.

Der zunehmende innere Zerfall des Kaptschackischen Chanats und jenes von Turan öffneten dem Czaar ein weites Feld der Eroberung, und er beschritt es kühn. Das Reich von Casan, welches schon der ältere Iwan unterworfen, empörte sich, ward bezwungen, und Rußland für immer einverleibt (1552). Bald theilte Astrakan dasselbe Loos (1554); auch die Krimmschen Tartaren wurden gedemüthigt — doch verbrannten sie auf einem kühnen Zuge Moskau —; die Baschkiren, Tscheremissen und Tschuwaschen, viele Horden der Wüste, lernten gehorchen. Jermak Timofeow, Häuptling eines Haufens Donischer Kosaken, welchen der Czaar die Plünderung der Karavanen verboten, überstieg das Werchoturische Gebirg, und brach in Sibirien. Rasch schritt die Eroberung vorwärts in dem

unwirthbaren Lande; viele finische Stämme, noch mehrere der Tartaren, auch Kirgisen, Karakalpaken, selbst Stämme der Mongolen und Tungusen unterwarfen sich. Die Samojeden am Eismeer empfingen das Gesetz der Russen; und Iwans Nachfolgrr, Fedor I., erhielt die Huldigung der Völker bis zu den Ufern des Jenisei. Noch später drangen die Russen bis an das östliche Weltmeer und an die Sinesische Grenze.

Von Iwan II., der die Grundmassen so ungeheuren Reiches zusammenbrachte, wird noch sonst gerühmt, daß er Freund der Kultur — fast wie Peter der Große — gewes n. Er veranstaltete eine Sammlung der bürgerlichen Gesetze (Sudebnik), und gab ein neues peinliches Gesetz. Er liebte Handel und Gewerbfleiß, und legte die erste Druckerei in Rußland zu Moskau an (1564).

Doch nur schwach ward durch solche humane Launen und nachahmende Versuche des Despoten die Barbarei verhüllt, die über Rußland lag. Es gab kein Volk in Rußland, blos eine Sclavenheerde. Nicht einmal eine freie Adelsschaar, wie Polen, besaß das ungeschlachte Reich. Einzelne übermächtige Große, Bojaren und Knäse gab es, die nach Umständen furchtbar seyn mochten; doch in der Regel Alle vor dem Großfürsten zitternd, und nur trotzend gegen das niedergetretene Volk. Selbst die Geistlichkeit vermochte wenig; obschon seit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken der Russische Metropolit seine Bestätigung nicht mehr von dem Patriarchen daselbst begehrte, und daher die russische Kirche nach außen der Selbstständigkeit sich erfreute. Denn desto näher liegend wurde die Abhängigkeit von dem Czaar.

Iwans Nachfolger war Fedor I. (1584 — 1588), sein jüngerer Sohn, ein schwacher Fürst, der seinem Schwager

Boris Ghodunow die Zügel des Reiches ließ. Dieser, einsichtsvoll und kräftig, regierte mit Glück, und erhielt, als mit dem kinderlosen Fedor Ruriks achthalbhundertjähriger Mannsstamm erlosch, die Stimmen aller Großen und des Volkes zur Nachfolge.

Vom Ausland geehrt, dem eigenen Volke wohlthätig, herrschte der Czaar Boris; da stürzte ihn plötzlich ein nach Polen entlaufener junger Mönch, Grischka Otrepiew. Derselbe gab sich für den Prinzen Dmitry, den Bruder des Czaar Fedor, aus, welchen schon mehrere Jahre vor des Letzten Tod Boris entfernt, und — wie die Sage ging — hatte umbringen lassen. Bald zog der Betrüger siegreich in die Hauptstadt ein. Daselbst ward er getödtet in einem Aufstand. Aber noch vier andere falsche Dmitry erhoben sich nach einander. Die Polen nahmen sich scheinbar der ersten Betrüger an, doch nur um selbst über das Reich zu herrschen. Sie eroberten Moskau. Da wandte der inzwischen ernannte Czaar Wasilei sich um Hilfe an Schweden, welches sofort seine Krieger nach Rußland sandte, aber, wie Polen, nur nach Beute und Eroberung rang. Der hart bedrängte Czaar, von seinem Volk verlassen, fiel in der Polen Gewalt (1607), und starb als ihr Gefangener. Schon glaubten diese, der Dmitry nicht mehr zu bedürfen, und erzwangen die Wahl des Prinzen Wladislaw, des Sohnes ihres Königs Sigismund, zum Czaar. Große Gewaltthaten begleiteten diese Schritte. Gleichzeitig begehrten die Schweden das Reich für ihren Prinzen Carl Philipp, des Königs Gustav Adolf Bruder.

Endlich ermannten sich die Russen, zumal wurden sie durch den Eifer Sigmunds, die katholische Kirche an der Stelle der griechischen zu erheben, aufgeschreckt und empört. Einige Patrioten sammeln mit äußerster Anstrengung ein

Heer, erobern den Kreml, und treiben durch glückliche Gefechte die Polen aus dem Reich. Jetzt berufen sie die Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels und der Städte zur neuen Wahl eines Herrschers. Die allgemeine Noth heißt alle Privatleidenschaften schweigen, und einmüthig ernennen die Abgeordneten den siebzehnjährigen Jüngling Michael Federowitsch Romanow, Sohn des Erzbischofs Philaret, und durch seine Mutter Iwans II. Enkel, zum Czaar, mit aller Gewalt, die seine Vorfahren besaßen, erblich, ohne allen Vorbehalt oder Beschränkung (1613).

Michael, der Stifter des Hauses Romanow, bestieg dergestalt den Thron des im Innersten erschütterten Reiches. Die Stürme, die von allen Seiten noch brausten, suchte er durch kluge Mäßigung und, obgleich harte, Opfer zu beschwören, die Wiederherstellung der Macht von einer ruhigern Zeit erwartend. Also schloß er mit Schweden zu Stolbowa (1617) Frieden, und mit Polen zu Diwilina (1618) einen gleich nachtheiligen Stillstand, wodurch Smolensk, Severien und Tschernichow an diese feindliche Macht fielen.

Glücklicher war der Czaar Alexei (1645 — 1676), der Sohn Michaels, ein Fürst voll Thatkraft und Einsicht. Nachdem er in zehn Friedensjahren für Ordnung und Ruhe, Gewerbsfleiß und Handel wirksam gearbeitet hatte, trat er mit seinem, durch ausländische Häuptlinge mehr geregelten Heere von neuem wider Polen auf, und zwang es durch sein Waffenglück zu dem harten Stillstand zu Niemez (1656), worin alles, was Polen in den frühern Friedensschlüssen gewonnen, Kiew, Smolensk, Tschernichow und anderes, an Rußland wieder zurückfiel. Alexei nahm sohin auch Klein- und Weißrußland in seinen Herrschertitel auf. Der siegreiche Einfall, welchen um eben diese Zeit die Schweden in Polen

gethan, hatte das letzte zu so schweren Opfern vermocht. Dieser merkwürdige und verwickelte Krieg Karls X. Gustavs, Königs von Schweden, gegen Johann Casimir Wasa, der aus seinem Hause der Letzte den Polnischen Thron besaß, ist die letzte große Begebenheit des Zeitraumes.

Karl X. von Schweden. Friede zu Oliva.

Der Westphälische und Brömsebröer Friede hatte die Präpotenz Schwedens im Norden begründet. Dieselbe wurde noch vermehrt durch das Kriegsglück Karls X. Gustavs, welcher Christinen auf dem schwedischen Throne folgte. Diese Königin, wohl mit körperlichen Reizen und seltenen Geistesanlagen ausgeschmückt, aber den Regierungsgeschäften abhold, launenhaft und mancher Sinnenlust ergeben, überließ theils den alten Beamten, theils neugewählten Lieblingen die Ausübung ihrer Gewalt. Endlich — in einer Anwandlung übler Laune, oder um durch die außerordentliche That zu glänzen — legte sie die Regierung nieder (1654), wurde katholisch, und ging nach Rom, bereute später, wiewohl vergeblich, ihren Entschluß, erregte durch manche regellose That das Mißfallen der Welt, und starb, mit derselben wie mit sich selbst unzufrieden, im Privatstand (1689).

Vor ihrer Thronentsagung hatte sie Karl'n Gustav, Prinzen von Zweibrücken, Gustav Adolfs Schwestersohn, zum Nachfolger erklärt. Dieser Jüngling, vom Vater her der Erbe weniger Dörfer und zweier Schlösser, ergriff kühn das Ruder eines zur Größe emporstrebenden Reiches, und ward sofort der Schrecken des Nordens.

Johann Casimir Wasa, König von Polen, des Königs Johann III. von Schweden Enkel, protestirte gegen die Thronbesteigung des zweibrückischen Prinzen. Karl X. Gustav brach hierauf in Polen (1654), und eroberte in

einem Feldzug fast das ganze Reich. Der schwache Johann Casimir entfloh. Mit dem schwedischen Könige hatte Friedrich Wilhelm, Brandenburgs „großer“ Kurfürst, ein Bündniß geschlossen. Karl Gustav erklärte im Traktat von Labiau (1656. 10. Nov.) das Herzogthum Preußen für unabhängig und frei vom Lehenband. Johann Casimir war indessen zurückgekehrt in sein Reich; aber Karl Gustav und Friedrich Wilhelm siegten in der dreitägigen Schlacht bei Warschau. Polen schien verloren. Ein neuer Feind, Dänemark, gab aber den schwedischen Waffen eine ganz veränderte Richtung.

Der König Friedrich III. von Dänemark, Christians IV. Sohn (1648—1670), als er unter heftigem Widerstreben einer starken Partei zu seines Vaters Nachfolger erwählt ward, mußte eine so harte Handfestning unterschreiben, wie keiner seiner Vorfahren; doch waren Viele, selbst vom Adel, die deren Schädlichkeit erkannten, und in's Geheim zu einer königlichen Partei sich bildeten, an deren Spitze die geistvolle Königin Amalie stand.

Der reißend schnelle Fortgang der schwedischen Waffen in Polen erweckte den Neid und die Besorgniß der Dänen, und die königliche Partei erwartete vom Krieg die Stärkung der monarchischen Gewalt. Also wurde (1657) der Krieg erklärt, Bündniß mit Polen und Holland geschlossen; ein dänisches Heer fiel in Bremen ein. Aber Karl Gustav, seine polnische Siegesbahn verlassend, eilt dem neuen Feind entgegen, jagt ihn aus Bremen, und nachsetzend aus Holstein, Schleswig und Jütland, geht kühn über die gefrorenen Belte (1659) nach Fünen, nach Seeland. Dem Untergang nahe, unterwarf sich Dänemark zu Rothschild (1658. 26. Febr.) dem Gesetz des Siegers. Schonen, Halland, Bleckingen, Bahus, Drontheim, und was auf

Rügen den Dänen gehörte, wurde abgetreten an Schweden, die Befreiung vom Sundzoll bestätigt. Der Herzog von Holstein-Gottorp sollte souverain seyn.

Noch scheint Karl'n Gustav Dänemark nicht genug erniedrigt. Er bricht den kaum geschlossenen Frieden, erobert Kronburg, belagert Kopenhagen, und stürmt wiederholt, wiewohl vergebens, die edle Stadt, an deren Schicksal jenes des Reiches hängt.

Doch schon war Brandenburg, vom Bunde mit Schweden sich lossagend, auf die Seite von dessen Feinden getreten. Polen, in dem Traktat von Welau (1657. 19. Sept.), hatte die Unabhängigkeit Preußens anerkannt, auch mit Lauenburg, Butow und Elbingen, die neue Allianz bezahlt. Die Kriegsvölker des Kurfürsten, vereinigt mit jenen des Kaisers, brachen in Pommern (1659); die Schweden, nach dem Verlust ihrer meisten Eroberungen, vertheidigten kümmerlich ihr eigenes Land. Da stürzte sich Karl Gustav verwüstend über Norwegen, starb aber plötzlich (1660. 23. Febr.), einem fünfjährigen Knaben, Karl XI., das Reich hinterlassend. Doch blieb das Schrecken der schwedischen Waffen. Daher bestätigte Dänemark gerne in dem Vertrag von Kopenhagen (1660. 6. Jun.) beinahe alle Verwilligungen, die es in jenem von Rothschild gethan; und Polen entsagte zu Oliva 1660. 23. Apr. nicht nur seinen Ansprüchen auf Schweden, sondern auch auf fast ganz Liefland, auf Esthland und Oesel. Der Friede von Cardis endlich, mit Rußland geschlossen (1661. 21. Jun.), erneuerte die Bedingungen jenes von Stolbowa. Der Kaiser und Brandenburg wurden im Frieden von Oliva mit eingeschlossen, Schwedens Präpotenz im Norden war befestigt.

Von der Schweiz.

Den lebhaften Antheil, welchen die Eidgenossen an den Kriegen über Italien, so wie an den großen europäischen Verhältnissen genommen, haben wir schon früher erzählt. Mit dem Blut vieler Tausende ihrer Söhne, mit dem Verluste der Sitten-Einfalt, mit mannigfaltiger Verschlechterung ihrer einheimischen Verfassung hatte dabei die Schweiz den Besitz einiger mailändischer Landschaften, als Palanza, Bellinzona, welche den drei Urkantonen, so wie Lugano, Locarno und Valmaggia, die den 12 alten Orten gemeinsam zufielen, erkauft, und hatten auch die Bündtner die Thäler von Veltlin, Chiavenna und Bormio erworben.

Durch viele traurige Erfahrungen belehrt, entsagten endlich die Schweizer der thätigen Einmischung in die europäischen Händel. Aber das System der Verdingung ihrer Jugend in fremde — zumal Französische, doch auch in Holländische, Spanische u. a. — Kriegsdienste dauerte fort, und brachte unnennbares Verderben. Die Söhne eines freien Vaterlandes gaben sich hin um einen schlechten Geldpreis zu Waffenknechten fremder Fürsten; sie vergaßen die heimische Sitte, vergaßen die reinen Begriffe von Ehre und Tugend, und tauschten den Stolz des freien Mannes an die Eitelkeit einer glänzenden Knechtschaft. Selbst erbärmliche Ordensbänder und Adelsbriefe machten die sonst freiheitsstolzen Schweizer zu Sclaven des Auslandes. Die erste vollständige „Kapitulation" über solchen Kriegsdienst schloßen im J. 1553 die katholischen Orte mit K. Heinrich II. von Frankreich, welchem sie in einem Jahr 10,000 Söldner stellten.

Auch der Glaubensneuerung in der Schweiz, der folgenreichen Lehren Zwingli's und Calvin's haben wir

bereits oben gedacht. Das Band auch der politischen Einigkeit ward zerrissen durch den Glaubensstreit. Aber eine ansehnliche Vergrößerung der Macht wurde mittelbar durch denselben bewirkt. Die reiche, gewerbsame, den Künsten freundliche Stadt Genf entzog sich der Oberherrlichkeit ihres Bischofs, so wie der angemaßten Hoheit Savoyen's, und erklärte sich zum Freistaat (1536), mit welchem sofort Bern und später die übrigen Eidgenossen sich verbündeten. Bei dieser Gelegenheit war es, daß Bern im Krieg wider Savoyen die herrliche Waadt eroberte.

Bei fortschreitender Erbitterung der Genossen der alten und neuen Kirche schlossen endlich, durch den päpstlichen Nuntius aufgefordert, die sieben katholischen Orte, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Solothurn und Freiburg, einen eigenen Bund unter sich, der goldene oder der borromäische geheißen (1586). Jetzt hielten auch die Evangelischen enger zusammen. Es waren zwei feindliche Staatensysteme in der einen Schweiz.

Während des dreißigjährigen Krieges ward Graubündten durch eine Fehde mit Oestreich in große Noth gebracht, ja ein großer Theil des Landes dem stolzen Hause unterworfen. Aber Frankreich half ihm zur Wiedereroberung der Freiheit.

Im Westphälischen Frieden (1648) endlich wurden die Schweizer durch völliges Aussprechen ihrer völligen Unabhängigkeit vom teutschen Reich als eigener, für sich bestehender Staatskörper völkerrechtlich anerkannt.

Gleich darauf wurden mehrere Kantone, insbesondere Luzern, Bern, Solothurn und Basel, durch einen heftigen Aufstand der Bauern verwüstet. Dieselben begehrten im Grunde nichts anders, als was die ersten Stifter der Eidgenossenschaft, nämlich Befreiung von herrischer Gewalt

und Gleichheit des Rechtes. Aber die Stadtregierungen, dem Prinzip ihres eigenen Daseyns untreu, verlangten Herrenrecht fortzuüben über das unglückliche Landvolk. Sie vermeinten, die rechtmäßigen Erben der Herren zu seyn, die sie gestürzt hatten, in allen herkömmlichen Ansprüchen der Feudaltyrannei, und sie nannten Empörung, was nichts Anders war, als erweiterte Anwendung ihres eigenen Grundsatzes, als Behauptung des unverjährbaren Menschenrechtes. Nach großem Blutvergießen und nicht geringer Arbeit des Henkers ward das alte Joch mit vermehrter Last auf den Nacken der Ueberwundenen gelegt.

Von Italien.

Auf die wechselnden Machtverhältnisse des obern und mittlern Italiens hatte, nächst den großen europäischen Mächten, zumal der päpstliche Hof einen entscheidenden Einfluß. Nicht nur war die Politik der Päpste als solcher geschäftig, das Gebiet der Kirche fortwährend zu erweitern; sondern auch der Nepotismus dieser Päpste schuf — oft mit Schaden der Kirche — zur bleibenden Verherrlichung ihrer Familien neue Fürstenthümer und Herrschaften.

Also ward von Papst Paul III. Farnese das Herzogthum Parma und Piacenza für seinen eigenen Sohn Piero Lodovico errichtet. Der Sohn des neuen Herzogs war Ottavio Farnese, welchem Karl V. seine natürliche Tochter, Margaretha, vermählte, wodurch die Herrschaft befestigt ward. Sie ging nach Ottavio's vierzigjähriger Verwaltung an seinen großen Sohn, Alessandro Farnese, über, dessen glänzende Thaten als Feldherrn K. Philipps II. die allgemeine Geschichte erzählt.

Auch der herzogliche Stuhl von Florenz wurde meist durch des Papstes Hilfe erbaut. Zwar hatte der Mediceer

edles Haus aus den Tugenden seines Stifters, Cosmus, des Vaters des Vaterlandes, den Anspruch der Herrschaft geschöpft, und Lorenzo, dessen vortrefflicher Enkel, gegen den feindseligen Papst Sixtus IV. sich in der Herrschaft behauptet. Aber schon der Sohn des letzten wurde vertrieben, und die Form der Republik wieder hergestellt. Als aber in den schlechtgeregelten Freistaat die Wuth der Parteien große Zerrüttung brachte, so gelang es dem Papste Julius II., die Brüder Piero's, Julian und Johann, durch Waffenmacht in die ehevorige Gewalt ihres Hauses wieder einzusetzen. Von diesen Brüdern bestieg sodann Johann selbst, unter dem Namen Leo X., den päpstlichen Stuhl, und befestigte durch seinen vielvermögenden Einfluß Julians und, nach dessen Tod, Lorenzo's, seines Neffen (von Piero), monarchische Gewalt.

Für diesen Lorenzo hat Nicolo Macchiavelli sein berühmtes Buch „der Fürst“ geschrieben. Die böse Kunst, eine Herrschergewalt zu erlangen, zu behaupten und auszubreiten, wird darin mit Meisterzügen geschildert.

Doch Lorenzo war nicht vergönnt, die gefährlichen Lehren Macchiavell's in Ausübung zu setzen. Er starb im 27sten Jahre seines Alters (1519). Mit ihm erlosch die eheliche Nachkommenschaft des großen Cosimo. Der Kardinal Julius, ein natürlicher Sprößling, erhielt jedoch mit kaiserlicher Hilfe in Florenz das Ansehen des Hauses. Derselbe, als er Papst ward, als solcher Clemens VII. genannt, anfangs Feind des Kaisers, schloß endlich einen Bund mit ihm wider die Freiheit von Florenz. Alessandro Medicis, natürlicher Sohn des jüngern Lorenzo (oder des Papstes selbst) sollte Herr der Republik werden. Des Kaisers natürliche Tchter war ihm vermählt. Vergebens war der durch zehn Monate fortgesetzte, heldenkühne Widerstand der Florentiner;

sie mußten Alessandro Medicis als ihren erblichen Herrn erkennen (1530).

Alessandro ward ermordet durch einen Verwandten nach bloß siebenjähriger Gewalt.

Da erhob sich abermals ein Cosimo, ein Abkömmling des Bruders des ersten großen Cosimo, und bemächtigte sich, noch ein Jüngling, der Zügel des Staates (1537). Seine ganz monarchische Verwaltung war kraftvoll und glücklich; nur über seiner Familie waltete ein tragisches Schicksal. Er erwarb den ganzen Staat von Siena, und erhielt von P. Pius V. den Titel „Großherzog" (1569), welchen jedoch Kaiser Maximilian II. erst seinem Sohne bestätigte.

Dieser Sohn, Franzesko (1576—1587), von demselben Schicksal verfolgt, starb vergiftet. Sein Bruder Fernando, der Kardinal war, folgte ihm nach (1587—1609), und wurde der Erneuerer des Regentenstammes. Florenz, auch nachdem es das Andenken der Freiheit verloren, blühte fort durch Kunstsinn und Gewerbfleiß, eine der edelsten Zierden Italiens. Der Großherzog selbst, wie seine Vorfahren, galt für reicher als Könige und Kaiser, und vermehrte seine Schätze durch selbstgeführten, ausgebreiteten Handel. Auch unter seinem Sohne, Cosimo II. (1609—1621), erhielt sich der Flor; dann aber, unter der fünfzigjährigen Regierung Fernando's (1621—1670), erhob sich der Mönchsgeist, und mit ihm kam Verfinsterung und Landesnoth.

Die Schicksale Neapels, Siciliens und Mailands, auch Venedigs, Genua's und anderer Staaten sind schon in den allgemeinen Geschichten erzählt worden.

Zweiter Zeitraum.

(Achter Zeitraum der gesammten Weltgeschichte.)

Geschichte vom westphälischen Frieden bis zur französischen Revolution.

Vom J. 1648 — 1789.)

I.

Vorläufiger Ueberblick.

Allgemeine Weltlage. Charakter des Zeitraums.

Nicht länger ist die Religion das große Triebrad der Hauptbewegungen der Völker im Krieg und Frieden. Die Politik ist es — die kalt berechnende, wohl auch oft die kleinlichen Leidenschaften und blinder Gier dienende. — Als ihre leitende Idee bei den guten Staatsmännern erscheint fortwährend das Gleichgewicht in Bezug auf die äußeren und allgemeinen Angelegenheiten, die Erhöhung des National-Reichthums in Rücksicht der innern und eigenen. Auch die wechselseitige Hilfeleistung der äußern und innern Politik wurde erkannt, was den Eifer für die Zwecke beider erhöhte; aber

Engherzigkeit und Selbstsucht, Unverstand und Rechtsverachtung verrückten unabläßig das Ziel; und bei der zunehmend vielseitigern Verschlungenheit der Interessen und der ausgebreitetern Wechselwirkung der Staaten unter einander büßten oft zwanzig Völker die Sünden einer Regierung.

Gleich im Anfange des Zeitraums, und 50 Jahre hindurch, wurde das Gleichgewicht der Macht, das Palladium des öffentlichen Rechtszustandes, heftig bedroht durch K. Ludwigs XIV. Ehrsucht und Vergrößerungsgier. Als diese dringende Gefahr vor Frankreichs Uebermacht, unter den größten Leiden der Völker, durch Klugheit, Beharrlichkeit und Glück endlich beschworen worden, so fand das System eben durch die Fruchtlosigkeit der Versuche, welche Ludwig gethan, es umzustoßen, sich noch besser befestigt als zuvor. Es fehlte jetzt an Muth, nicht minder als an Kräften, einen unmittelbaren Angriff darauf zu wagen. Dagegen dauerte das Streben Aller nach Vergrößerung fort; aber man war behutsam, in Ansprüchen gemäßigter, in der Ausführung zurückhaltender. Man erlaubte sich wohl Gewaltthätigkeiten gegen einzelne Staaten, nicht leicht aber eine offene Beleidigung Europa's. Auch suchte man auf dem Weg der verbesserten einheimischen Administration seine Kräfte zu vermehren, friedliche Eroberungen auf dem eigenen Boden durch erhöhte Kultur und Industrie zu machen, und sich also zu gelegentlichen kriegerischen Unternehmungen vorzubereiten.

Aber auch was nur mittelbar oder von ferne das Gleichgewicht oder den völkerrechtlichen Besitzstand bedrohte, ward Gegenstand der Aufmerksamkeit Aller, und wo es nöthig schien, der Dazwischenkunft durch Vermittlung, Bündniß und Gegenbündniß oder Krieg. Die meisten Friedensschlüsse — jetzt nicht mehr durch das Machtwort eines Siegers diktirt — waren das Resultat vielseitiger Uebereinkunft, und kein

Staat mochte anders einer Erwerbung als eines gesicherten Gutes sich erfreuen, als durch die Billigung Aller oder der Meisten.

Doch diese künstliche Politik hat auch schwere Opfer gekostet, und ist gar manchmal auf schlimme Abwege gerathen. Wohl hat sie hie und da einen Krieg durch Unterhandlungen niedergeschlagen, dagegen aber die Fackel von zehn andern, die ohne sie auf die Grenzen zweier Länder beschränkt geblieben wären, über halb, ja über ganz Europa und über die fernsten Welttheile geschleudert. Auch hat ihr Prinzip, Erhaltung des Gleichgewichts, oft den ungerechtesten, engherzigsten Anfeindungen, den selbstsüchtigsten Unternehmungen zum Vorwande gedient. Der Stärkste entschied dann zuletzt, was das Gleichgewicht erheische.

Zudem zernichtete dieses Prinzip, dessen Forderungen eine kleine Zahl von Gewaltigen als alleinige Richter aussprachen, vollends alles Gewicht der Volksstimme, d. h. der eigenen Interessen und Neigungen der Völker. Die europäische Menschheit, wie eine Anzahl willenloser Heerden, sah sich zerrissen, vereinigt zugezählt, vertauscht u. s. w., so wie es ihre Eigner und Treiber für gut fanden. Nie ward einer Nationalverbindung, nie einer beschworenen Treue, nie einer freien Liebe Rechnung gepflogen; das einzige, traurige Band, welches die Völker vor weiterer Zersplitterung bewahrte, blieb das sie zur Sache herabwürdigende, dem Privatrecht gleichgeachtete fürstliche Erbrecht. Die Freiheit Europa's sank herab zum gesicherten Besitzstand der regierenden Häuser.

Solche Vergessenheit oder Geringschätzung der Völker-Rechte im Allgemeinen und im Felde der äußern Politik wirkte niederschlagend auch auf die innere Freiheit der einzelnen Völker. Zusehends wurde ihr Rechtszustand gegenüber

dem Throne schlimmer, die im Allgemeinen voranschreitende Aufklärung und in ihrem Geleite die Humanität, Ehrliebe, Einsicht, oder im Grund die bloße Gnade der Herrscher blieb fast ihr einziger Trost.

Auch das scheinbar rein wohlthätige Streben nach Vermehrung des Nationalreichthums hat großentheils böse Früchte getragen. Nicht nur hat das vermeintliche Recht der Bevormundung, oder Leitung der Privatwirthschaften der Bürger zu tiefgehenden Eingriffen in die National- und persönliche Freiheit verleitet; nicht nur ist durch ungeschicktes Hemmen und Treiben der natürliche Gang der Industrie aufgehalten, unterdrückt oder mißleitet worden; sondern bei dem Mangel richtiger Ansichten von Staats- und Nationalreichthum, so wie von den Quellen und Hilfsmitteln desselben gewann auch bald die seltsame Idee die Oberhand, daß der Reichthum in Geld bestehe, und daß nur Mehrempfang an Geld Gewinn sey. Daher schätzte man nimmer den wahren Werth der Waaren, die durch den äußern Handel eingingen, sondern bloß die Summe, die man dafür hinausbezahlte, und man hielt sich selbst nur in dem Maaße für reich, als man weniger Geld an Fremde entrichtete, oder mehr Geld von denselben empfing. Man glaubte also nur reich werden zu können durch den Verlust der mit uns Handelnden, und setzte durch diese einseitige Ansicht sich in ein feindseliges Verhältniß gegen Alle. Eine allseitige und consequente Durchführung des auf diese Ansichten gebauten Systems, möglichst viel und theuer an Fremde zu verkaufen, und möglichst wenig oder gar nichts von ihnen zu kaufen, würde die Zernichtung alles Handels oder doch dessen Beschränkung auf die Gegenstände des unentbehrlichsten Bedürfnisses bewirkt haben. Aber eine glückliche Inconsequenz der Regierungen oder vielmehr die Natur der Dinge ließ es nicht zu solchem Aeußersten kommen,

und ausdrückliche Verträge oder stillschweigende Gestattungen bewahrten wenigstens einen Theil der von Verkehrtheit angefeindeten Handelsfreiheit.

Die Gewinnste des äußern Handels jedoch so wenig als jene der einheimischen Industrie kamen unverkümmert denjenigen zum Guten, deren Talent, Fleiß oder Glück sie errungen hatte. Die Finanz schlug ihre gierigen Hände darauf, und zog sie mit steigender Geschicklichkeit in ihren fortan gefräßigeren Schlund. Auch war sie es vorzüglich, um derenwillen die Regierungen Landbau, Gewerbfleiß und Handel möglichst zu heben suchten. Allmälig verwandelte sich die Rechtsfrage: wie viel man von dem Bürger an Beiträgen für den Staatszweck fordern dürfe? in die wirthschaftliche: wie viel man ihm — unbeschadet seiner Forterhaltung oder der fortlaufenden Produktion — nehmen könne? d. h. also: wie viel man ihm unumgänglich lassen müsse? — Ja, es waren dieses noch die besseren Financiers, welche also fragten; denn Viele nahmen schlechthin weg, wo etwas zu nehmen war, unerschöpflich in Erfindung neuer Steuerarten, d. h. neuer Mittel des Habhaftwerdens, aber unbekümmert um die Noth des Besteuerten, unbekümmert selbst um den nachhaltigen Ertrag. Es wurden also — die begünstigten Klassen ausgenommen — die Bürger, bei aller Zunahme des Landbaues und der Industrie, im Grunde nicht reicher als zuvor, vielmehr ärmer, aber sie trugen dem Staate — oder dem Herrn — mehr ein. Auch galt es für die Probe der staatswirthschaftlichen Weisheit, dieses Ertrages Summe möglichst zu erhöhen.

Aber mit aller Kunst und mit aller Erpressung gelangte die Finanz nicht dahin, die stets unmäßigeren Bedürfnisse der Regierungen zu stillen. Die seit Ludwig XIV. und nach seinem verführerischen Beispiel unerhört gesteigerte Hof-

pracht, mehr noch das unaufhaltsam fortschreitende Unwesen der stehenden Heere lagerten sich vampyrartig über die Länder Europa's, den Völkern das Herzblut aussaugend. Aller Segen der Natur und alle Früchte der Emsigkeit reichten nicht hin zur Sättigung der Höfe und der Soldaten. Selbst in den Zeiten der Ruhe nicht, weit weniger in jenen des Kriegs oder ungewöhnlicher Bedrängniß. Da fing man an, auf die Erndten der Zukunft zu greifen, auf die kommenden Geschlechter zu wälzen, was das lebende zu tragen unfähig oder zu übernehmen ungeneigt war, und alles Besitzthum, gegenwärtiges und zukünftiges, mit einer drückenden, ungemessenen Hypothek zu beschweren. Das System der Staatsschulden und des Papiergeldes, obwohl tadellos und heilsam in Zeiten unabwendbarer Noth und überhaupt in weise geregelter Anwendung, hat durch seine ungeheure Uebertreibung, wozu es den Leichtsinn reizte, und zumal in Verbindung mit dem System der Subsidien, unsägliches Unheil erzeugt. Es hat insbesondere zur gewissenlosesten Verschwendung ermuntert, Despotendruck und Eroberungskriege leichter gemacht, die Allgewalt des Geldes vermehrt, die Ungleichheiten des Privatvermögens furchtbar gesteigert, und den Werth von allem Gut und von aller persönlichen Erwerbsthätigkeit einem beständigen Schwanken preisgegeben.

Dennoch erhielt sich und hob sich zusehends der Flor der meisten europäischen Länder. Zwar schmachtete der Kolone noch in den Fesseln der Leibeigenschaft, und nicht nur für ihn reiften die Erndten, die er im Schweiß seines Angesichtes dem Boden entlockte; aber die Erndten wurden doch reicher durch die Anwendung mancher trefflichen Erfindung und der goldenen Lehre der Wissenschaft auf den Ackerbau, nicht minder durch häufige Urbarmachung öden Erdreichs und durch

Verpflanzung nützlicher Gewächse von Welttheil zu Welttheil. Noch weit mächtiger und schneller vervollkommneten sich Gewerbfleiß und Handel. Die mathematischen und Naturwissenschaften verschmähten es nicht, durch wohlthätige Strahlen ihres Lichtes die Werkstätten des gemeinen Handwerkers, noch mehr des Fabrikanten und Künstlers zu erhellen und zu beleben; die zunehmende Bevölkerung verlieh den Manufakturen Hände, die sich emporhebende Agrikultur den Stoff, und die Gunst der Regierungen mannigfaltige Ermunterung. Und ganz ausgeschlossen von den allgemeinen Wirkungen des steigenden Reichthums und der vermehrten Produktion konnten auch die niedrigsten Klassen nicht werden. Schon der Kartoffelbau sicherte vor gänzlicher Hungersnoth; der vermehrte Weinbau gewährte in gesegneten Ländern dem Bauern und Handwerker, wenigstens an Festtagen, einen Labetrunk, und der wohlfeile Tabak auch dem Dürftigsten eine tägliche Erquickung; überall endlich ward der Luxus der Reichen eine unversiegliche Nahrungsquelle für die Armen.

Minder wohlthätig wirkte der Luxus auf Charakter und Sitten. In großen Städten zumal, in den Treibhäusern und Tummelplätzen aller Leidenschaften und Lüste, wo Reichthum und Armuth in den grellsten Gegensätzen sich allenthalben berühren, wucherten die Giftpflanzen des Uebermuthes und der Niederträchtigkeit, der Schwelgerei und des Neides, der Rechtsverachtung und der Wegwerfung Seiner selbst. Nur in dem glücklichen Mittelstande, während in der Höhe und Tiefe Sünde und Verworfenheit vorherrschten, blieb Tugend und edlere Sitte.

Die jetzt mit steigender Lust den zeitlichen Interessen zugewandte Welt wurde wenig mehr durch Religionskriege und blutige Verfolgung erschüttert. Die Kirchen genossen der Ruhe, und eines stillern, der Entwicklung manches Guten

günstigeren Lebens. Zwar der Geist der Duldung und Liebe war noch keineswegs in die Gemüther gedrungen; Haß, Engherzigkeit und theologischer Wahnsinn erstarben nicht. Aber die streitenden Kirchen hatten doch einen Boden des äußern Rechtes gewonnen, dessen Angriff bedenklich schien; und bei den Lenkern der Staaten übertönten jetzt die Berechnungen der Politik den Ruf der Schwärmerei. Aber es trat an ihre Stelle, zumal in den höhern Klassen der Gesellschaft, Indifferentismus und Frivolität. Die Priester hatten ihre Allmacht verloren; aber Soldaten herrschten jetzt vor in der von Ideen nur wenig mehr bewegten Welt. Keine Periode ist so arm an gemüthlichen oder geistigen Triebrädern; von einem Willen, von einem selbstständigen Leben der Völker kaum mehr eine Spur; alle Bewegung geht von den Höfen aus, ihre Hebel sind Intriguen, Geld und Waffen. Erst gegen das Ende des Zeitraums beginnt wieder das Wehen eines edleren Geistes, des Geistes der Freiheit und der Humanität. Eine hoffnungsreiche Saat des Guten entkeimt bereits solchem lebenskräftigen Wehen, und in der neuen Welt, wohin frühe sein schöpferischer Odem gelangt, reift durch ihn wunderschnell die erste, herrliche Frucht.

Es war aber dieser Geist selbst das Kind der Wissenschaft, deren stille Forschung einen überschwänglich von Geschlecht zu Geschlecht sich mehrenden Schatz der Erkenntniß zu Tage gefördert, deren vielstimmige Lehren das wohlthätige Licht in allen Klassen der Gesellschaft verbreitet hatten. Sie, die segenbringende, die an köstlichen Gaben unerschöpfliche Wissenschaft und Kunst hatte allein alles Uebel zu vergüten, welches in den meisten Sphären des Zustandes Höfe und Soldaten, Erschlaffung und Machtgebot über die Menschheit gebracht hatten. Ihr glückliches Fortschreiten ist die erfreulichste, ja die fast einzig erfreuliche Seite der Geschichte dieses

Zeitraums. Sie erhielt das geistige Leben unter dem steigenden bürgerlichen Druck; sie heilte unermüdlich die Wunden der Kriege, wie jene der schlechten Staatsverwaltung; sie reichte den erwerbenden Klassen die Mittel zum Tragen der Staatslasten, und machte die Verschwendung der Fürsten durch goldbringende Erfindungen gut; sie gab den Sitten Sänftigung, den Genüssen Reiz, den Mühen Linderung; sie vervielfältigte die Berührungen unter den verschiedensten Klassen der Gesellschaft, milderte die grellen Ungleichheiten des historischen Rechtes, und setzte der Geburtsaristokratie die edlere der Geistesbildung heilend zur Seite. Sie endlich kämpfte unerschrocken und erfolgreich wider den Mißbrauch der Gewalt, wider die Rechtsverachtung und wider den Hochmuth der Starken. Ihr und der Bücherpresse entstieg ein geläuterter öffentlicher Geist, und die wundervolle Macht der öffentlichen Meinung, der letzte Trost und die letzte Hoffnung der Gedrückten.

Eintheilung. Erster Abschnitt. Die Zeiten Ludwigs XIV.

Den ersten und längsten Zeitabschnitt unserer Periode bildet die Regierung Ludwigs XIV. K. v. Frankreich. Weit über ein halbes Jahrhundert währte in den europäischen Verhandlungen der vorherrschende Einfluß dieses mächtigen und ehrgeizigen Königs in Frieden und Krieg. Die durch die vorausgegangenen Bürgerkriege genährten, gesteigerten Thatkräfte des französischen Volkes lenkte der König mit unbestrittener Vollgewalt zum selbstgewählten Ziel. Freudig und begeistert stürzte die kriegerische, eitle, leicht entzündliche Nation auf die ihr durch den bewunderten Monarchen geöffnete Bahn des Ruhmes und der Größe. Gleichzeitig erhoben sich Kunst, Wissenschaft und feinere Sitte, die politische und

kriegerische Ueberlegenheit durch jene des Geschmackes und aller geistigen Talente vermehrend. Durch seine Sprache und Mode herrschte Frankreich viel weiter noch, als der Schrecken seiner Schlachten reichte, oder die Schlauheit seiner Unterhändler.

Dagegen versanken die sonst gefürchteten Nebenbuhler Frankreichs mehr und mehr in Thatlosigkeit und Schwäche. Die Spanische Regierung, in allen Dingen ein Muster der Erbärmlichkeit, wußte durch eigene Kraft kaum eines Streiches mehr sich zu erwehren; jene von Oestreich unter dem Kaiser Leopold I. (welchen die Schmeichelei mitunter den Großen nannte!) glich der erstern an Schlaffsucht und an Verkehrtheit. Zudem beschäftigten die Türken und die rebellischen Ungarn die noch übrigen Kräfte. Nur in fremdem Schutze — in jenem des teutschen Reiches, das zwar als Ganzes ohnmächtig, jedoch von bedeutendem Gewicht durch die selbstständige Kraft einzelner Theile oder Stände war, dann in jenem der Holländer, jetzt der großmüthigen Freunde des ihnen nimmer gefährlichen Hauses, endlich im Schutze Englands, dessen Richtung jedoch im kläglichen Schwanken durch die unlautere Politik seiner Könige war — beruhte die Hoffnung der einst so stolzen und weltgebietenden Macht. Von den nordischen Kronen Dänemark und Schweden war abwechselnd je eine und die andere Frankreich oder dessen Feinden verbündet, was die Bedeutung beider aufhob. Von den kleineren Staaten dienten mehrere aus Furcht oder Hoffnung dem Interesse Frankreichs; Rußlands Stimme aber tönte noch wenig in die Ferne; und der Sultan war des Königs Freund.

In zwei großen Kriegen gegen das verbündete halbe Europa errang also Ludwig wenn nicht entscheidenden, doch glänzenden, auch durch kostbare Eroberungen belohnten Sieg,

und riß sodann im Frieden, übermüthig und mit unerhörter Gewaltthat, noch weitern Raub an sich. Der dritte große Krieg begann unter böser Vorbedeutung für seine zagenden Feinde; als eine plötzliche Umwälzung, welche das unpopuläre Haus Stuart vom englischen Throne stieß und auf denselben Hollands staatsklugen, standhaften und tapfern Statthalter, den für Europa's Freiheit begeisterten Prinzen Wilhelm III. von Oranien hob, das Uebergewicht in die Schale dieser Feinde legte, und dem alternden Ludwig, wiewohl erst nach wechselvollem Kampfe, die lang verschmähte Lehre der Mäßigung einschärfte.

Schon im dritten großen Krieg und im Frieden zu Ryßwik (1697), welcher denselben endete, ward das geänderte Verhältniß kund; mehr noch im darauffolgenden, weit wichtigern Krieg über die spanische Erbfolge. In demselben kam Frankreich, nachdem es die äußersten Anstrengungen gethan, durch schwere Niederlagen und gehäuftes Unglück so tief herab, daß es den Frieden um jeden Preis von seinen jetzt trotzigen Feinden, ja von den einst verachteten Holländern, demüthig erbat, und als die Bitte verworfen ward, seine Rettung nicht in eigener Kraft, sondern bloß in einem unerwarteten Umschwung der äußeren Verhältnisse fand.

Aber obschon der Friede zu Utrecht (1713), dem jener von Rastadt und Baden folgte, Ludwigs Enkel, Philipp von Anjou, auf dem Thron von Spanien festsetzte, und somit Frankreich stolz den Hauptpreis des Kampfes davon trug, so heilte dennoch solcher Triumph seine innere Erschöpfung nicht; wogegen die Beute, die seinen Feinden zu Theil ward, deren Macht bedeutend stärkte. Beim Tode des großen Ludwig war sein Reich, an und für sich und verglichen mit den Nachbarstaaten, schwächer als er aus Mazarini's Händen es übernommen hatte.

Gleichzeitig mit dem Spanischen Erbfolgekrieg und noch acht Jahre über dessen Schluß hinaus dauernd war der große Nordische Krieg. Eine völlige Veränderung der politischen Verhältnisse in Norden und Nordosten wurde durch denselben bewirkt. Schweden, von seinem verwegenen König Karl XII. anfangs auf den Gipfel des Ruhms und der Macht erhoben, stürzte bald durch dessen selbstverschuldetes Unglück in unheilbaren Ruin. Dagegen machte Rußland, durch seinen großen Czaar Peter I., wie mit einem Zauberschlag in die Reihe der civilisirten Mächte gestellt, seine erwachte Riesenkraft kund, auf die Wage der europäischen Staaten plötzlich ein neues Hauptgewicht werfend, und dadurch alle bisherigen Berechnungen verrückend; während auch das neugeschaffene Königreich Preußen zwar geräuschlos, doch den Keim großer Dinge beherbergend, als selbstständige Macht auftrat, und in das politische System eine weitere Verwicklung brachte. Für jetzt zwar diente Preußen in den großen europäischen Dingen noch meist dem Interesse Oestreichs, die eigenen Zwecke mehr nur im engeren Kreise verfolgend. Rußland, auf Unkosten Schwedens an die baltischen Gestade vorgerückt, und schon früher das schwarze und das kaspische Meer, so wie das weiße und das Eismeer und jenes, welches das nordöstliche Asien und Amerika scheidet, berührend, Grenznachbar Sina's und Norwegens, so wie Persiens, der Türkei und Polens, drohte Westeuropa von ferne. Zur Zeit noch hielt seine wild despotische Verfassung und mehr noch die trotz Peters Schöpfungen über der Masse der Nation fortlastende Barbarei seinen weitern Fortgang auf; nur die Nachbarn fühlten seine Stärke.

Zweiter Abschnitt, von Ludwigs XIV. Tod bis auf jenen Karls VI.

Im zweiten Zeitabschnitt, von Ludwigs XIV. Tod (1715) bis auf jenen Kaiser Karls VI. (1740) reichend, vertraute Europa, ermattet durch die langen Kämpfe um das Gleichgewicht, dessen Forterhaltung jetzt mehr der Diplomatie als den Waffen. Auch ward durch die Kunst der Unterhandlung mancher Hader beschwichtigt, manchem Angriff durch kluge Allianzen zuvorgekommen, und schon ausgebrochene Kriegesflammen wieder glücklich niedergeschlagen. England zumal that sich hervor in solcher Kunst. Indessen erscheint, ungeachtet des hierdurch vorherrschenden äußern Friedens und innern Ruhestandes, das Schicksal der Völker, in keinem andern Zeitabschnitt wie in diesem, so kläglich abhängig, nicht nur von der persönlichen Thatkraft, oder von der militärischen und politischen Macht der Häupter, sondern von den zufälligen Interessen, von den kleinlichen Neigungen und Leidenschaften derselben. Vergebens hatte Ludwig XIV. das Blut und die Schätze seiner Nation verschwendet, um Spanien an sein Haus zu bringen. Die gehoffte Allianz der beiden Kronen scheiterte an des Regenten von Frankreich und des Königs von Spanien rein persönlicher und in zufälligen Verhältnissen begründeter Abneigung. Ohne Englands und anderer Mächte starke Dazwischenkunft hätten die beiden Völker darüber ihr Herzblut vergossen. Desselben Königs von Spanien Weib, um den geliebten Söhnen, denen das väterliche Reich nicht zukommen sollte, eine der Mutter Stolz entsprechende Versorgung zu verschaffen, brachte wiederholten Krieg über Italien, ja über halb Europa.

Also wurden in einer Zeit von zehn Jahren (von 1721—1731) durch eine wenigstens gleich große Zahl von Friedens-

schlüssen, Allianzen, Traktaten und Kongressen die allgemeinen Verhältnisse (zumal jene des westlichen und südwestlichen Europa) wohl zehnmal verändert und umgestoßen. Die Nationen wußten niemals, ob sie Freunde oder Feinde ihrer Nachbarn wären, ob sie ihre Wünsche dahin oder dorthin zu richten hätten; sie erwarteten über Alles in willenloser Duldsamkeit die Kundmachung der Höfe.

England, seitdem das Haus Hannover dessen Thron bestiegen, behauptete durch umsichtige Politik das auf seine Lage und Handelsgröße und auf die durch den Utrechter Frieden gewonnenen Vortheile gegründete Uebergewicht. Frankreich, trotz der Nachwehen von Ludwigs XIV. Regierung, erholte sich, meist durch die Gunst seiner natürlichen Hilfsquellen, unter der Verwaltung des staatsklugen Regenten, Philipp von Orleans, und erhielt sich in seinem Rang unter den Hauptmächten Europa's. Spanien versuchte mit mehr Muth als Kraft die Wiederherstellung der alten Größe. Oestreich, unter Karls VI. sorgloser Verwaltung, erschien zwar stolz wie immer, doch schwächer als je. Der Gewinn zweier früheren, siegreichen Kriege gegen die Türken ging in einem dritten schnell wieder verloren, und gleich schnell büßte der Kaiser die Königreiche Neapel und Sicilien und damit das Uebergewicht in Italien und Spanien ein. Der Schatten eines Teutschen Reiches dauerte fort: mehr und mehr wurzelte die Selbstständigkeit seiner Glieder. Preußen stärkte sich zusehends. Hollands glänzende Rolle war ausgespielt; allmälig gewöhnte es sich an die untergeordnete Stellung. Dasselbe that Schweden. Still und weise arbeitete die Dänische Regierung an Erhöhung der einheimischen Kraft. Rußland, trotz wiederholter Thronumwälzungen, schlug die ermatteten Osmanischen Barbaren mit seiner ungeschwächten barbarischen Kraft, und setzte

wider Frankreichs Bestreben den Kurfürsten August III. auf den Polnischen Thron.

Dritter Abschnitt, von Karls VI. Tod bis zur französischen Revolution.

In dem dritten Zeitabschnitt, von K. Karls VI. Tod bis zum Anfang der französischen Revolution (1740—1789), sehen wir Europa vom Zustand vorherrschender Erschlaffung plötzlich sich wieder erheben zu allgemeiner Regsamkeit und mächtigem Kampf der Kräfte. Kein einziger großer Mann hatte in dem vorigen Zeitabschnitt auf den europäischen Thronen gesessen. Einige wenige kräftige und weise Fürsten wirkten theils geräuschlos, theils nur in engerem Kreise. Jetzt stieg plötzlich das hehre Meteor des königlichen Helden und Weisen Friedrichs II. am politischen Himmel auf, und erfüllte den Welttheil mit Lichtglanz und Thatendrang. Seinem unmittelbaren Wirken und nicht minder dem Widerstreben und der Nacheiferung, welche dasselbe erweckte, entquollen die größten Bewegungen, zerstörend, schaffend, umstaltend, über den wichtigsten Ländern Europa's, ja in ihren weiteren Schwingungen die gesammte Menschheit umfassend. Auch Josephs II. in Oestreich, auch Katharina's II. in Rußland folgenreichste Thaten und Sünden floßen zum Theil aus der Nacheiferung, welche Friedrichs Ruhm erzeugte.

Das vorherrschende Streben dieser großen Machthaber war auf die Erhöhung der physischen, politischen und moralischen Kraft ihrer Staaten gerichtet. Heftigere und ungerechtere Kriege, gewaltigere Heermassen, schwerere Auflagen, entsprangen freilich diesem Geist; aber auch Abschaffung mancher Mißbräuche in Staat und Kirche, Hebung mancher gemeinschädlichen Lasten, Lösung mancher Fesseln, Erhöhung der

Aufklärung, Beförderung der Humanität und wenigstens einige Schritte zur gemeinbürgerlichen Gleichheit. Die Nachahmung kleiner Fürsten erweiterte den Umfang solches Wirkens; in keiner früheren Zeit that Europa so glänzende und rasche Fortschritte zum Bessern. Zu gleicher Zeit verkündete die Aufhebung der Jesuiten die Baufälligkeit des römischen Weltthrons.

Neben so vielen hoffnungsreichen Zeichen erblicken wir aber auch sehr betrübende Mängel. Die Befreiung einiger Zweige des bürgerlichen und kirchlichen Zustandes von den Gebrechen der Vorzeit machte die noch übriggebliebenen Wehen und Mißgestalten durch den Kontrast noch auffallender und empfindlicher; die steigende Kühnheit in Verletzung des öffentlichen Rechtes und der öffentlichen Moral bedrohte den gesellschaftlichen Zustand mit unheilbarer Verderbniß, und alle Segnungen der Civilisation, Aufklärung und Humanität erschienen preisgegeben der emporstrebenden Allgewalt der Könige und der Heere.

Es thaten Zeichen sich kund einer bevorstehenden großen Umwälzung; aber Amerika war es, wo die ersten Halme der verhängnißvollen Saat emporschossen.

Der östreichische Erbfolgekrieg, eine unselige Verhöhnung der Traktate, welche der Tochter K. Karls VI., Maria Theresia, die Erbfolge feierlichst und fast allseitig versichert hatten, erfüllte nach dieses Kaisers Tod viele schöne Länder 8 Jahre hindurch mit Lärm und Verwüstung. Gegen viele mächtige Feinde, gegen die bourbonischen Höfe zumal, und zugleich gegen K. Friedrichs II. wohlgeführte Waffenmacht, vertheidigte sich Oestreich — durch England unterstützt — mit unerwarteter Kraft, Beharrlichkeit und Glück. Schlesien zwar ging verloren an den Preußischen Helden; aber das Hauptland wurde glorreich behauptet;

Baiern, welches seine Hände darnach ausgestreckt, hart gezüchtigt, und Frankreich geängstigt. Den endlichen Siegen des Marschalls von Sachsen verdankte diese Krone den noch guten Frieden zu Aachen (1748).

Nach achtjähriger, der Wiedersammlung der Kräfte gewidmeten Ruhe entbrannte der noch schrecklichere und thatenreichere dritte Schlesische oder siebenjährige Krieg (1756). Gegen halb Europa vertheidigte in demselben der große Friedrich seine frühere Kriegsbeute und sein ererbtes Land, heldenkühn und glorreich. Wider ihn, so mächtig hatten sich die Verhältnisse geändert, verbanden sich Frankreich und Oestreich, die dreihundertjährigen Feinde. Wider ihn stritten Rußland und Schweden, das tiefgekränkte Sachsen und das teutsche Reich. Für ihn aber war England unter seinem großen Minister William Pitt. Denn Brittische Handelseifersucht gegen Frankreich hatte von Nordamerika her den ersten Brand dieses Krieges geschleudert. Daher wurde in allen Welttheilen, in den fernsten Meeren gestritten. Große Thaten, Unfälle, Triumphe folgten sich Schlag auf Schlag. Den Bourbonischen Mächten diktirte endlich das siegreiche England den Frieden. Preußen schloß ihn mit seinen vielen Feinden ohne allen Verlust.

Von nun an erscheint die Herrschaft Europa's, demnach der Welt, concentrirt in den fünf Hauptmächten: England, Oestreich, Rußland, Frankreich und Preußen; alle andern Staaten bedeuteten gegen diese entweder gar nichts mehr, oder kreisten nur gleich Planeten um eine der Hauptmächte, an welche sie Lage, Verhältnisse, Hoffnung oder Furcht insbesondere fesselten. Von den fünf herrschenden Staaten aber war England durch seine Seemacht, durch seinen reichen Kolonialbesitz und unermeßlichen Handel groß. Verfassung, insularische Lage, Nationalcharakter und Gold

waren die Grundpfeiler seiner Macht. Oestreich, dessen unermeßliche, natürliche Hilfsquellen unter Marien Theresiens und noch mehr unter der jugendlich kräftigen Verwaltung ihres Sohnes, Josephs II., sich wunderschnell entwickelten, hatte nur einen Feind mehr zu fürchten, nämlich den eigenen Geist der Uebertreibung in Ansprüchen und der fortwährenden Beschränktheit in Ideen. Rußland, vermögend schon, durch Beförderung der Civilisation, in seinem Innern die gewaltigsten Eroberungen zu machen, doch gleichzeitig auch nach äußerem Zuwachs strebend, schwoll ungehindert zur Riesenstärke an, durch seine kolossale Macht alles Gleichgewicht bedrohend; während Frankreich, dessen Interessen auch Spanien seit dem Bourbonischen Familientraktate diente, durch Sitten und Sprache einflußreich, ob auch geschwächt durch fortschreitenden Hofdespotismus war, und das jugendliche Preußen in seiner kunstreich emporgetriebenen Heeresmacht und Staatswirthschaft den Ersatz für die geringere Ausdehnung seiner Grenzen fand.

Das erste große Zeichen von der also preisgegebenen Lage aller Schwächern und von dem Untergang des öffentlichen Rechts war die Theilung Polens, ein in alle kommenden Zeiten warnendes Bild. Unheilbringend ist die Entzweiung der Mächtigen, aber trostloser noch ihr Bund. Gleichzeitig drohte der Russisch-Türkische Krieg durch unmenschliche Art seiner Führung die Wiederkehr der Hunnischen Barbarei; während die Kabinetspolitik in ränkevoller Feinheit voranschritt und in Ablegung ehemaliger Scheu vor allzugreller Rechtsverachtung.

Der Friede mit der tiefgebeugten Pforte (1774) und die demselben folgenden eigenmächtigen Zugriffe hatten Rußlands Stärke noch furchtbarer gemacht. Auch Oestreich verlangte noch größer zu werden, wozu der Ausgang des

bairischen Mannsstammes (1777) einen Anlaß bot. Der Plan zwar wurde vereitelt durch das Widerstreben des Greises Friedrich; aber es zeigte doch diese bairische Sache, daß „der Fortbestand der schwächeren Staaten in der That von dem Umstand abhänge, ob die größeren sich vereinigen können oder nicht, sich dieselben zuzueignen." (Joh. v. Müller.)

An diesen Dingen nahmen Frankreich, dessen innere Krankheit bereits der Krisis sich näherte, und England, welches seine Kraft in fremden Welttheilen verbrauchte, wenig mehr als durch einige Unterhandlungen Theil. Das letzte hatte bereits in Ostindien ein herrliches Reich gewonnen, aber in Nordamerika kämpfte es den Riesenkampf gegen den erwachten Freiheitsmuth seiner Kolonien, bald auch gegen die bourbonischen Mächte, welche freudig den neugebornen Freistaat gegen die britischen Donner schirmten, endlich auch wider Holland, ohne einen Alliirten, und durch die bewaffnete Neutralität der nordischen Mächte in der angemaßten Seeherrschaft drohend beschränkt. Der endliche Triumph Amerika's (1783) ist die letzte große und die schönste Begebenheit dieses Zeitraums, Washingtons Heldengestalt sein edelster Schmuck.

Den Zeitzusammenhang der Begebenheiten dieses Zeitraums zeigt die hintenstehende Tabelle.

II.

Speciellere Geschichte.

Die Zeiten Ludwigs XIV.

Weltlage. Kleinere Händel Ludwigs.

Als, nach des Kardinals Mazarini Tod, Ludwig XIV. mit selbsteigener Hand die Zügel seines Reiches ergriff, ließ die Lage Europa's einen dauerhaften Ruhestand erwarten. Die drei Hauptfriedensschlüsse, der westphälische, der pyrenäische und jener von Oliva (1648, 1659 und 1660), hatten den wichtigsten Rechten und Interessen der Nationen und ihrer Häupter ein wenigstens leidliches und ein durch äußerliche Heiligkeit der Formen, wie durch wohlbefestigte Machtverhältnisse bekräftigtes Gesetz gegeben. Hier Schwäche, dort Klugheit, überall das Bedürfniß der Heilung schmerzhafter Wunden verhießen einen langwährenden Frieden.

Aber solche Hoffnungen wurden vereitelt durch Ludwigs XIV. nimmersatten Ehrgeiz. Durch Ihn versank Europa, kaum sich erholend von der Kriegsverwüstung, in neuen, 50jährigen Krieg. So lange Zeit währte sein präpotenter Einfluß. So lange Zeit blieb er Mittelpunkt, Bewegkraft oder Gegenstand fast aller Politik und fast aller Waffen.

Richelieu's und Mazarini's, mit gleicher Kunst als Beharrlichkeit und Kraft verfolgtes Werk, die Unumschränktheit des Throns war nunmehr zur Vollendung gediehen. Die Königsmacht — früher mannigfach eingeengt — feierte endlich einen vollständigen Triumph. Den Reformirten hatte Richelieu die Sicherheitsplätze entrissen; fortan bildeten sie keinen Staat im Staate mehr. Der Adel, gebändigt,

niedergeworfen von desselben Ministers starker Hand, suchte seine Ehre fortan im Dienen, seinen Glanz in den Strahlen des Throns; trotzig blieb er nur gegen die Gemeinen. Nicht nur den Adel, auch die Gemeinen und das Parlament besiegte der gewandte Mazarini. Von nun an gab es in Frankreich keine politischen Faktionen mehr. Der Parteiung blieben als einziges Feld die königlichen Vorzimmer, und zum einzigen Ziel der gnädige Blick des Monarchen. Das einst so kühne, so übermüthige Parlament von Paris, welches mehreremal die Regentschaft des Reiches ernannt und noch gegen den minderjährigen Ludwig XIV. die Fahne des Aufruhrs erhoben hatte, ließ von demselben König — damals erst 17 Jahre zählend — mit der Reitpeitsche sich auseinander jagen (1655), und trug (1659) dem vom Schlusse des pyrenäischen Friedens zurückkehrenden Mazarini seine Huldigungen durch eine feierliche Deputation entgegen. Es war jetzt wenig mehr, als was es ursprünglich gewesen — ein Gerichtshof.

In solcher Verfassung übernahm der dreiundzwanzigjährige Ludwig das Reich aus des sterbenden Mazarini Hand. Er bedurfte jetzt keines Premierministers mehr. Er war Herr und — allein Herr: Alles gehorchte.

Ludwig XIV., ein Mann von nicht gemeiner Stärke des Geistes und des Charakters, voll Ehrgeiz, Entschlossenheit und Herrschersinn, kannte auch die Vortheile seiner Stellung und war begierig, sie alle zu benutzen. Doch war er an erworbenen Kenntnissen wegen verwahrloster Erziehung keineswegs reich, und dadurch manchem verderderblichen Irrthum preis gegeben, im Ganzen mehr eitel und hochmüthig als edelstolz, mehr nach Glanz als nach wahrer Größe strebend, nur Selbstbefriedigung, nicht ideale Zwecke liebend,

und in Ansichten, Planen und Mitteln allzuoft beschränkt, engherzig, willkürlich und ungerecht.

Aber glücklich war Ludwig, zumal durch den Besitz vieler großen Männer des Krieges und des Staates, welche auch gut zu wählen er, wenigstens in der ersten Hälfte seiner Regierung, verstand. Colberts weise Verwaltung erzeugte in dem Schooß der Nation und machte dem Könige dienstbar eine ungeahnte Fülle von lebendigen und von Geld-Kräften. Helden, wie Condé und Turenne, führten die schwellenden Heerschaaren zum sicheren Sieg; Bahn und Mittel dazu bereiteten Louvois Scharfblick, nie rastende Thätigkeit und rücksichtloser Eifer. Dabei war nicht Einer unter den Königen, gegen welche Ludwig kämpfte — Wilhelm von Oranien ausgenommen — ihm geistig ebenbürtig. Der Unwerth der ihm gleichzeitigen Fürsten ist die stärkste Folie seines Ruhms.

Allernächst zu seinem Nebenbuhler und Gegner berufen, als Haupt der teutsch-östreichischen Linie und als Haupt des teutschen Reiches, war Kaiser Leopold I., welchen nach einem Zwischenreich von fünfzehn Monaten die Kurfürsten zu Ferdinands III. Nachfolger erkoren hatten, trotz der Gegenbestrebungen Schwedens und Frankreichs. Dieser Monarch, neben Oestreich auch Böhmen und Ungarn beherrschend, hätte schon durch seine Hausmacht imponiren mögen; seine Stellung als teutscher Kaiser gab ihm, trotz der Erschlaffung des Reichsverbandes, immer noch ansehnliche Hilfsmittel, und es lag in seiner Schale noch die ganze Macht des weitgebietenden, durch Familienbande wie durch Staatsinteresse an Oestreich gefesselten Spanien.

Aber arm an eigenen Ideen, blos hergebrachten Formen und überlieferten Maximen anhängend, das „Belassen beim Alten“ als Summe der Staatskunst achtend, ein lenksames

Werkzeug untreuer Minister und böser Pfaffen, lichtscheu, thatlos, vor der Ketzerei mehr als vor Ludwigs Waffen, vor der Freiheitslust der Unterthanen mehr als vor den siegenden Türken bang, den Beichtvater als ersten Rath, die Jesuiten als Männer des Heils verehrend, träumte Leopold sanft von seines Hauses unwandelbarer Größe, oder überließ die Sorge dafür seinen Alliirten und dem Himmel, während sein Gegner rastlos, kühn und schlau seine eigene auf Unkosten Oestreichs baute.

Das teutsche Reich hinderte ihn daran wenig; es diente ihm vielmehr zum willkommenen Schauplatz des Krieges und zu dessen Beute. Der Westphälische Friede hatte die Landeshoheit der Fürsten befestigt; selbstständig gegenüber dem Kaiser und Reich begehrten sie jetzt, auch unumschränkt zu werden über ihre Völker und Landstände. Schon hatte der Reichstag von 1653 den Fürsten das Recht verliehen, ihren Unterthanen so viele Steuern aufzulegen, als die pflichtmäßige Mitwirkung zur Reichsvertheidigung erheischte. Eine billige und nothwendige Verleihung. Aber die Fürsten verlangten, und setzten allmälig durch, daß, welche Verträge und Bündnisse sie schlössen, die Last von deren Erfüllung auf die Unterthanen dürfe gelegt werden, daß von diesen alles, was man von ihnen begehrte, „gehorsamlich und unweigerlich“ sollte entrichtet, daß keine alten Freiheiten dawider sollten geltend gemacht, keine Beschwerden dagegen an den Reichsgerichten sollten gehört werden. Hoflüste und stehende Soldtruppen verschlangen hinfort die Früchte von des Landmanns Mühe und von des Städters Emsigkeit; dem Volk blieb nichts wahrhaft eigen; die gedoppelte Last der alten gutsherrlichen und neuen landesherrlichen Forderungen lag über ihm, und es besaß im Grunde nur, was man gutwillig ihm ließ. Hierzu die steigenden Ansprüche der Regierungen, zumal der

mächtigern, in allen Sphären der Gewaltsübung, die nachstrebende Machtvollkommenheit auch der kleineren Stände, und, da der Reichstag eben aus Jenen bestand, über welche die Nation vorzüglich zu klagen hatte, und am Reichskammergericht von ebendenselben unterhaltene Richter saßen, die täglich sich vergrößernde Schwierigkeit der Abhilfe in Fällen des Mißbrauchs.

Im Jahr 1663 am 20sten Jänner nahm in Regensburg derjenige Reichstag seinen Anfang, welcher, da mancherlei Verzögerungen und neuerwachsene Geschäfte seine Dauer immerfort verlängerten, endlich in den beständigen, der bis zur Auflösung des Reichs (1806) gesessen ist, überging. Jetzt hörte die persönliche Erscheinung des Kaisers so wie der Stände auf; jener schickte seine Kommissarien, diese ihre Abgeordneten, welche in allen Dingen nur nach eingeholten Instruktionen stimmten. Es ward dergestalt der angebliche große Rath der Nation in einen Fürsten- und Freistaaten-Kongreß (letzteres nämlich wegen des Reichsstädtischen Kollegiums) verwandelt, welcher in der Wechselwirkung seiner Glieder einen diplomatischen, in seiner Gesammtheit aber und gegenüber der Nation einen selbstständig gesetzgebenden, und nur gegenüber dem Kaiser einen reichsständischen Charakter zeigte. Mit Unwillen im Herzen und Schamröthe im Gesicht überblickt der teutsche Patriot die Geschichte des Reichstags von Regensburg, das demüthigende Schauspiel seiner glänzenden Erbärmlichkeit, seiner Unbehilflichkeit und Indolenz in allen großen und Nationalsachen, seines feierlichen Ernstes, seiner unverdrossenen Mühe in Erörterung von Lappalien, zumal von Formalitäten und schnödem Rangstreit. Als im Jahr 1663 die Türken siegreich schon in Mähren eindrangen, gelangte man über der Menge Vorfragen: wie, und in welcher Ordnung zu be-

rathen sey? erst in Jahresfrist zur Hauptsache.... Unglückliches Teutschland! —

Nicht nur einzelne Häuser, sondern ganze politische Körper standen sich rivalisirend, ja feindlich gegenüber in dem einen teutschen Vaterland. So das Kollegium der Kurfürsten mit seinen steigenden Anmaßungen gegenüber dem fürstlichen; so in diesen die alt- und neu-fürstlichen Häuser, die geistlichen und weltlichen Bänke und die Querbank der protestantischen Geistlichen, endlich die Virilstimmführer und die bloßen Theilnehmer an Kurialstimmen, vor allem aber der nun als politische Gesammtpersönlichkeit anerkannte evangelische Körper gegenüber den Katholiken.

Nicht einmal der Landfriede wurde gehalten: elende Streitsachen schlugen in wirkliche Fehden aus, die ungerechtesten Anmaßungen wurden durchgeführt mit Feuer und Schwert. Der Rechtszustand der Gemeinen und Schwachen wurde täglich schlimmer.

Noch weit hilfloser, noch weit trauriger, zumal in einheimischen Verhältnissen, war das einst so mächtige, ruhmgekrönte, blühende Spanien. Geistesdruck und fortschreitende Verfinsterung, durch die Schrecken der Inquisition und durch allgewaltiges Pfaffenthum, lagen — ein tödtender Pesthauch — über dem schönen Lande. Vor ihm erstarb der Segen der Natur wie der Adel der Menschen.

Im Jahr 1665 starb Philipp IV., welcher die Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande anerkannt, und neben andern harten Verlusten die Losreißung Portugals erlitten hatte. Nach ihm hieß Karl II., sein Sohn, König, ein vierjähriger Knabe, in dessen Namen seine Mutter, (M. Anna, K. Ferdinands III. Tochter) und zwar durch

ihren Beichtvater, den teutschen Jesuiten Neidhard, die Regierung führte.

Die Eifersucht der spanischen Großen verdrängte zwar den Jesuiten, an dessen Stelle, nach dem eigenen Regierungsantritt des sechszehnjährigen Karl, Don Juan d'Austria, natürlicher Sohn Philipp's IV., trat; aber die Geschäfte gingen darum nicht besser. Karl blieb schwach am Körper und geistig unmündig sein Leben lang. Spaniens Verfall war grenzenlos.

Der spanische Gesandte in London hatte bei einem Präcedenzstreit mit jenem von Frankreich in den Straßen der Stadt gewaltthätig, durch Unterstützung des Pöbels, den Vorrang behauptet (1661). Sofort drohte Ludwig mit Krieg, welchen abzuwenden K. Philipp sich zu demüthigender Genugthuung bequemte. Noch größere Demüthigung erfuhr der Papst Alexander VII., als dessen corsische Garde an dem übermüthigen Herzog von Crequi, Ludwigs Gesandten, nach empfangener schwerer Reizung hinwieder Gewaltthat verübte.

Der pyrenäische Friede verbot ausdrücklich, daß Frankreich den Portugiesen irgend eine Hilfe gegen Spanien leiste. Gleichwohl, als dieses jetzt ernstere Anstalt zur Wiedereroberung des abgefallenen Reiches machte, that Ludwig solches heimlich. Auch errang der aus Frankreich gekommene Heerführer, Graf von Schomberg, bei Almerial (1663) und bei Montes Claros (1665) entscheidenden Sieg. Spanien erkannte endlich sein Unvermögen zur Bezwingung Portugals, und gewährte durch Friedensschluß dessen Selbstständigkeit (1668. 13. Febr.).

Dieser Friede jedoch endete die Leiden Portugals nicht. Noch dauerte in Brasilien und in Ostindien der Krieg gegen die Holländer fort, die schlimmste Nachwehe der unter Philipp II. geschehenen Vereinigung des Reiches

mit Spanien. Die Verluste der Portugiesen wurden jetzt noch größer, und erst 1669 erfolgte die endliche Aussöhnung.

Inzwischen hatte das Mutterland selbst die Schrecken und das Skandal einer einheimischen Umwälzung erfahren. K. Johann IV., welcher die Losreißung von Spanien vollbrachte, war gleichwohl ein schwacher Fürst. Nach ihm (1656) bestieg denselben Alphons VI., sein unglücklicher und wohl meist darum geschmähter Sohn. Seine Gemahlin, eine Prinzessin von Nemours aus dem Hause Savoyen, stiftete mit den Jesuiten und mit des Königs Bruder, Don Pedro, welchen sie liebte, eine Verschwörung gegen Alphonso. Die Königin erhob gegen ihren Gemahl Klage auf Ehescheidung wegen Unvermögens, und bewirkte eine Versammlung der Reichsstände. Ein Volkstumult gab Don Pedro (Peter II.) die Regentschaft, der König wurde zur Thronentsagung gezwungen (1667). Sieben Tage darauf heirathete die Königin den Regenten. Alphonso blieb bis an seinen späten Tod (1683) ein Gefangener.

Die zwei ersten Hauptkriege Ludwigs.

Nachdem Ludwig XIV. seine Finanzen durch Leitung des redlichen Colbert in blühenden Zustand gebracht, durch verschiedene Bündnisse, wie mit Schweden, mit Dänemark, mit mehreren Reichsfürsten, zumal aber durch jenes mit den Eidgenossen seine Stellung gestärkt, seine Marine gehoben, und sein Heer nach Zahl und Rüstung auf einen furchtbaren Fuß gesetzt hatte, so enthüllte er endlich durch den Angriff auf die spanischen Niederlande seine Eroberungsentwürfe.

König Philipp IV. von Spanien war gestorben. Unstreitiger Erbe des ganzen Reiches war Karl II., sein einziger Sohn. Erst nach Abgang des Mannsstammes konnte die

Nachfolge auf Weiber fallen. Aber selbst in diesem Falle würde die Infantin M. Theresia, Ludwigs XIV. Gemahlin, nimmer dazu haben rechtlich gelangen können, da sie in dem mit Ludwig geschlossenen Ehevertrag, und welcher als Bestandtheil des pyrenäischen Friedens, ja als Hauptbedingung desselben war feierlich erklärt worden, allen und jeden Ansprüchen auf die spanische Erbschaft eidlich entsagt, und da Ludwig selbst solche Entsagung durch eigene Eidesleistung bekräftigt hatte.

Dessenungeachtet scheute Ludwig sich nicht, jetzt Flandern, Brabant und die Franchecomté als Erbgut der Königin zu fordern. Er that es unter den erbärmlichsten, von völliger Schamlosigkeit zeugenden Vorwänden.

Und nun überzog er mit Heeresmacht (1667. Juni) die Länder seines unmündigen Schwagers, welchem er, gälten Naturgefühl und Ehre in der Politik, Schützer und Vater hätte seyn sollen, und warf Europa den Fehdehandschuh hin, indem er aller Traktaten, alles geschriebenen Rechtes spottete, das Recht des Stärkern unverholen an dessen Stelle setzend.

Die Spanier waren schlecht gerüstet, schlecht angeführt und muthlos. In kurzer Frist eroberte Turenne Charleroi, Tournai, Douai, das wichtige Lille mit vielen andern Städten. Der König selbst war beim Heer; sein Marsch glich einem Triumphzug. Im folgenden Winter, binnen kaum drei Wochen (1668), eroberte der große Condé — durch Geld und Waffen — die burgundische Freigrafschaft mit allen ihren Festen. Mit Erstaunen und Besorgniß vernahm Europa solche Fortschritte. Da geboten die Holländer dem Könige Stillstand.

Dieselben hatten gleich nach dem Einbruch des Königs in die Niederlande durch den Frieden von Breda (1667) denjenigen Krieg geschlossen, welchen sie seit 1664 gegen

England führten. Persönlicher Haß des launenvollen K. Karl II. gegen Holland war dessen Hauptgrund gewesen. Die Weigerung der Holländer, ihre Flagge vor der englischen zu streichen, verbunden mit Handelseifersucht, vermehrte die gegenseitige Erbitterung. Vier Tage nach einander stritten die Flotten Englands und Hollands in einer verzweifelten Schlacht. Viel Ruhm, viel Verlust auf beiden Seiten, aber keine Entscheidung. Auch die französische Flotte, wiewohl nicht sehr ernstlich, nahm Theil am Krieg zu Gunsten Hollands. Erschöpfung auf beiden Seiten stimmte endlich zum Frieden. Man unterhandelte darüber in Breda, und schloß ihn auf den Fuß des Besitzstandes.

Aber das Kriegsglück Ludwigs gegen Spanien änderte die Stimmung dermaßen, daß England und Holland, kurz zuvor noch ergrimmte Feinde, sich jetzt eng aneinander schlossen, Europa's Freiheit zu retten. Ihre Verbindung ward wegen des sofort erwirkten Beitritts des schwedischen Ministers die Triple-Allianz (1668, 23. Jänner) geheißen. Der Zweck der Verbindung war Herstellung des Friedens. Dem König Ludwig, wenn er die Waffen niederlegte, sollte Spanien nach eigener Wahl entweder die Franchecomté, oder den bereits eroberten Theil von Flandern abtreten. Wer sich weigerte, diese Bedingung anzunehmen, dem sollte der Krieg erklärt werden.

Zu St. Germain en Laye bequemte der stolze Ludwig sich zur Annahme. Auch Spanien, wiewohl ungern, gewährte die Abtretung jenes Stückes von Flandern, und erhielt dagegen die Franchecomté zurück. Also kam der Friede von Aachen (1668, 2. Mai) zu Stande.

Dieser Friede, indem er der schamlosesten Anmaßung Lohn statt Strafe zuerkannte, sprach dem öffentlichen Recht und jedem Besitzstande Hohn. Einiges war zeitlich für das

Gleichgewicht, nichts für die Rechtsgarantie gewonnen; Völker und Staaten blieben preisgegeben der Waffenmacht oder dem Glück des Eroberers.

Der Großpensionär von Holland, Johann von Witt, Vaterlandsfreund, erleuchteter, tugendhafter Staatsmann, Republikaner in dem edelsten Sinne des Wortes, wurde von Ludwig als Urheber der Triplealliánz betrachtet, obschon der Engländer Temple, Witt's Verehrer und Freund, daran noch größeren Theil hatte, und der Großpensionär, der Interessen der einheimischen Freiheit willen, Frankreich, Oraniens Gegner, gerne geschont hätte. Natürlich war dieser Streit — über Oraniens und des Volkes Hoheit — dem Patrioten der nächste. Die Enkel derselben Helden, welche Holland von der spanischen Tyrannei errettet hatten, drohten bald selbst mit Tyrannei, d. h. mit Willkührherrschaft. Zwar Friedrich Heinrich von Oranien, Bruder und Nachfolger des gleich herrschsüchtigen, als tapfern Moritz, war zufrieden mit verfassungsmäßiger Gewalt. Aber Wilhelm II., sein Sohn (1647), war mißvergnügt über die Verminderung des Heeres, welche die Generalstaaten nach geschlossenem Münster'schen Frieden verordnet hatten. Da vermaß er sich, zur Gewalt zu schreiten, ließ sechs zur Versammlung der Staaten reisende Deputirte von Holland gefangen nehmen, und auf das Schloß Löwenstein bringen, und versuchte durch plötzlichen Ueberfall mit Kriegsknechten sich Amsterdams zu bemächtigen. Bald darauf starb er (1650, 6. Nov.).

Acht Tage nach seinem Tode ward Prinz Wilhelm III., sein Sohn, geboren. Da brachte die republikanische Partei — jetzt die Löwenstein'sche genannt — es dahin, daß die Würde des Statthalters in den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Oberyssel, und die des Generalkapitäns nicht wieder besetzt wurde; die Provinzen

und Städte nahmen ihre Unabhängigkeit wieder; allgemeine Geschäfte verwalteten die Generalstaaten. Aber die Freunde Oraniens machten Gegenbewegungen. Da erklärten Holland und Westfriesland durch die Ausschließungsakte niemals den Prinzen von Oranien oder einen seiner Nachkommen zum Statthalter wählen, auch nie zur Stelle des Generalkapitäns ihm ihre Stimme geben zu wollen; und später (1667, 21. Dec.) erließ Holland das ewige Edikt, wornach nie mehr in Holland ein Statthalter sollte gewählt, und niemals einem Statthalter von irgend einer Provinz die Stimme Hollands zum Generalkapitän sollte gegeben werden. Der Prinz von Oranien selbst beschwur dieses Edikt.

Allerdings kam während solcher republikanischer Verwaltung das Heer in Abnahme. Doch blieb die Seemacht stark, und in zwei Kriegen wider England bedeckte die holländische Flagge sich mit Ruhm. Tromp und Ruyter zumal, der letzte auch durch republikanische Tugend glänzend, verherrlichen diese thatenreiche Zeit.

Aber am meisten strahlte der Ruhm des Großpensionärs von Holland, Johann de Witt, des eigentlichen Lenkers des Staates, zwanzig Jahre hindurch (v. 1653—1672). Gegen Ihn zur Rache der Tripleallianz waffnete jetzt Ludwig.

Im Frühling des Jahres 1672 zog der König mit mehr als hunderttausend wohlgerüsteten Streitern durch das Land von Lüttich und Köln gegen die holländische Grenze. Noch hatte Europa ein so furchtbares Heer nicht gesehen. Widerstand schien vermessen. Unter Condé und Turenne, deren Name schon ein Heer aufwog, stritten, denselben rühmlichst nacheifernd, der weise Marschall von Luxemburg und der im Festungsbau wie in der Belagerungskunst große Vauban.

Aber noch außerdem sah Holland die Schaaren des Kur-

fürsten von Köln, Maximilian von Baiern, und des gewissenlosen Bernhard van Galen, Bischofs von Münster, welche beide Ludwig im Sold hatte, feindlich heranziehen. Mit mehreren andern Reichsständen hatte Ludwig geheimen Bund.

Dazu kam die Kriegserklärung Englands. Listig hatte Ludwig den König Karl II. zum Bundesgenossen gewonnen. Mit hundert Schiffen, zu welchen dreißig französische stießen, griff der Herzog von York, Karls Bruder, die bedrängten Holländer an; während Schweden, der Triplealliance nicht minder vergessend, ihnen alle Hilfe verweigerte, und den ältern Bund mit Frankreich gegen Gold erneuerte.

So ungeheure Vorbereitungen zur Erdrückung der kleinen Republik hatte Rachsucht dem Könige eingegeben. Nicht ein Grund zum Kriege war zu finden. Die Bitten Hollands um Friede wurden schnöde zurückgewiesen. Schweigend sahen der Kaiser, das teutsche Reich und Spanien das aufsteigende Gewitter. Holland schien verloren.

Auch eroberte der König in Monatsfrist das meiste Land diesseits des Rheins, und, nach dessen Uebersetzung (1672, 12. Juni), auch Utrecht, Geldern und einen Theil von Holland mit mehr als vierzig Festen. Hier Schrecken, dort Verrätherei öffneten ihm derselben Thore. Schon war Naerden gefallen; noch ein Schritt, und es fiel auch Amsterdam und mit Amsterdam die Republik.

Wilhelm III. von Oranien ward ihr Retter. So wie die Gefahr hereinbrach, hatte man ihn den zweiundzwanzigjährigen Prinzen, zum Generalkapitain ernannt. Das Volk bedarf vor Allem eines Namens, wo es vertrauen soll. Aber bald entfaltete sich auch das Talent des seines Namens würdigen Prinzen. Mäßig, selbstbeherrschend, verschwiegen, standhaft, kühn, unermüdlich, vorbereitet zu jeder

großen That, betrat er den Schauplatz. Bei der allgemeinen Bestürzung, bei der furchtbar schwellenden Noth sah man den Jüngling besonnen, unverzagt, hilfreich in Rath und That.

Er raffte zusammen, was von Vertheidigungsmitteln noch übrig blieb, rief die europäischen Höfe zur Hilfe auf, und entflammte zur That den noch lebenskräftigen Nationalgeist seines Volkes. Am glühendsten zeigte sich dieser Geist der Freiheitsliebe und des Hasses fremder Herrschaft, in der Provinz Holland und in Amsterdam, woselbst die edleren und wohlhabenderen Bürger entschlossen waren, eher nach Ostindien auszuwandern, als Frankreich zu huldigen.

Wilhelm indessen, nicht zufrieden mit der Feldherrnstelle, uneingedenk des ewigen Ediktes, das er beschworen, verlangte die Statthalterschaft, und setzte also zum Preis der Rettung der Republik diese Republik selbst. Auch zahlte das Volk solchen Preis. Unter heftigen Tumulten verdrängten die Freunde Oraniens die bisherigen antioranischen Magistrate, worauf das ewige Edikt abgeschafft, und Wilhelm zum Statthalter erklärt ward.

Damit begnügte man sich nicht. Das Volk — nämlich der Pöbelhaufe — ward ergriffen von blinder Wuth gegen seine edelsten Häupter, gegen Johann van Witt, die Zierde des Vaterlandes, und gegen Cornelius, seinen Bruder, Bürgermeister zu Dordrecht, freiheitliebend wie Johann, dabei als Seeheld groß. Meuchelmörder zogen aus gegen den Großpensionär, und Cornelius, verläumderisch eines Vergiftungsplanes gegen Oranien angeklagt, ward eingekerkert im Haag und gefoltert. Nach überstandener Qual empfing er das Urtheil der Landesverweisung; da eilte sein Bruder herbei, ihn aus dem Gefängniß zu holen; das Volk aber lief zusammen und mordete, verstümmelte, zerriß die beiden Brüder (21. Aug.), nicht ablassend von unmensch-

lichem Wüthen gegen die geschändeten, gehöhnten Leichen bis in die tiefste Nacht.

Zwei Jahre später (1674) wurden die Würden des Generalkapitains und Generaladmirals, so wie des Statthalters, dem Prinzen erblich für seine männliche Nachkommenschaft ertheilt; seine Vorrechte wurden erweitert. Ja, Geldern bot ihm die volle Landeshoheit an.

Aber Ludwigs Siegeslauf näherte bereits sich seinem Ende. Die Bürger Hollands, von Verzweiflung getrieben, durchstachen die Dämme, das Land ward zum weiten Meer, seine Fluthen hemmten den erstaunten Feind.

Inzwischen waffnete das Haus Oestreich, in Teutschland und Spanien, zur Rettung Hollands.

Den 30. Aug. 1673 kam das förmliche Bündniß des Kaisers und Spaniens mit der Republik zu Stande. Auch der Herzog von Lothringen, welchem Ludwig schon vor Ausbruch des Krieges sein Land genommen, trat in den Bund; das teutsche Reich folgte nach (1674, 31. März). Auch der Kurfürst von Brandenburg und Dänemark traten ihm bei (Juli 1674), wogegen Schweden für Frankreich die Waffen ergriff.

So ward der Krieg ein allgemeiner, und Holland, dessen größern Theil der König jetzt verließ, nur mehr sein untergeordneter Schauplatz. Der Hauptkampf zog sich an die teutschen Grenzen, gegen den Nieder- und Oberrhein und in die spanischen Niederlande. Auch die Meere färbten sich mit Blut. In drei großen Schlachten (7. und 8. Juni und 21. Aug. 1673) behauptete der Seeheld Ruyter die Oberhand gegen die überlegenen Flotten Englands und Frankreichs. Im folgenden Jahr (1674, 19. Febr.), schloß England Friede mit der Republik. Man gab sich die Eroberungen in den Kolonien gegenseitig zurück, Holland er-

neuerte das Versprechen des Flaggenstreichens in den englischen Meeren, und zahlte eine mäßige Geldsumme. Auch Köln und Münster schlossen Friede.

In den Feldzügen am Rhein behauptete Turenne das entschiedene Uebergewicht der französischen Waffen gegen des Kaisers Feldherren, den Herzog von Lothringen und den ungeschickten H. v. Bournonville. Aber er schändete seinen eigenen Charakter und die Waffen seines Königs durch vandalische Verwüstung. Nachdem der Graf von Montecuculi den Heeresbefehl übernommen, hörten Turenne's Fortschritte auf; auch verlor er bald darauf sein Leben durch einen verhängnißvollen Schuß (bei Sasbach, wo er die feindliche Stellung recognoscirte, am 27. Juli 1675), worauf Montecuculi den Marschall Lorges, Turenne's Nachfolger, über den Rhein trieb, und die Reichsarmee den Marschall Crequi an der Saar (bei der Consarbrücke) überwand.

Im folgenden Jahr warf Crequi das teutsche Heer auf das rechte Stromufer zurück, und blieb demselben am Oberrhein überlegen bis an's Ende des Kriegs.

In den Niederlanden stritt der talentvolle, an Hilfsmitteln unerschöpfliche Prinz von Oranien ruhmvoll, wenn auch nicht glücklich, gegen den großen Condé, gegen Schomberg, Luxemburg und gegen des Königs Bruder, den H. v. Orleans. Die Franzosen und die Holländer eroberten gegenseitig viele Festungen. Im J. (1677, 11. Apr.) wurde Wilhelm bei Montkassel geschlagen, neue Eroberungen belohnten die Sieger. Abermals näherten sie sich den Staaten der Republik.

Die Franchecomté war schon 1674 unter Ludwigs persönlicher Anführung binnen 6 Wochen erobert worden, und blieb in Frankreichs Besitz. Auch in Roussillon wurden die Spanier geschlagen, und bei Gelegenheit eines Volksauf-

standes zu Messina setzten die Franzosen sich auf Sicilien fest (1674).

Diese letzte Unternehmung ward besonders glänzend durch drei glorreiche Schlachten, welche die französische Flotte gegen die vereinte spanische und holländische Seemacht lieferte (1676). Der große Ruyter befehligte die Verbündeten, Du Quesne die Franzosen; die beiden ersten Treffen blieben ohne Entscheidung; aber im zweiten verlor Ruyter sein Heldenleben, worauf im dritten sein würdiger Gegner siegte.

Friede von Nimwegen, zu St. Germain en Laye und Fontainebleau. Reunionskammern.

Allmälig ward man des Krieges müde auf allen Seiten. Ludwig, gegen halb Europa streitend, fand die Last zu schwer bei allen Siegen. Nach langen Unterhandlungen, welche bereits 1675 zu Nimwegen begonnen, schloß endlich Holland 1678 den 10. Aug. seinen besondern Frieden mit Frankreich. Der König verhieß denselben Holländern, zu deren Vernichtung er den Krieg begonnen, eine völlige Wiederherstellung. Nur auf Unkosten der Alliirten, welche für Holland die Waffen ergriffen hatten, sollte seine Befriedigung geschehen.

Aber nicht nur in Nimwegen, woselbst kleinlicher Formalitäten-Streit das Hauptwerk verzögerte, sondern auch an den verschiedenen Höfen, zumal an jenem in London, wurde verhandelt. Durch die schamloseste Bestechung erhielt Ludwig den immer golddurstigen K. Karl II. und sein feiles Ministerium selbst dann noch in Frankreichs Interesse, als der Prinz Wilhelm mit des Königs Nichte sich vermählt hatte.

Die Krone Spanien, ihre Schwäche fühlend, trat diesem Frieden bei (17. Sept.) unter holländischer Vermittlung.

Durch denselben erhielten die Holländer nach des Königs Gewährung alles Verlorene, insbesondere Mastricht zurück. Spanien aber trat die ganze Franchecomté und in den Niederlanden eine ansehnliche Zahl von Städten, als Valenciennes, Condé, Cambrai, St. Omer, Ypern, Kassel, Maubeuge u. a. mit Zubehör an Frankreich ab, erhielt jedoch eine Anzahl Festungen, welche Holland als Vormauer gegen Frankreich dienen sollten, wie Charleroi, Courtrai, Oudenarde, Gent und andere, und das Herzogthum Limburg zurück.

Nun bequemten auch der Kaiser und das Reich sich zum Frieden (1679, 5. Febr.). Frankreich entsagte dem Besatzungsrecht in Philippsburg, das es seit dem westphälischen Frieden besessen, und erhielt dagegen Freiburg im Breisgau. Das Herzogthum Lothringen blieb in Frankreichs Besitz, weil der Herzog sich weigerte, die harten Bedingungen einzugehen, unter welchen Ludwig dessen Zurückstellung anbot.

Noch erübrigte die Friedensstiftung zwischen Brandenburg und Schweden. Dem Bunde mit Frankreich gemäß hatte Schweden schon im December 1674 einen Einfall in Brandenburg gethan. Der große Kurfürst eilte aus seinen Winterquartieren in Franken herbei, schlug die Schweden bei Fehrbellin (1675, 15. Juni), und trieb sie in ihre eigenen Provinzen. Zugleich schloß er ein Bündniß mit dem Hause Braunschweig, mit dem Bischof von Münster und mit Dänemark gegen Schweden. Auch der Kaiser und das teutsche Reich, auch Spanien und Holland kündeten dieser Krone den Krieg an. Sie war zu schwach gegen so viele Feinde. Der Nimweger Friede brachte jedoch Rettung. Frankreich hatte die Wiederherstellung Schwedens ausdrücklich verlangt. Jetzt zwang es durch Besetzung der

brandenburgisch-westphälischen Länder den Kurfürsten zum Frieden. Auch Dänemark wurde dazu genöthigt. Zu St. Germain en Laye (1679, 26. Juni) und zu Fontainebleau (2. Sept.) kamen die endlichen Friedenschlüsse zwischen Frankreich und Schweden einerseits, und Brandenburg und Dänemark anderseits, zu Stande, wodurch Brandenburg blos einen Strich von Schwedisch-Pommern jenseits der Oder gewann, Dänemark aber alles Eroberte zurückgab.

Die Zeiten, die unmittelbar auf den Nimweger Frieden folgten, sind die schmachvollsten, welche Europa bisher erfahren, vornehmlich für Spanien und Oestreich.

Ludwig behielt mehrere Orte besetzt, die er im Friedensschluß abgetreten, unterwarf sich, dem westphälischen Frieden zuwider, die Reichsritterschaft und die Reichsstädte im Elsaß, und errichtete mit unerhörter Rechtsverhöhnung sogenannte Reunionskammern in Metz, Breisach, Besançon und Tournay, welche ausmitteln und aussprechen sollten, was ehevor, wenn auch in unvordenklichen Zeiten, Zugehör der an Frankreich abgetretenen Länder und Gebiete gewesen. Was diese Kammern für solche ehemalige Zugehör erklärten, das wurde sofort in Besitz genommen. Der König war Kläger, Richter und Vollstrecker in einer Person. Auf solche Weise wurden Lauterbach, Germersheim, Falkenburg, Zweibrücken, Veldenz, Saarbrücken, ein Theil des Herzogthums Luxemburg und verschiedene Bezirke von Brabant und Flandern weggenommen. Nicht nur die ansehnlichsten Reichsfürsten, wie Pfalz und Trier, sondern auch Spanien und selbst Schweden, des Königs Bundesgenosse, wurden also beraubt. Seit der Römerzeit war so freche Anmaßung, so schamlose Gewaltthat ohne Beispiel.

Nicht genug! der König nahm das reiche und starke Straßburg durch plötzlichen Ueberfall weg; er forderte Alost in Flandern, weil seine Minister vergessen hätten, es in den Traktat zu setzen, und bombardirte Luxemburg, als Spanien widersprach; er schreckte die Schweizer durch Erbauung von Hüningen hart an der Basler Grenze. Er steckte Algier durch seine neu erfundenen Bombardiergaliotten in Brand, bald hernach auch Genua, die prächtige, die ihn beleidigt hatte. Die Gesandten von Algier, Tunis und Tripoli kamen nach Versailles, um daselbst Abbitte zu leisten; auch Genua's Doge mit vier der vornehmsten Senatoren kamen dahin, derselben Demüthigung sich zu unterwerfen. Auch der Papst ward wiederholt mißhandelt wegen des sogenannten Rechts der Regalien und wegen des von Frankreich behaupteten, abgeschmackten Rechtes der Quartier-Freiheit seiner Gesandten.

Europa zitterte vor Furcht, Scham und Unwillen, aber es mangelte der Muth oder die Kraft des Widerstandes. Nur Wilhelm von Oranien verzagte nicht. Aber seine Bemühungen hatten geringen Erfolg. Ein Kongreß in Frankfurt (1681), so wie ein erneuter, feierlicher Bund zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden und Holland (1683, 6. Febr.) schreckte Frankreich wenig. Vielmehr griff es Spanien an, eroberte Luxemburg (1684, 4. Juni), und fiel in Catalonien ein. Mehrere Städte in Flandern wurden erobert, auch in's Trier'sche ward ein Einfall gethan, ja Trier selbst geschleift, alles — um den Geist des Nimweger Friedens zu erfüllen, wie Ludwig höhnend sagte. Daher achtete Wilhelm, seine Hoffnungen der Zukunft vertrauend, für den Augenblick nichts für so nothwendig als Frieden um jeden Preis, und verabredete mit Ludwig einen Waffenstillstand auf 20 Jahre (1684, 15. Aug.), welchen der Kaiser

und Spanien genehmigten. Dem König verblieb durch denselben alles Land, welches die Reunionskammern ihm zugesprochen, auch Luxemburg und anderes mehr. Ludwig war jetzt in dem Zenith seiner Herrlichkeit; von nun an begann er zu sinken.

Ungarische und Türkische Geschichten. Belagerung Wiens. Friede zu Karlowiz.

Von Frankreichs bisherigen Triumphen war keiner so wirksam gewesen, als die fortwährende und von Ludwig sorgfältig beförderte Bedrängniß des Kaisers durch die Waffen der Ungarn und der Türken.

Im J. 1658 entbrannte wegen der Unruhen Siebenbürgens der Türkische Krieg. Seit 1606 war Friede bestanden. Vermöge Vertrags hatte Siebenbürgen seine eigenen, von den Ständen gewählten, Fürsten, welcher Beide, den Sultan und den Kaiser, als Schutzherren erkannte. Weil nun der Fürst Georg II. den Hospodar der Moldau verjagt hatte, so entsetzte der Sultan ihn des Fürstenthums. Hierüber entstand Krieg; Ragoczy erlag der Uebermacht des türkischen Heeres, welches sofort auch in die Ungar'schen Gespannschaften, denen Ragoczy vorgestanden, einfiel, und Großwaradein eroberte. Der Kaiser, welchen Ragoczy um Hilfe angerufen, sandte Truppen an die bedrohten Grenzen. Doch währten die Unterhandlungen, ungeachtet der Kampf schon wüthete, fort, und erst 1663 erfolgte von Seiten der Türken die förmliche Kriegserklärung. Viel Land wurde verwüstet, die Feste Neuhäusel erobert, Mähren von Tartaren-Schwärmen heimgesucht. Bis Franken und Schwaben ging der Schrecken. Der Reichstag bewilligte jetzt ansehnliche Hilfe an Geld und an Truppen; auch bei fremden Mächten ward um Beistand geworben, und es sandte

selbst der König von Frankreich eine Schaar von 5000 Mann zur Vertheidigung Oestreichs. Er hielt, als „allerchristlichster König“ bei so dringender Noth der Christen, solche Hilfeleistung für eine Ehrenschuld.

Das vereinte Heer erfocht darauf unter Montecuculi's Oberbefehl bei dem Kloster St. Gotthard (1664, 2. Aug.) an der Raab einen bedeutenden Sieg, und welcher noch größere zu versprechen schien. Aber der Kaiser eilte, den Frieden anzunehmen, den die Türken jetzt anboten, und wornach diese Waradein und Neuhäusel behielten, auch in Siebenbürgen Abaffi, welchen der Sultan ernannt hatte, Fürst blieb, jedoch nach dem ehevorigen Verhältniß als Schützling beider Reiche (10. Aug.). Der Friede ward auf 20 Jahre geschlossen.

Mit demselben waren die Ungarn sehr mißvergnügt, da das Land dadurch seiner Schutzwehren beraubt blieb. Der längst gährende Haß gegen Oestreich zog hieraus neue Nahrung. Allmälig bildete sich eine weitverbreitete Verschwörung, woran selbst die Ersten des Reiches Theil nahmen. Von denselben litten, als die Sache verrathen ward, die Grafen Peter von Zriny, Bannus von Croatien, Christoph von Frangepani, sein Schwager, und Franz von Nadasdi, ungarischer Oberrichter, den Tod durch Henkerschwert. Auch der Statthalter in Steyermark, Graf von Tettenbach, wurde hingerichtet. Viele Andere entflohen; Mehrere, unter ihnen der junge Ragoczy, erhielten Gnade (1670).

Die ganze Nation sollte jetzt büßen, was Einzelne verbrochen. Das Kriegsrecht sollte gelten wie über ein erobertes Land, nicht mehr das einheimische, bürgerliche Gesetz, nicht mehr die Wahlkapitulation des Königs und die beschworene Verfassung, nicht mehr die längst verbrieften Freiheiten der

Nation. Außerordentliche Kommissarien saßen über den Verrath und über den Verdacht des Verraths zu Gericht, Kriegsbefehlshaber verwalteten das Land; Willkür und Grausamkeit führten den Stab. Also verloren viele Städte ihre wohlerworbenen Vorrechte, und also wurden vor andern zumal die Protestanten gedrückt, weil unter denselben das Mißvergnügen am meisten begründet oder am deutlichsten erschienen war. Durch ganz Ungarn ward nun eine Gegenreformation vorgenommen, die feierlichst gewährten Religionsfreiheiten galten nicht mehr, die evangelischen Kirchen mit Kirchenvermögen fielen den Katholiken zu, und über die evangelischen Prediger (wie in der neuesten Zeit über die Freimaurer) erging eine allgemeine Aechtung.

Zu allem dem kamen willkürliche Steuern und Geldstrafen, die der Wahlkapitulation zuwiderlaufende Besetzung der Aemter und Ehrenstellen mit Ausländern, die völlige Verdrängung der Nationaltruppen durch teutsche, und selbst die Aufhebung der als Palladium der Reichsfreiheit betrachteten Würde des Palatinus

Solche Maßregeln entzündeten das Feuer der Empörung, statt es zu ersticken. Hatten doch die Ungarn und jeder Stand des Reichs selbst verfassungsmäßig seit Königs Andreas Zeit (1222) das — freilich heillose Recht des Widerstandes, wenn ihre Konstitution verletzt ward, und trieb man sie jetzt muthwillig auf's Aeußerste.

Also sah man die Rebellen, wie Oestreich sie nannte, bald zu ansehnlichen Heermassen anschwellen, Städte und Festen einnehmen, in förmlichen Schlachten wider ihre Dränger streiten. Der kühne Graf Emmerich von Tökely war das Haupt dieses neuen Aufstandes. Viele Magnaten und ganze Schaaren des niedern Adels hielten's mit ihm. Das Land wurde ein Schauplatz aller Gräuel.

Nach vielen blutigen Gefechten, da die Macht der Empörer täglich zunahm, die Türken ihnen fast offenen Beistand gaben, Frankreich aber durch Intriguen, Geld und Waffen sie unterstützte, da Tökely endlich selbst in Oestreich drang, suchte der kaiserliche Hof durch Rückkehr zu einiger Milde sie zu entwaffnen. Wiewohl aber auf dem Reichstag zu Odenburg (1681) die allzuharten Bedrückungen aufgehoben wurden, so brannte dennoch wegen Mangels an Vertrauen die Flamme fort, und wurde noch weit verheerender durch den jetzt dazu kommenden Türkenkrieg.

Noch saß auf dem Thron der Osmannen Mohammed IV., Sohn des Sultans Ibrahim, welcher durch die Ulema's des Reiches entsetzt und auf Befehl des Mufti im Kerker war erdrosselt worden (1648, 17. Aug.). Zwei Großveziere, Mohammed Kiuprili und sein noch berühmterer Sohn, Achmet Kiuprili, erneuerten jetzt die Furchtbarkeit der türkischen Waffen. Wir haben des siebenbürgischen Krieges, der Noth Kaiser Leopolds und des, trotz des östreichischen Sieges bei St. Gotthard, für die Türken gewinnreichen Friedens (1664) schon früher gedacht. Einige Jahre darauf eroberten dieselben nach einem 24jährigen Kampf Candia (1669), die Königin der griechischen Gewässer, eine Hauptschutzwehr Italiens und der Christenheit. Zweimalhunderttausend Menschen hatte diese Eroberung die Türken gekostet. Der Republik Venedig blieben im Frieden noch einige Häfen und Festen auf der schönen Insel; auch im Archipelagus behielt sie, was noch nicht verloren war.

Noch war der 20jährige Stillstand mit Oestreich nicht abgelaufen, als die türkische Heeresmacht, von Großvezier Kara Mustapha selbst geführt, über Ungarn sich ergoß, Tökely zum Herrn des ganzen Reichs, als Schützling der Pforte erklärend (1682). Bald war das kaiserliche Heer zu-

rück nach Oestreich getrieben, und also der Krieg auf teutschen Boden gewälzt. Die Türken lagerten sich vor Wien (1683, 14. Juli). Der Kaiser, in bestürzter Eile, floh nach Passau. Oestreich und Steyermark wurden von Tartaren verwüstet. Tökely brandschatzte Mähren.

Die Besatzung Wiens unter dem Grafen Rüdiger von Stahremberg bestand aus 12,000 Mann regulirter Truppen, welchen die Bürger und mit diesen die gewerbsbeflissene und die studirende Jugend, tapfern Beistand leisteten. Aber die Türken zählten 200,000 Streiter und 200 Feuerschlünde. Der Fall Wiens schien unvermeidlich.

Aber Wien wurde nicht erobert. Die dringende Gefahr riß endlich die teutschen Stände aus ihrer sonst gewöhnlichen Schläfrigkeit und engherzigen Entzweiung. Achtzigtausend Streiter sammelten sich aus den teutschen Landen in kurzer Frist. Zwanzigtausend Polen gesellten sich ihnen als Hilfsvölker bei. Der König von Polen, der tapfere Johann Sobiesky, führte den Oberbefehl. Unter ihm standen der Herzog Karl von Lothringen und der Fürst von Waldeck. Am 12. Sept. stürzte den Kahlenberg herunter in langen, wohlgeordneten Schaaren das tapfere Christenheer über den sorglosen Feind. Der glorreichste, der entscheidendste Sieg ward gewonnen, unsägliche Beute gemacht, blutig die erlittene Schmach gerächt. Wien, Teutschland war gerettet, der Krieg zurück nach Ungarn gewälzt.

Indessen eilten die Sieger den flüchtigen Türken nach, und eroberten vieles Land, Gran, Neuhäusel, Ofen, fast ganz Ungarn, auch Slavonien und Servien, welches letztere jedoch wieder verloren ging. In vielen Schlachten, am entscheidendsten bei Mohacz (1687, 12. Aug.), wurden die Türken geschlagen. In Siebenbürgen erklärte Fürst Abaffi sich für Oestreich. In keinem frühern Krieg hatte

Oestreich so glücklich gestritten, keinen auch die französischen nicht, mit solchem Eifer geführt. Denn es galt nicht bloß die Demüthigung der Pforte, sondern, was weit sehnlicher begehrt ward, die Unterwerfung der Ungarn. Kein willkommenerer Anlaß konnte gefunden werden, als die verunglückte Empörung, um die königlichen Rechte auszudehnen, die Verfassung zu stürzen, und zumal das Reich zum Erbreich zu erklären. Auch ward auf einem Reichstag zu Preßburg (1687) dieser große Zweck wirklich erreicht. Die Ungarn — obschon widerstrebend — erkannten das (dem Mannsstamm beider Linien, der teutschen und der spanischen, zugesprochene) Erbrecht des Hauses Oestreich zu ihrer Krone, und entsagten dem alten Rechte des Widerstandes gegen den König.

Mit ähnlichem Glück, wie Oestreich, stritt Venedig gegen die Pforte. Schon 1684 hatte die Republik eine Allianz mit dem Kaiser geschlossen, und ihre Waffen nach Dalmatien und nach Morea getragen. Ihr Feldherr, Morosini, eroberte nach und nach die ganze, an natürlichen und künstlichen Festen reiche, Halbinsel, auch Korinth, Athen und mehreres Andere.

Der Sultan Mohammed IV. büßte das Unglück seiner Waffen mit dem Verluste des Reichs. Eine Empörung der Soldaten brach gegen ihn aus. Sein Bruder, Solyman III., aus dem Gefängnisse des Serails hervorgeholt, wurde zum Padischah ausgerufen (1687); Mohammed wanderte in Solymans Kerker. Der neue Großwessier, Kiuprili Mustapha, war etwas glücklicher im Felde. Auch unter Achmed II., Solymans Bruder und Nachfolger (1691), schwankte der Sieg, bis ihn der Markgraf Ludwig von Baden, des vortrefflichen Herzogs Karl von Lothringen gleich vortrefflicher Nach-

folger im Heerbefehl, durch die glorreiche Schlacht bei Salankemen (19. Aug.) von neuem fesselte.

Auf Achmed II. (1695) folgte Mustapha II., des unglücklichen Mohammeds IV. muthigerer Sohn. Derselbe, den alten Sultanen nacheifernd, übernahm persönlich den Heerbefehl. Auch erkämpfte er wiederholten Sieg, und hielt Oestreich so lange die Waage — der Markgraf Ludwig stritt jetzt am Rhein gegen Frankreich — bis der jugendliche Held, Prinz Eugen von Savoyen, bei Zenta (1697, 11 Sept.) die Türken fast zur Vernichtung schlug, und tief in Bosnien drang.

Schon früher hatte der russische Czaar, Peter, den Krieg in dem Land zwischen Dnieper und Don mit Nachdruck fortsetzend, die Tartaren und Türken geschlagen, und Assov erobert.

So viele Unfälle beugten den Stolz der Pforte. Sie nahm jetzt gern die Vermittlung der Seemächte an, und schloß zu Carlowitz (1699, 26. Jän.) Frieden auf fünfundzwanzig Jahre.

Vermöge desselben behielt der Kaiser Siebenbürgen, Slavonien und die Landschaft Batschka zwischen Donau und Theiß; den Türken blieb Temeswar mit dem Land von der Maros bis an die Donau. Tökely mit seinen Anhängern sollte nimmer nach Ungarn zurückkommen.

Auch mit Polen und mit Venedig ward Friede geschlossen. Polen erhielt Caminiek, Podolien und was die Türken in der Ukraine besaßen, zurück, und räumten dagegen die Moldau. Venedig gewann ganz Morea, nebst einigen Plätzen in Dalmatien.

Rußland schloß Anfangs bloß einen zweijährigen Stillstand, bald darauf jedoch (1700, 13. Juli) Frieden auf dreißig Jahre. Assov blieb in seinem Besitz.

Bald nach diesem harten Frieden wurde Sultan Mustapha durch einen Aufstand der Janitscharen vom Thron gestoßen. Er überließ das Reich seinem Bruder Achmed III. (1702).

Dritter Hauptkrieg Ludwigs. Aufhebung des Edikts von Nantes.

Wir haben Ludwig XIV. auf dem Gipfel der Macht erblickt. Kühnen Schrittes, unverholen ging er dem stolzen Ziele der Beherrschung Europa's zu, und verfehlte es — meist nur aus eigener Schuld. Durch Uebermuth gegen Groß und Klein, durch geräuschvolles Schaustellen der Macht, erbitterte er und regte weit mehr zum Widerstand auf, als durch ihre Vergrößerung selbst. Dazu kamen, zumal nach Colberts Tod (1683), die größten Fehler in der einheimischen Verwaltung, unmäßige Verschwendung, steigender Volksdruck und manch' verderbliche Despotenlaune. Der alternde König — einst selbstherrschend, lichtvoll und nach Ruhm strebend — wurde mehr und mehr der listigen Schmeichler, der bigotten Frauen, der fanatischen Priester Knecht. Durch Aufhebung (1685, 22. Okt.) des Ediktes von Nantes, welches den Reformirten die Religionsfreiheit zusicherte (erlassen von Heinrich IV., und selbst durch Richelieu nach Eroberung Rochelles in der Hauptsache bestätigt), schlug er dem Reich eine Wunde, die noch heute nicht vernarbt ist.

Der Kanzler, Le Tellier, und der Kriegsminister Louvois, Colberts Feinde und die verfolgungssüchtigen Knechte Roms, die Jesuiten, verschworen sich gegen die Reformirten. Ihre Aufhetzungen, unterstützt durch jene der frömmelnden Marquise von Maintenon, des alternden Königs Freundin, ja späterhin ihm heimlich angetrauten Frau, bewogen denselben zur Erneuerung, zur steigenden Schärfung des Drucks. Viele unwürdige, ungerechte, tyrannische Mittel

wurden angewendet, die Reformirten zurück zum katholischen Glauben zu führen. Einige schwache Versuche des Widerstandes bestrafte man mit Galgen und Rad. Rohe Militärhaufen unterstützten den Bekehrungseifer der katholischen Priester. Da verließen die Reformirten in Schaaren das Land; aber Galeerenstrafe ward ausgesprochen gegen die Flüchtlinge, und endlich erschien das königliche Edikt, welches jenes von Nantes förmlich aufhob (1685, 22. Okt.), alle Reformirten zum katholischen Glauben zurückrief und die Prediger, welche nicht Folge leisten würden, aus dem Reiche verbannte. Aber den vertriebenen Hirten folgte ein großer Theil der Heerde. Trotz Verboten und Strafen, wanderten fünfmalhunderttausend Reformirte aus, und trugen nach England, Holland, Dänemark und Nordteutschland, wo man überall freudig sie empfing, französisches Gold, befruchtenden Kunstfleiß und Haß gegen den tyrannischen König. Dieser erreichte selbst sein engherzig gesetztes Ziel, die Ausrottung der Ketzerei in Frankreich, nicht. Eine halbe Million Reformirter blieb im Lande zurück. Im Herzen währte der alte Glaube fort, und der gerechte Haß brach bei der ersten Gelegenheit in verderbliche Flammen aus.

Indessen setzte Ludwig seine herrschsüchtigen Entwürfe fort. Im Namen der Herzogin von Orleans, einer pfälzischen Prinzessin, forderte er einen großen Theil der Erbschaft ihres Bruders, des Kurfürsten Karl. Zugleich begehrte er, dem Erzstift Köln einen Ihm ergebenen Erzbischof und Kurfürsten, den Kardinal Egon von Fürstenberg, zu setzen. Aber der Kaiser erklärte diesen unteutsch gesinnten Fürsten für unfähig, und verschaffte das Erzstift dem Prinzen Joseph Clemens von Baiern (1688, Sept.).

Sofort fiel Ludwig feindlich in's Reich, eroberte im ersten Feldzug Philippsburg mit vielen andern Städten

am Rhein, und brandschatzte weit umher das Land. Den Kaiser beschäftigten fortwährend die türkischen Waffen; das Reich war, wie immer, zertheilt, schwach und zagend. Noch stand Dänemark im Bund mit Frankreich, und K. Jakob von England bewahrte Ludwig seine alte Freundschaft. Spanien dagegen vermochte wenig. Auf dem Prinzen von Oranien allein ruhte die Hoffnung Europa's. Dieser indessen entthronte seinen Schwiegervater, den König von England, und änderte durch solche große Revolution alle Verhältnisse plötzlich.

Zum Verständniß dieser Dinge ist das Nachholen der frühern Geschichten Englands nöthig.

Englische Geschichte. Cromwell Protektor. Restauration Karls II.

Nach der Hinrichtung K. Karls I. lagerten sich über den drei Reichen, England, Schottland und Irland, die Schrecken der Tyrannei, der Anarchie und des Bürgerkrieges.

Das Rumpfparlament, faktischer Inhaber der Gewalt, verstärkte sich — um einen gesetzmäßigen Schein zu erlangen — durch einige der früher ausgestoßenen, so wie durch mehrere neugewählte Mitglieder, und ernannte einen vollziehenden Rath von 38 Personen. Aber der Haß der entgegengesetztesten Parteien, der kirchlichen und politischen Fanatiker, so wie der königlich Gesinnten lag über ihm, und das Heer, die einzige Stütze seiner Macht, war unzuverläßig, voll Meuterei, fortwährend zu jedem Frevel bereit. Doch wurde, wenigstens in England, der Ausbruch zurückgehalten, und ein verwegener Aufstand der Levellers gedämpft durch Cromwells Muth und Glück.

Aber in Irland und Schottland entbrannte offener

Krieg. Dort und hier wurde Karl II., des enthaupteten Königs Sohn, als König ausgerufen. Mit blutdürstiger Wuth schlug Cromwell — nach des edlen Fairfax Abdankung zum Oberfeldherrn des englischen Heeres ernannt — im ersten Lande die Royalisten nieder, und eilte dann nach Schottland. Bei Dunbar (1650, 3. Sept.) erfocht er den entscheidendsten Sieg über das schlechtgeführte schottische Heer, und als Karl II. verzweiflungsvoll mit dem Rest seiner Truppen in England einbrach, zernichtete er dieselben vollständig bei Worcester (1651, 3. Sept.). Unter tausendfältiger Noth und Gefahr entkam Karl nach Frankreich. Schottland wurde jetzt gezwungen zur Vereinigung mit England.

Das Parlament, in dessen Namen solche Siege erkämpft wurden, behauptete jedoch seine Hoheit nicht lange. Auf Cromwell's Vorschlag erließen die Kriegshäupter eine Remonstranz an's Parlament, worin sie dasselbe zur Niederlegung der schon so lange geführten Gewalt aufforderten. Als dieses verweigert ward, so jagte Cromwell mit einem Trupp Soldaten das Parlament auseinander (1653, 20. April), die verächtlichsten Schmähworte den sich Entfernenden nachrufend, und schloß, als alle gegangen waren, das Haus. Also endete das langwierige Parlament.

Mit steigendem Uebermuth schuf Cromwell sich jetzt ein Parlament aus 139 Personen, die er nach Willkühr aus England, Schottland und Irland zusammenberief. Diese Versammlung — nach einem ihrer Mitglieder, Gottlob Barebone, wurde sie spottweise das Barebone-Parlament genannt — gab schon nach fünf Monaten ihre noch mehr lächerliche als verhaßte Scheingewalt in die Hände Desjenigen zurück, der sie gerufen; worauf der Kriegsrath, nach einem von dem General Lambert binnen drei Tagen entworfenen

Verfassungsplan — das Instrument der Regierung genannt — Cromwelln zum lebenslänglichen Protektor der drei verbundenen Reiche erklärte (1653, 12. Dec.). Ihm zur Seite sollte ein Staatsrath seyn, und alle drei Jahre ein Parlament versammelt werden, welches fünf Monate lang nicht dürfte aufgehoben werden. Die gesetzverwaltende, die richterliche und die Kriegsgewalt ruhten meist auf dem Protektor. Nach seinem Tod sollte der Staatsrath den Nachfolger ernennen. Cromwell beschwur das Instrument.

Verglichen mit der Gesetzlosigkeit des bisherigen Zustandes, konnte die neue Verfassung, so übereilt und anmaßlich sie eingeführt war, als eine Wohlthat gelten. Allein der Nation war sie verhaßt. Dieses mochte der Protektor aus dem untrüglichsten Kennzeichen — aus der Stimmung des ersten, von ihm einberufenen, freigewählten Parlaments — erkennen. Es fing seine Arbeiten an mit der Prüfung der Rechtsgiltigkeit jenes Instruments, welches Cromwelln das Protektorat verlieh, und nur durch eine beschleunigte Aufhebung des Parlaments entging derselbe der ihm drohenden, äußersten Gefahr.

Ein zweites Parlament, auf dessen Erwählung Cromwell, durch Erfahrung belehrt, den mächtigsten Einfluß durch Bestechung und Schrecken geübt, und gegen dessen freigesinntere Mitglieder er selbst gewaltsame Ausschließung sich erlaubt hatte, bezeigte sich desto willfähriger und ergebener (1656, 1657). Es trug ihm sogar förmlich die Krone an, welche jedoch anzunehmen der Protektor sich nicht getraute. Indessen erhielt er von dem Parlament eine feierliche Anerkennung und gesetzmäßige Bestätigung seiner Gewalt. Jetzt erst erschien er als legitimer Beherrscher des Reiches. Auch ein Oberhaus errichtete er, meist aus seinen ergebensten Anhängern. Dennoch bannte er den republikanischen Geist nicht,

welcher vielmehr mit erneuter Stärke in dem Haus der Gemeinen erwachte. Abermal sah sich Cromwell zur eiligen Aufhebung gezwungen (1658, 4. Febr.). Aber fortwährende Aeußerungen des Mißvergnügens unter allen Klassen des Volkes, selbst Verschwörungen und Mordversuche, sogar vom Heer ausgehend, ließen ihn nimmer zur Ruhe kommen; er führte das angstvolle Leben des Tyrannen und des von Gewissensbissen gepeinigten Sünders.

Weit glänzender als im Innern erschien Cromwells Regierung in auswärtigen Dingen. Die im Innern sich feindselig entgegenstehenden Parteien verband gegen das Ausland ein gemeinsamer, vaterländischer Geist. Heroische Charaktere traten auf, Land und Meere erfüllte der Kriegsruhm englischer Helden.

Noch vor Cromwells Erhebung zum Protektorat führte die Republik England heftigen Krieg wider Holland. Demselben voran ging die berühmte Navigationsakte (1651), welche, alle Einfuhr von Waaren verbietend, die nicht Naturerzeugniß oder Arbeitsprodukt der einführenden Nationen wären, dadurch allernächst und am härtesten die Holländer traf, die bisher fast alleinigen Spediteurs aller Welt; eine Verordnung, die weder das ausschweifende Lob, noch den heftigen Tadel verdient, welcher in neuen und neuesten Zeiten darüber erging.

Der Krieg der beiden Republiken wurde mit aller Erbitterung von Nationalkriegen geführt, und mit einem Heldenmuthe, welcher würdig gewesen wäre eines Kampfes um die heiligste Idee, eines Kampfes um Freiheit, Ehre und Daseyn. Aber in den vielen Schlachten zwischen den Kriegsflotten, so hartnäckig man stritt, so viele Schiffstrümmer die Meere bedeckten, blieben Blake und Tromp (der ältere), ob auch abwechselnd besiegt, doch im Ganzen unüberwunden.

Bald nach der Auflösung des langwierigen Parlaments, welchem Holland vergebens die Aussöhnung angetragen, schloß Cromwell, jetzt Protektor, Friede mit den Generalstaaten auf billige Bedingungen. Die beiden Republiken wurden durch eine Defensivallianz verbunden; England erhielt einige Genugthuung für frühere Unbilden, und die Ehre der Flagge.

Aber der Protektor, durch Krieg und Gewaltthat emporgekommen, begehrte stets neuen Krieg, aus Politik nicht minder, als aus Lust. Aeußere Kämpfe zogen die Blicke wie die Kräfte der mißvergnügten Nation von den einheimischen Dingen ab. Auch war kaum in irgend einer frühern Zeit die Macht Englands so furchtbar wie jetzt erschienen; der Protektor sah sich nach dem Schauplatz ihrer nützlichsten Verwendung um.

Noch lagen Spanien und Frankreich gegeneinander in dem schweren Kampf, welchen erst der pyrenäische Friede endigte. Beide buhlten um Cromwells Gunst. Zwar waren die Könige beider Reiche verwandt mit dem unglücklichen Karl I., welchen Cromwell dem Blutgerüst überliefert hatte, und es schien die Stimme der Ehre nicht minder, als jene der Monarchenpolitik, sie aufzufordern zur Feindschaft wider den Protektor. Aber die allernächstliegenden Interessen der Furcht, der Rivalität, der engherzigen Selbstsucht, erstickten jene Stimme. Kaum getraute sich der französische Hof der Wittwe Karls I., der Tochter Heinrichs IV., eine Zufluchtsstätte und ein Gnadenbrod zu gewähren; ihren Sohn, Karl II., trieb er durch schnöde Begegnung aus dem Reich; dem Protektor dagegen, dem Mörder des Königs, erwies er knechtische Huldigung. Auch ward in dem Freundschaftstraktat, welchen der Protektor nach langem Zögern genehmigte, desselben Name vor jenen des Königs von Frankreich gesetzt.

Auch Spanien, das sonst so stolze, ging freundschaft-

suchend den Revolutionsmännern entgegen. Die erste Macht, welche die Rechtmäßigkeit der englischen Republik feierlich anerkannte, war Spanien. Doch alle Gefälligkeit desselben gegen den Protektor konnte diesem keine Freundschaft einflößen. Die Schwäche Spaniens reizte ihn zum Angriff, und der Religionshaß bot willkommenen Vorwand.

Vor aller Kriegserklärung griffen die englischen Flotten die Niederlassungen der Spanier in Westindien an, und nahmen ohne Schwertschlag die reiche Insel Jamaika (1656). Nach erklärtem Krieg schlugen die Engländer und zerstörten mehrere spanische Flotten, und eroberten mit den Franzosen vereint Mardyk und Dünkirchen, die sie hernach auch im Frieden behielten (1659, 1660).

Während dieses Krieges hatte die englische Flotte unter Blake auch die italischen Mächte geschreckt, Tunis und Algier gedemüthigt, und selbst der fernen Pforte Achtung geboten.

Nicht lange nach der Aufhebung seines zweiten Parlaments starb Cromwell (1658, 3. Sept.), unter fortwährend gemehrten Sorgen für die Behauptung der Herrschaft. Mit jedem Tage näherten sich die Schrecken der Gegenrevolution. Er entging derselben durch sein gutes Glück, aber dem verwerfenden Urtheil der Nachwelt ist er nicht entgangen, trotz aller Huldigungen der gleichzeitigen Häupter Europa's, und trotz der fanatischen Lobpreisungen seiner Faktion. Zwar sein Privatwandel, im häuslichen, wie im bürgerlichen Verhältniß, war vielfach löblich, und selbst Hume, der seine Verbrechen sonst sehr strenge beurtheilt, findet bewunderungswürdig, daß Cromwell, bei so heftigem Ehrgeiz und so brennender Schwärmerei, dennoch so viele Gerechtigkeit und Mäßigung beobachtet habe. Dessenungeachtet ist nicht zu verkennen, daß die vorherrschenden Züge seines Charakters soldatische Gewaltthätigkeit

und Religionsschwärmerei — dabei auch schändliche Heuchelei — gewesen, daß er, unempfänglich für große Ideen, nur von Selbstsucht und Fanatismus getrieben, und weit mehr durch die Gunst der Umstände, als durch inwohnende persönliche Kraft gehoben worden.

Die englische Revolution, schon in ihrem Beginnen unlauter, in ihrem Verlaufe reich an Verbrechen und Thorheiten, endete schmählich. Durch keine einzige lebendige Idee, durch kein einziges hohes Nationalinteresse ward die große Mehrheit des Volkes an die Revolution gebunden; die republikanische Verfassung ermangelte durchaus jeder haltbaren Grundlage, jedes innern Lebensprinzips. Nur der von der siegenden Faktion ausgehende Schrecken, und die gegenseitige Feindseligkeit der übrigen Parteien hielt sie augenblicklich aufrecht; sie stürzte unvermeidlich zusammen, sobald eines jener beiden ermangelte.

Beides geschah bald nach Cromwells Tod. Zwar wurde Richard Cromwell, sein Sohn, den er zum Nachfolger ernannt hatte, vom Staatsrath, vom Heer und von der Flotte, so wie von den wichtigsten Grafschaften und Städten, nicht minder von den auswärtigen Mächten, als Protektor anerkannt; aber es gebrach ihm an der zur Befestigung der schwankenden Herrschaft so nöthigen Kraft und Einsicht. Die ausgezeichnetsten Kriegshäupter, zumal der kühne Lambert — welchen schon der alte Protektor gescheut hatte — reichten eine Remonstranz zu Gunsten der „guten alten Sache," wie sie das System der Independenten oder der Feinde Karls I. nannten, ein, und verlangten einen Oberfeldherrn, der ihres Sinnes wäre. Das Parlament, über solche Anmaßung entrüstet, schloß sich enger an den jungen Protektor, aber dieser, von welchem die Generale jetzt trotzig die Aufhebung des Parlaments forderten, that zaghaft, wie sie be-

gehrten, und machte sich also vollends wehrlos (1659, 22. Apr.). Bald darauf unterzeichnete er seine eigene Abdankung (25. Mai).

Um den Schein einer bürgerlichen Regierung zu erhalten, berief jetzt der Kriegsrath das alte Rumpfparlament wieder. Aber die entrüsteten Kriegshäupter, den ehrgeizigen Lambert an der Spitze, wiesen es schnell in sein Nichts zurück, und beauftragten an seiner Statt einen sogenannten Sicherheits-Ausschuß von 23 Mitgliedern mit der Regierung das Reiches. Der anarchische Zustand stieg jetzt auf's Höchste.

Da erklärten sich nicht nur die Häupter der Parlamentspartei, sondern selbst viele Gegner derselben, es erklärten sich auch die Stadt London, und selbst ein Theil der Truppen, laut gegen den Sicherheitsausschuß. Dasselbe that der General Monk, Befehlshaber in Schottland, Lamberts persönlicher Gegner, ein tapferer und kluger Mann. Die Königlichgesinnten, solche Entzweiung der Republikaner wahrnehmend, faßten erneute Hoffnung, und richteten zumal ihre Blicke auf Monk, der da schweigend gegen Lambert und gegen die Hauptstadt heranrückte. Das Rumpfparlament hatte inzwischen von neuem sich versammelt; aber als nach Monks Einzug, auf dessen Einladung, die früher ausgestoßenen Mitglieder ihre Sitze darin wieder einnahmen, und nun die Majorität aus Feinden der Independenten bestand, so hob es durch einen Beschluß dieser Majorität sich selber auf, und verordnete die Wahl eines neuen Parlaments (1660, 16. März).

Jetzt erst trat Monk mit Karl II. in eine geheime Unterhandlung. Die Mehrheit der Nation, des revolutionären Zustandes müde, sehnte sich nach der Wiederherstellung des Königthums. Weitaus die meisten Wahlen für's Parlament

fielen auf Königlichgesinnte. Die Weiseren zwar wünschten, durch einen Vertrag mit dem Prinzen die Freiheiten der Nation zu sichern. Aber Monk begünstigte diejenigen, welche den König ohne irgend eine beschränkende Klausel wieder einsetzen wollten. Karl II. empfing erstaunt die Einladung zur Besitznahme seines Reiches. Das neue Parlament, (eröffnet am 25. April 1660), nachdem es von ihm einen gnädigen Brief empfangen, rief ihn jubelnd als König aus (8. Mai), und durch das ganze Reich tönte der Jubel wieder.

Die letzten Stuarte. Die Revolution.

Für das Haus Stuart selbst, nicht nur für das Volk, war es das größte Unglück, daß die Wiedereinsetzung ohne alle Beschränkung der königlichen Gewalt, ohne alle Gewährleistung für die Volksrechte, geschehen war. Zwar hatte der König noch vor seiner Wiedereinsetzung eine allgemeine Amnestie verheißen, ohne andere Ausnahme, als welche das Parlament beschließen würde; auch Gewissensfreiheit und andere kostbare Rechte waren unter derselben einzigen Beschränkung gewährt worden. Aber dieser scheinbar billige Vorbehalt gab die Nation und alle Einzelnen dem theils servilen, theils durch eigenen Reaktionsgeist getriebenen Parlamente Preis. Alle Früchte der Revolution, durch Blut und Thränen so theuer erkauft, gingen verloren; nicht ein Grundsatz, nicht ein Bollwerk der Freiheit wurde gerettet; die Bestrebungen so vieler edlen Geister, die Selbstaufopferung der heldenmüthigsten Patrioten waren umsonst geschehen, und die Verfassung kehrte ganz zu demjenigen Punkte, auf welchem sie sich vor der Revolution befand, ja noch weiter zurück.

Zuvörderst, in Gemäßheit des von beiden Häusern genehmigten Amnestiegesetzes, begann der Prozeß der Königsmörder, so wie einiger anderer von der Verzeihung nament-

lich Ausgenommener, und fand die Hinrichtung der Verhaßtesten statt.

Auch in Schottland floß Blut. Das schottische Parlament wetteiferte mit dem englischen an Unterthänigkeit. In diesem wurde nur in Kirchensachen noch einiger Widerspruch laut; auch waren die Geldbewilligungen den königlichen Wünschen nicht vollkommen entsprechend.

Ein zweites Parlament war noch gefälliger. Es bewilligte die Verbrennung der Haupturkunden der Revolution — wie der Convenant und der Erklärung Englands zur Republik — durch Henkershand; es beschränkte das Petitionsrecht der Unterthanen, es gab alle militärische Gewalt auf, und entsagte feierlich allem Recht der Waffen und jeder Vertheidigung wider den König. Neue Hinrichtungen von Revolutionshäuptern besiegelten die Einigkeit zwischen Parlament und König. Nur abermals in Geldsachen blieb jenes karg.

In solcher Kargheit finden die Schutzredner Karls II. einige Entschuldigung für den Verkauf Dünkirchens (um 400,000 Pfund) an Frankreich. Aber die schmähliche Bestechung, die er fortwährend von Ludwig XIV. annahm, demselben dafür die kostbarsten Nationalinteressen, so wie jene Europa's aufopfernd, bleibt ein Schandfleck seiner Regierung für und für. Ganz entschieden schlecht wurde die Richtung seiner äußern Politik und verbunden mit gleicher Schlechtigkeit der einheimischen Regierung, seitdem der König den Rathschlägen von fünf Männern, Cliffort, Ashley (Graf von Shaftesbury), Buckingham, Arlington und Lauderdale, gehorchte, deren Ministerium — Cabal, von den Anfangsbuchstaben ihrer Namen, genannt — die Verwünschungen aller verständigen Vaterlandsfreunde auf sich zog.

Die Nation sah jetzt sich bedroht mit völliger Unterdrückung. Auch war es nicht Freiheitsliebe, die solche Ge-

fahr abwandte, sondern, nächst der Schwäche und Frivolität des Königs selbst, abermals der kirchliche Haß.

Die erste Verstimmung des Parlaments gegen Karl entstand über den Schutz, welchen er den Presbyterianern, überhaupt den Nonconformisten, gegen die Intoleranz der Episcopalen verlieh (1668). Eine geheime Geneigtheit für die Katholiken war der Beweggrund solches Schutzes, und desto heftiger zürnte darob das Parlament. Der König, im Schrecken über das Widerstreben der Gemeinen, gab nach, und zerriß sein Duldungsedikt mit eigenen Händen. Aber gleichwohl blieb das Parlament von jetzt an mißvergnügt und mißtrauisch, und noch in derselben Sitzung erließ es die Test-Akte, welche jedem öffentlichen Beamten noch außer dem Eid des Gehorsams die Abschwörung der Transsubstantiation auflegte.

Der Herzog von York, des Königs Bruder und muthmaßlicher Nachfolger, erregte vorzüglich so großen Haß. Seine Vermählung mit der Prinzessin von Modena und sein jetzt ausdrückliches Bekenntniß des katholischen Glaubens, zeigten der Nation die ganz naheliegende Gefahr für ihr theuerstes Besitzthum; es schien dringend nöthig, sich dagegen zu verwahren. Und so entzündeten sich an dem kirchlichen Eifer wieder einige Funken des republikanischen Geistes. Der König konnte jetzt das Mißtrauen nimmer niederschlagen, welches seine oft erfahrene Unredlichkeit, ja seine offene Tyrannei erzeugt hatten.

Diesen letzten Vorwurf verdient er zumal wegen der grausamen Unterdrückung Schottlands, welche daselbst Lauderdale, der königliche Minister, auf die schamloseste Weise übte. Noch abscheulicher verfuhr in dem unglücklichen Reiche der Herzog von York, Lauderdales Nachfolger in der Verwaltung. Hinrichtungen ohne Zahl und unter den schlech-

testen Vorwänden, ja sogar Ermordungen von den königlichen Waffenknechten, ohne alle gerichtliche Form und selbst an Frauen verübt, sprachen dem Recht, wie der Menschlichkeit Hohn.

Einer ähnlichen Verfolgung, wie die Presbyterianer in Schottland, sahen die Katholiken in England sich preis. Der Angriff auf dieselben galt vorzüglich dem Herzog von York, welchem das Parlament die Thronfolge zu entziehen, und dieselbe dem Herzog von Monmouth, Karls II. natürlichem Sohne, zuzuwenden gedachte. Der König, nach vielen fehlgeschlagenen Bemühungen, das Parlament sich geneigter zu machen, dissolvirte es endlich (1678).

Aber das neu gewählte Parlament war nicht freundlicher gesinnt. Vielmehr wurde jetzt eine förmliche Ausschließungsbill gegen den Herzog von York eingebracht und heftigst verfochten. Zugleich erließ dieses Parlament die berühmte Habeas-corpus-Akte, wodurch den willkürlichen Gefangennehmungen gesteuert, und also der bürgerlichen Freiheit eine höchst kostbare Schutzwehr verliehen wurde.

Aber die Königlichgesinnten schlossen jetzt gegen die steigende Gefahr ein engeres Bündniß unter sich, und es theilte sich die Nation in zwei unversöhnliche Parteien, die des Volkes und die des Hofes, die Petitioners und Abhorrers genannt, oder auch Whig's und Torys.

Dieses Parlament und noch zwei andere hob der König auf (1681), und berief jetzt gar keines mehr. Gewaltthätigkeit und Erpressung traten an die Stelle der konstitutionellen Regierung. Die Furcht vor der Revolution hielt die Nation im Gehorsam, und den Freigesinnten blieb kein gesetzliches Mittel des Widerstrebens mehr.

Da schlossen mehrere kühne Männer einen geheimen Bund zur Wiederherstellung der Nationalfreiheit. Es kam die Rye-

House-Verschwörung zu Stande, deren Theilnehmer jedoch, so wenig als in den Gesinnungen, so wenig auch in den Zwecken und Mitteln übereinstimmten. Der Herzog von Monmouth, Lord Russel, der Graf von Essex, Lord Howard, Algernon Sidney und Joh. Hambden, auch der schottische Graf von Argyle, welchen der Herzog von York widerrechtlich geächtet hatte, waren die Häupter des edleren Theiles der Verschworenen. Eine minder achtbare Klasse hielt, jenen unbewußt, besondere Zusammenkünfte. Noch war der Plan des Aufstandes nicht reif, als er entdeckt, und im Blute der Verschworenen, deren man habhaft werden konnte, erstickt wurde (1683). Aber mit tiefem Schmerz sah das Volk seine heldenmüthigen Freunde Russel und Sidney auf dem Schaffote sterben; auch nennt die Nachwelt ihre Namen mit Liebe und Ehrfurcht. Uebrigens wurde der Schuldigste unter den Verschworenen, der nämlich für sich selbst die Thronfolge gesucht hatte, der H. v. Monmouth, da er Prinz war, völlig begnadigt.

Der Bau der Uneingeschränktheit schien jetzt vollendet. Schrecken und Knechtsinn hatten sich der Nation bemeistert. Aus allen Theilen des Landes liefen die unterwürfigsten Adressen ein; und die Universität Oxford verdammte ausdrücklich auch die gemäßigsten Sätze über bürgerliche Freiheit.

In dieser Lage der Dinge starb Karl II. nach kurzer Krankheit, und erst 55 Jahre alt (1685, 6. Febr.), ein Herr zwar von angenehmen Gaben und nicht ohne Talent, aber gleichwohl ein schlechter König; uneingedenk des unglücklichen Vaters, nur dem Sinnengenuß und der Despotenlust hingegeben, und gleichgiltig für's Volksglück. Als einzigen Entschuldigungsgrund für so schwere Sünden führt Hume die Rathschläge der „Cavaliere“ an, dieser engherzigen, selbstsüchtigen Höflinge, welche seit der Restauration nichts ange-

legener betrieben, als die völlige Erdrückung der gemeinen bürgerlichen Freiheit.

Ohne irgend einen Widerspruch bestieg jetzt der Herzog von York als K. Jakob II., den erledigten Thron. Das neugewählte Parlament, theils aus Furcht, theils aus Vertrauen, kam allen seinen Wünschen bereitwillig entgegen. Der Herzog von Monmouth, der, auf den Volkshaß gegen Jakob bauend, einen Aufstand gewagt hatte, fand nur wenige Anhänger, wurde geschlagen und hingerichtet. Dasselbe widerfuhr dem tapfern Argyle, welcher in Schottland für Monmouth gestritten. Alles beugte sich vor dem König. Dennoch hielt Jakob für nöthig, durch Schrecken seinen Thron zu stärken, und übte durch seine schändlichen Werkzeuge, den Oberrichter Jefferies und den Obersten Kirke, gegen Monmouths unglückliche Anhänger, oder die man willkürlich für solche erklärte, die blutigste Verfolgung.

Und alles Dieses, die gehäuften Frevel gegen Bürgerrecht und Menschlichkeit, bewegte das sclavische Parlament nicht. Nur die Dispensationen von dem Test, welche der König ertheilte, rüttelten es aus seiner Schlafsucht auf.

Als die Gemeinen in den ehrerbietigsten Ausdrücken gegen jene Dispensationen remonstrirten, ertheilte ihnen der König einen heftigen Verweis. Aber das Haus der Pairs zeigte dieselbe Gesinnung; worauf der König das Parlament vertagte, und endlich aufhob.

Das Bewußtseyn der Macht sprach in fortwährend steigender Willkür, Härte und Rechtsverachtung sich aus. Nicht einmal eine Bitte um Rechtsgewährung ertrug des Königs hochfahrendes Gemüth, und sechs Bischöfe, die sich zu einer ehrerbietigen Bittschrift in diesem Sinne erkühnt hatten, büßten solche Frechheit in schwerem Kerker. Die Nation sah diesen Gewaltthaten mit unterwürfiger Geduld, ob auch trauernd

zu, so lange die Aussicht auf nicht allzuferne Befreiung sie aufrichtete. Als aber dem König ein Sohn geboren ward (1688, 10. Jan.), ein natürlicher Erbe seiner Grundsätze wie seiner Gewalt, so ermannte sie sich zur selbsteigenen Rettung.

Der Prinz Wilhelm v. Oranien, dessen Gemahlin, K. Jakobs Tochter, bisher die präsumtive Thronerbin war, hatte schon vom Anfang der Bedrückung die verlangenden Blicke der Nation auf sich gezogen. Bald auch zeigte Wilhelm durch Fürsprache, Unterhandlung, endlich selbst durch Hilfsverheißung, sich der Nationalsache Freund. Whig's und Tory's, Episkopalen und Presbyterianer, ihres Parteihasses bei ihrer jetzt gemeinschaftlichen Gefahr vergessend, riefen ihn herbei als Vermittler und Retter.

Jakob indessen fürchtete nichts. Er schlug selbst den von Ludwig XIV. ihm angebotenen Beistand aus. Der Thron, auf den Grundsäulen der absoluten Gewalt befestigt, schien außer Gefahr der Erschütterung. — In diesem Augenblicke stürzte er ein.

Am 5. Nov. des Jahres 1688 landete der Erbstatthalter mit einer mäßigen Heeresmacht an Englands Küste. Eine Erklärung hatte er vorausgeschickt, worin er die Beleidigungen aufzählte, welche der König wider die Nationalrechte sich erlaubt hatte. Daher gedenke er nach England zu kommen, doch nur in der Absicht, um ein gesetzmäßiges, freies Parlament zu berufen, welches die Sicherheit und Wohlfahrt des Staates berathen solle.

In kurzer Frist erklärte sich der hohe und der niedere Adel und auch das Volk in vielen Grafschaften für den Prinzen. Selbst das Heer, vom allgemeinen Nationalgeist fortgerissen, zeigte dieselbe Gesinnung. Der König, durch solchen Abfall erschreckt, zog sich eilig von Salisbury zurück gegen London. Da verließ ihn auch sein Eidam, der Prinz

Georg von Dänemark, und dessen Gemahlin, die Prinzessin Anna, des Königs geliebteste Tochter; täglich erscholl neue Zeitung des Abfalls. Selbst die Universität Oxford fiel ab.

In so trauriger Lage, von tiefer Sicherheit plötzlich zur äußersten Gefahr erwacht, ohne Vertrauen auf Sich selbst und auf Andere, vor dem erzürnten Volke zitternd, und eingedenk des Unglücks seiner Väter, verließ Jakob, ängstlich eilend, die Hauptstadt, das große Siegel in die Themse werfend, ohne alle Anstalt für die Reichsverwesung. Aber er wurde angehalten zu Feversham, und zurückgeführt nach London. Zum zweitenmal entfloh er, und überfuhr, zur Freude seiner Feinde, nach Frankreich (23. Dec.), in K. Ludwigs XIV. großmüthig sich ihm öffnende Arme. Also ward diese erstaunliche Umwälzung ohne alles Blutvergießen zu Stande gebracht, ein Paar Holländer abgerechnet, welche in einem Scharmützel gefallen waren.

Jetzt berief der Erbstatthalter eine Nationalkonvention der Engländer nach London und der Schotten nach Edinburg (22. Jänner und 22. März 1689). Die erste, aus einem freigewählten Haus der Gemeinen und dem gesetzmäßigen Oberhaus bestehend, erklärte nach langem feierlichen Berathen und nach einem hochmerkwürdigen, zwischen den Whig's und Tory's über die Formen der Erklärung geführten Streit: „daß, da König Jakob den Umsturz der Verfassung zum offenbaren Zweck gehabt, sonach den Urvertrag des Regenten mit seinem Volke gebrochen, auch zuletzt das Reich verlassen habe, der Thron erledigt sey.“ Die Schotten, noch unumwundener, erklärten Jakob wegen Gewaltmißbrauch der Krone verlustig. Beide übertrugen dem Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin die königliche Gewalt.

Aber die englische Konvention verband mit solcher erblichen Uebertragung (gemäß welcher der Prinz die Regierung lebenslang allein verwalten, nach seinem und seiner Gemahlin Tod aber die Prinzessin Anna zur Nachfolge gelangen, für und für aber jeder katholische Prinz von dem Throne Großbritanniens und Irlands ausgeschlossen seyn sollte) eine „Erklärung der Rechte des englischen Volkes“ (13. Febr. 1689), eine unschätzbare Urkunde der aus dem langwierigsten und wechselvollsten Kampf endlich glorreich geretteten Nationalfreiheiten, ein positives Anerkenntniß der kostbarsten natürlichsten Rechte, ein glänzender Triumph der vernunftmäßigen Legitimität über jene des aberwitzigen Hochmuthes und der frechen Gewalt.

König Wilhelm III. in England. Krieg gegen Ludwig XIV. Friede zu Ryswick.

Der Prinz von Oranien, jetzt König Wilhelm III., der Retter Hollands, der Befreier Englands, empfing vom Schicksal die noch glänzendere Bestimmung, auch Retter Europa's zu seyn. Seine Erhebung auf den großbritannischen Thron war der Wendepunkt von seines Gegners, Ludwigs XIV., Glück. Das mit Holland jetzt engverbundene England trat der großen Allianz bei, welche zu Wien zwischen den Feinden Frankreichs allmälig geschlossen wurde (1689, 1690). Auch Baiern und Sachsen mit mehreren andern Reichsfürsten, auch Savoyen und Spanien waren mit dem Kaiser im Bunde. Das teutsche Reich hatte schon im Februar 1689 den Krieg an Frankreich erklärt, und selbst Dänemark überließ Hilfstruppen an England.

Gegen so viele Feinde stand Frankreich jetzt ganz allein. Nur die Pforte setzte noch für ihre eigene Sache den Krieg wider den Kaiser fort; die Schweizer jedoch schlossen mit

Ludwig einen Neutralitätstraktat, ihre Truppen in seinem Dienste lassend.

In einem neunjährigen Krieg wider halb Europa (1688—1697) entfaltete Frankreich abermal seine erstaunliche Kraft, und blieb, ob auch ohne entscheidenden Triumph, doch im Ganzen mehr siegend als besiegt. Von der teutschen Grenze, allwo er zuerst entbrannt war, zog sich der Kampf jetzt nach den Niederlanden, nach Irland, nach Italien, nach Spanien, nach fernen Meeren und Welttheilen.

Am Rhein ergriff der König die Defensive und hierzu das barbarische Mittel, die vorliegende Pfalz auf beiden Rheinufern zur Wüste zu machen. Auf seinen unmenschlichen Befehl wurden also Heidelberg, Mannheim, Frankenthal, Speier, Worms, mit vielen andern Städten und Dörfern verbrannt oder niedergerissen (1689, Febr.), die Einwohner geplündert und verjagt, selbst der Gräber — in Heidelberg der Kurfürsten, in Speier der Kaiser — nicht geschont. Aber nicht diese Grausamkeit, als welche blos Abscheu und Rache-Durst erzeugte, sondern die elende Beschaffenheit des Reichsheeres und des Kaisers Schwäche sicherten Frankreichs Grenze.

Schwerere Angriffe erfuhr König Wilhelm, der Gehaßteste von Ludwigs Gegnern. Den flüchtigen König Jakob, nachdem er von dem französischen Monarchen die glänzendste Aufnahme empfangen, trug bald eine wohlgerüstete Flotte nach Irland, welches Tyrconnel an der Spitze der Katholiken noch größtentheils im Gehorsam gegen jenen erhalten hatte. Mit Hilfe der französischen Kriegsmacht bemächtigte sich jetzt Jakob fast des ganzen Landes. Aber im folgenden Jahre erfocht Wilhelm am Fluß Boyne (11. Juli 1690) den vollständigsten Sieg, worauf Jakob nach Frankreich zurückeilte,

und das Hilfsheer nach wiederholten Unfällen zur Kapitulation genöthigt ward (1691).

Auch gegen England bereitete Ludwig eine Landung vor zu Gunsten Jakobs. Der vortreffliche Admiral Tourville hatte bei Dieppe (10. Juli 1690) einen glänzenden Sieg über die vereinte holländische und englische Flotte erstritten; die Herrschaft des Meeres war eine Zeitlang Frankreichs. Aber zwei Jahre später erlitt derselbe Admiral bei Barfleur und la Hogue durch den Lord Russel eine so vollständige Niederlage (1692, 29. Mai), daß von nun an Englands Uebermacht zur See entschieden war. Durch dieses Unglück ward die letzte Hoffnung Jakobs vereitelt. Er zog sich nach St. Germain zurück, von der Gnade Ludwigs lebend.

Wechselvoll und blutig wurde in den Niederlanden gestritten. Der Marschall von Luxemburg erfocht bei Fleurus den ersten großen Sieg (1690, 16. Juli). Aber K. Wilhelm hemmte die Fortschritte des Siegers durch das ganze folgende Jahr. Erst 1692 errang Luxemburg die entschiedene Oberhand, eroberte das starke Namur, schlug den K. Wilhelm bei Steinkerken (3. Aug.) und noch entscheidender im nächsten Jahr bei Neerwinden (1693, 29. Juni). Einige Eroberungen waren die Frucht dieses Sieges. Doch nach dem Tod des kriegskundigen Luxemburg (4. Jän. 1695) eroberte K. Wilhelm Namur wieder, und blieb im Vortheil bis zum Ende des Kriegs.

Mit entschiedenem Glücke führte Frankreich den italischen Krieg. Catinat schlug den Herzog von Savoyen bei Staffarde (1690, Aug.) und dessen abermalige Niederlage bei Orbessan (1693) gab den französischen Waffen das völlige Uebergewicht. Daher suchte der Herzog den Frieden, und schloß ihn ohne Theilnahme der Alliirten (4. Aug. 1696)

auf gute Bedingungen. Er erhielt seine Staaten zurück, selbst Pignerol (welches jedoch geschleift ward), und vermählte seine Tochter an den H. von Burgund, Ludwigs XIV. ältesten Enkel.

Aber die übrigen Verbündeten, nachdem sie ihre Allianz im Haag erneuert hatten (1695, 18. Aug.), setzten den Krieg fort, wiewohl ohne Gewinn. Die Franzosen, welche schon früher in Catalonien eingefallen, bemächtigten sich jetzt Barcellona's (1697, Aug.). Auch in Amerika, in Afrika und in Ostindien wurde gestritten. Schöne Kolonien gingen wechselseitig verloren, der Handel ward meist zerstört.

Solche gehäufte Kriegsnoth stimmte zum Frieden. Frankreich zumal, dessen Anstrengungen übermäßig gewesen, fühlte Erschöpfung, und sein alternder König sehnte sich nach Ruhe, wenigstens nach Erholung, um neue Kräfte zu sammeln zu einer nahe bevorstehenden, weit wichtigern Verhandlung über die Spanische Erbfolge.

Der Friede ward zu Ryßwik geschlossen (1697), unter Schwedischer Vermittlung.

Vermöge dieses Friedens versprach Ludwig, den König Wilhelm in dem Besitz seiner Staaten nicht zu beunruhigen, und seinen Feinden keinen Beistand zu leisten. Zwischen Frankreich und Holland sollten alle alten und neuen Ansprüche wechselseitig aufgehoben werden. Spanien erhielt zurück, was es durch Eroberung oder durch die Reunionskammern verloren hatte, mit Ausnahme weniger Plätze. Auch dem Kaiser und Reich ward zurückgestellt, was die Reunionskammern demselben außerhalb dem Elsaß entrissen, jedoch sollte, laut einer dem 4ten Artikel beigesetzten Klausel, die katholische Religion in diesen wieder abgetretenen Bezirken in dem Stande verbleiben, in welchen sie unter

der französischen Regierung gekommen (was sodann laute Beschwerden der protestantischen Stände und erneute Zerwürfniß der beiden Religionstheile im Reiche veranlaßte). Straßburg behielt der König; aber Freiburg, Breisach, Kehl und Philippsburg kamen an den Kaiser und an's Reich, und das Herzogthum Zweibrücken an den König von Schweden zurück. Auch der Herzog von Lothringen bekam sein Land wieder, mit Ausnahme von Saarlouis und Longwy. Im Uebrigen wurde der westphälische Friede und jener von Nimwegen ausdrücklich bestätigt.

Europa erstaunte über die Mäßigung des Königs von Frankreich. Aber die Weisern erkannten darin die Vorbedeutung weit gefährlicherer Anschläge.

Spanischer Successionskrieg. Anfang. Geschichte bis zur Schlacht bei Höchstädt.

Schon beim Pyrenäischen Frieden war der große Plan der Vereinigung Spaniens mit Frankreich entstanden. Die Vermählung Ludwigs XIV. mit der Infantin eröffnete die Aussicht auf so glänzende Erwerbung, die bei dem schwächlichen Zustand ihres einzigen Bruders, nachmals K. Karls II., nicht allzu entfernt schien. Zwar leistete die Infantin vor der Vermählung eidlich Verzicht auf alles Nachfolgerecht in den spanischen Ländern; aber wie wenig Ludwig solcher Entsagung achten würde, wenn der Fall einträte, das hatte er durch seine bisherigen Gewaltschritte auf's deutlichste gezeigt. Die ganze Reihe der Eroberungen, wodurch die Stellung des Königs mehr und mehr sich verstärkte, war nur Vorspiel des großen Schlags, womit er Europa für den sich nähernden Todesfall des kinderlosen Karls II. bedrohte. Ohne die englische Revolution wäre der Schlag auch schwerlich abgewandt worden.

Aber gegen die Ansprüche des französischen Hofes erhoben sich die allerdings besser begründeten des Hauses Habsburg. Der Kaiser Leopold, das Haupt der Teutsch-Oestreichischen Linie, Sohn der jüngern Tochter Philipps III. und Gemahl der jüngern Tochter Philipps IV., berief sich theils auf diese natürlichen Verwandtschaftsrechte, theils auf verschiedene mit der Spanisch-Oestreichischen Linie geschlossene Familien- und Erbfolge-Verträge. Nebenbei sprachen das Erbrecht an Baiern, weil dessen Erbprinz, Jos. Ferdinand, der Sohn Marien Antoniens war, des einzigen Kindes, welches K. Leopold mit der Infantin erzeugt hatte, und der Herzog von Savoyen, Viktor Amadeus, als Abstämmling von Katharina, Philipps II. Tochter.

Da die Vereinigung zweier Kronen auf einem Haupt für das europäische Gleichgewicht allzugefährlich erschien, so schlug Ludwig dem K. Wilhelm von England seinen zweiten Enkel, den H. Philipp von Anjou, für den spanischen Thron vor, so wie, aus gleichem Grund, der K. Leopold seinen jüngern Sohn, den Erzherzog Karl, dazu in Vorschlag gebracht hatte. Aber Wilhelm hielt für sicherer, einen Dritten, den Prinzen von Baiern, zur Erbschaft zu rufen, Frankreich und Oestreich aber durch einige Nebenländer zu befriedigen. Also kam der erste Theilungs-Traktat zu Stande (1698, 11. Oktbr.), wornach der Kurprinz Spanien, die Niederlande und die Kolonien, der Dauphin beide Sicilien, den Stato dei Presidii, Final und Guipuscoa, der Herzog Karl aber Mailand erhalten sollte.

Der König von Spanien, über so eigenmächtige Verfügung fremder Höfe entrüstet, machte ein Testament, worin er den bairischen Prinzen zu seinem alleinigen Erben ernannte.

Aber dieser Prinz, auf dessen Haupt ein so großes Verhängniß ruhte, starb plötzlich (1699, 6. Febr.).

Von neuem wurde unterhandelt. Der Spanische Hof war früher schon Oestreich geneigt gewesen. Jetzt entschied er sich ganz für den Erzherzog Karl, nur verlangte er, daß der Kaiser diesen Prinzen nach Spanien senden sollte mit einem Heerhaufen von 12,000 Mann. Aber Oestreich, mit gleich unbegreiflicher Kargheit als Kurzsicht, lehnte den Antrag ab.

Inzwischen hatte der französische Gesandte am Spanischen Hofe, H. v. Harcourt, durch Gewandtheit und Gold eine mächtige Partei für das Bourbonische Interesse gewonnen. An die Stelle des östreichisch gesinnten Ministers Oropeza trat der Kardinal Puertocarrero, Frankreichs Freund; und selbst der Papst, Inocenz XII., wurde bewogen, das zagende Gewissen Karls II. durch einen zu Gunsten der Bourbonen lautenden Ausspruch zu beschwichtigen.

Ein neuer Theilungsvertrag, welchen Frankreich den Seemächten vorlegte, wornach der Erzherzog die Krone, der Dauphin aber nebst den früher begehrten Ländern noch Lothringen erhalten (Mailand dagegen an den Herzog v. Lothringen kommen) sollte (1700, 3. März), wurde von England und Holland unterzeichnet.

Der kaiserliche Hof protestirte gegen diesen zweiten Theilungstraktat, so wie er es gegen den ersten gethan hatte. Aber er rüstete sich noch nicht. Da erscholl die Nachricht, daß K. Karl II. durch ein Testament und durch ein (erschlichenes oder unterschobenes?) Codicill (2. und 5. Okt. 1700) den H. Philipp von Anjou zum Erben aller Spanischen Reiche ernannt habe, und bald darauf, daß der König gestorben sey (1. Nov.).

Nach einer ernsten Berathung der Sache durch den in

seinen Ansichten getheilten Staatsrath nahm Ludwig das Testament an, und erkannte seinen Enkel, Philipp von Anjou, als König von Spanien. Derselbe ging nach Madrid (1701); alle Provinzen unterwarfen sich, theils schweigend, theils unter knechtischem Zurufen, seiner Gewalt. Auch Holland und England erkannten ihn als König. Alle übrigen Mächte thaten dasselbe, selbst der H. v. Savoyen, welchen die Vermählung seiner Tochter mit dem neuen Monarchen beschwichtigte, und Portugal, welches, eingeschüchtert durch die Bourbonische Macht, selbst Bündniß mit Spanien schloß. Mit Schweden hatte Ludwig schon 1698 einen Allianztraktat zu Stande gebracht. In Teutschland aber herrschte wegen der neunten Kur, welche der Kaiser zu Gunsten Hannovers (oder der jüngern Braunschweigischen Linie) errichtet hatte, die heftigste Zerwürfniß. Frankreich verstärkte dadurch seine Partei im Reiche. Jetzt waren zumal Baiern und Köln und Braunschweig-Wolfenbüttel mit demselben im Bunde, und die südlichen Reichskreise, dem Einfluß jener Fürsten gehorchend, erklärten sich neutral. In Italien endlich nahm der Herzog von Mantua gegen Geld französische Besatzung ein. Der Kaiser allein erklärte seinen Widerspruch, und sandte sofort Kriegsvölker zum Angriffe Mailands, als eines eröffneten Reichslehens. Der Sieger bei Zenta, Prinz Eugen, von Savoyen, führte sie an, der größte Feldherr seiner an Kriegsmeistern so reichen Zeit, dabei verherrlicht durch den noch edlern Ruhm des vortrefflichsten Staatsmannes, Bürgers und Menschen.

Durch zwei glückliche Treffen bei Carpi und bei Chiari (7. Juli und 1. Sept.) setzte Prinz Eugen sich in Italien fest, während der Kaiser emsigst die Mächte aufforderte, sich mit ihm für die höchsten Interessen seines Hauses, so wie für

jene Europa's zu verbünden. Auch forderten wirklich die Seemächte von Frankreich eine Barriere für die Sicherheit Hollands und eine billige Genugthuung für Oestreich; als aber Beides verweigert ward, so schlossen sie eine Allianz mit dem Kaiser im Haag (7. Sept.), doch nur zur Erreichung solches doppelten Zweckes.

Um diese Zeit (6. Sept.) starb der entthronte König von England, Jakob II.; der König von Frankreich erkannte den Sohn des Verblichenen, der sich dann Jakob III. nannte, als König von Großbritannien gegen die einleuchtendsten Gründe der Klugheit. Die englische Nation, bisher zum Frieden mit Frankreich geneigt, athmete sofort Krieg; und ein neu berufenes Parlament bewilligte die dazu nöthigen Subsidien gerne. König Wilhelm zwar starb noch vor dem Ausbruch desselben (8. März 1702); aber sein Eifer ging auf seine Nachfolgerin, die Königin Anna, oder deren Ministerium, über, und es erklärten jetzt auf einen Tag (15. März 1702) England, der Kaiser und das Reich den Krieg an Frankreich, welches selbst schon früher denselben an Holland erklärt hatte (22. April).

Unter die enger Verbündeten des Kaisers war schon am Anfang des Jahres (20. Jän. 1702) der neue König von Preußen, Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg, getreten, dankbar für die von Leopold ihm gewährte Anerkennung solcher königlichen Würde, wodurch, nach der noch unerloschenen Meinung von der besondern Majestät oder Machtvollkommenheit eines römischen Kaisers, die Rechtsgiltigkeit der Erhebung befestigt schien, und in der That dadurch der Weg zur allgemeinen Anerkennung gebahnt ward.

Mehr und mehr befestigte und erweiterte sich die Koalition gegen Frankreich. Mit Ausnahme Baierns und Kölns, welche im französischen Bunde verharrten, war das

Reich jetzt mit seinem Haupte vereint. Aber im folgenden Jahre wurden auch Portugal und Savoyen (1703, 16. Mai und 25. Okt.) gewonnen, das erste durch Subsidien und verheißene Vergrößerung in Spanien und in den Kolonien, das zweite — trotz der Blutsverwandtschaft und doppelten Verschwägerung — durch ähnlich schnöden Lohn, welchen England an Geld bezahlte, und Oestreich an italischem Lande versprach.

Aber noch mehr im Innern als im Aeußern hatte sich alles zur Ungunst Frankreichs geändert. Mit unsicherem Blick und zusehends schwächerer Hand lenkte der alternde König die Staats- und Kriegsgeschäfte, meist aus dem Kabinette der beschränkten Frau von Maintenon, deren Günstlinge die ersten Plätze erfüllten. Die Feldherren, durch Weisungen eingeengt, ermangelten meist der Erlaubniß, das Bessere zu thun; auch wurden die Fähigsten und Erfahrensten zurückgesetzt gegen Neulinge.

Indessen blieb noch die ersten Kriegsjahre hindurch Frankreich im Vortheil. Die Schwäche des Kaisers und seines Ministeriums, der wieder anfangende Bürgerkrieg in Ungarn, die alte Verwirrung und Ohnmacht des teutschen Reichs, die Getheiltheit der Alliirten endlich in Gesinnungen und Interessen, unterstützten die noch immer furchtbaren französischen Waffen, und noch länger möchte der Sieg bei ihnen verweilt haben, wäre nicht die persönliche Kraft dreier, unter sich und für die gemeinsame Sache innig verbundener, Männer gewesen, welche im Feld wie im Rath die Koalition zusammenhielten, und die neue Richtung des Schicksalsstromes entscheidend bestimmten. Eugen, Marlborough und Heinsius waren diese Männer.

In Italien, woselbst der Krieg schon 1701 begonnen, drängte der geschickte Vendome mit überlegener Macht die

kaiserlichen Völker, und stritt bei Vittoria und Luzzara (15. Aug. 1702) mit einigem Vortheil. Mühsam behauptete sich noch der Graf von Stahremberg, welchem Eugen indessen die Anführung übergeben, am Po; und als Vendome durch's Venetianische Gebiet gegen Trient rückte (1703), um dem Kurfürsten von Baiern, welcher von seinem Land aus in Tyrol eingebrochen, daselbst die Hand zu reichen, schwebte Oestreich in hoher Gefahr. Sie war desto dringender, da gleichzeitig ein erneuerter Aufstand in Ungarn brannte, und die Mißvergnügten selbst an den Thoren Wiens erschienen.

Aber die Tyroler Bauern ergriffen die Waffen wider die Fremdlinge, erschlugen deren Mehrzahl, und befreiten glorreich ihr Land. Zu gleicher Zeit wurde Vendome durch den Abfall Savoyens genöthigt, seine Truppen gegen Piemont zu führen. Stahremberg folgte ihm dahin nach, und so ward der Schauplatz des Italischen Krieges geändert.

Noch immer stritten die Franzosen mit Glück. Viele Festen des Herzogs wurden erobert. Selbst Eugen, vom teutschen Kriegstheater herbeieilend, mußte abermal bis Trient zurückweichen (1705). Die Franzosen belagerten jetzt Turin (1706, 5. Mai). An das Schicksal dieser Stadt schien jenes von Italien geknüpft.

Sehr wechselvoll wurde indessen in Teutschland gestritten. Der zum römischen König gewählte Erzherzog Joseph, des Kaisers ältester Sohn, eroberte zwar gleich am Anfang des Krieges Landau (1702), aber bald errang das verbündete französisch-bairische Heer die Oberhand, gewann mehrere Schlachten, und eroberte Landau wieder (1703, Nov.).

Indessen hatte Marlborough, an der Spitze des englisch-holländischen Heeres, die Niederlande angegriffen.

Die Bahn des glänzendsten Ruhmes that jetzt diesem außerordentlichen — in Kriegs=, Staats= und Hofkünsten von keinem Andern übertroffenen — Manne sich auf, und erfüllte sie mit einem seinen großen Naturgaben entsprechenden, wundergleichen Glück. Die ersten zwei Feldzüge, welche Marlborough in den Niederlanden that, bezeichnet eine Reihe glücklicher Gefechte und eroberter Plätze (1702, 1703). Jetzt aber wandte er sich nach Teutschland, schlug, vereint mit dem Prinzen von Baden, den Kurfürsten am Schellenberg (1704, 2. Jul.), und bald darauf, vereinigt mit dem Helden Eugen, das große französisch=bairische Heer bei Höchstädt oder Blindheim (13. Aug.) auf's Haupt. Der Marschall Tallard, welcher das neue Hilfsheer dem Kurfürsten zugeführt, wurde mit fünfzehn Tausend der Seinigen gefangen.

Zehn Tausend Todte bedeckten das Schlachtfeld. Der Ueberrest, mit Hinterlassung unermeßlichen Heergeräthes, floh in stürmischer Eile zurück bis über den Rhein. Ja, noch über diesen Strom verfolgten ihn die Sieger, und noch einmal ward Landau erobert (24. Nov.). Schon früher war ganz Baiern eingenommen, und durch den Traktat bei Ilbersheim (5. Nov.) dem Kaiser überlassen worden.

Minder wichtig war der Kampf zur See. Es beschränkten die Engländer ihre Unternehmungen zu Wasser meist auf die Unterstützung des auf der Halbinsel begonnenen Kriegs. Sie vermochten den König Peter von Portugal, zur großen Allianz zu treten; sie überführten den Erzherzog Karl, welchen der Kaiser jetzt zum König von Spanien feierlich erklärt hatte (1703, 12. Sept.), nach Lissabon, dann nach Catalonien, welches sich größtentheils für Ihn erklärt hatte, halfen ihm Barcellona (1705, 9. Okt.), auch Valencia erobern, eroberten das starke Gibraltar für

sich (4. Aug. 1704), und schlugen die französische Flotte bei Malaga.

Fortsetzung. Tod K. Leopolds. K. Joseph I. Oestreichs Kriegsglück.

Mit der Schlacht bei Höchstädt beginnt die entschiedene Wendung des Kriegsglücks zu Gunsten Oestreichs und der großen Allianz. Die letzten Tage der sieben und vierzigjährigen Regierung Kaiser Leopolds erhielten dadurch einen Schimmer, dessen Abglanz auch die vielen dunklen Stellen der früheren Zeit, wie durch eine optische Täuschung, erhellt. Er starb den 5. Mai 1705 zu Wien, geängstigt noch im Tode durch das nahe Waffengetöse der nimmer versöhnten Ungarn.

Schon 1701 und 1703 war der durch Tökely's Besiegung nur zeitlich gedämpfte Brand von neuem in Flammen ausgebrochen. Die alten Freiheiten des Reichs fordernd, traten die Mißvergnügten abermals in Waffen auf, Tökely's Stiefsohn, Franz Ragoczy, an ihrer Spitze, und unterstützt von Frankreich mit Geld, Kriegsbedarf und geübten Streitern. Trotz einzelner Unfälle, schwoll zusehends ihre Macht, und sie zählten, nach Leopolds Tod, nicht weniger als 50,000 Streiter. Fast ganz Ungarn war in ihrer Gewalt, Oestreich, Böhmen und Mähren zitterten vor ihren Einfällen, Siebenbürgen wurde erobert, und Ragoczy zum Fürsten dieses Landes erklärt (1707).

Endlich aber wandte sich der Sieg. Von 1708 bis 1711 traf die Ungarn Schlag auf Schlag. Die Feldherren des Kaisers, Heister und Palfi, eroberten nach vielen glücklichen Gefechten alle Festen wieder, und nöthigten Ragoczy zur Flucht nach Polen. Die übrigen Häupter des Aufstandes

unterwarfen sich jetzt zu Szethmar auf billige Bedingungen (1711, 29. April).

Die Hauptbedingungen des Friedens, wie nach Josephs I. Tod (1711, 17. April) sein Bruder und Nachfolger, der König Karl, sie abermals eidlich bekräftigte, verhießen die Fortdauer aller alten Nationalfreiheiten, mit Ausnahme der freien Königswahl und des Aufstandsrechtes wider den König; sie setzten Wiedereinverleibung aller dem Reiche einst angehörigen Länder für den Fall ihrer Wiedereroberung fest, überließen die Krone des heiligen Stephan der Obhut der dazu ernannten eingeborenen Magnaten, und legten jedem künftigen König die eidliche Erneuerung dieser Artikel auf.

Indessen wüthete auch in Frankreich ein sehr gefährlicher Aufstand, gleichfalls veranlaßt durch Religionsdruck und ungerechte Erpressung. In Languedoc, in den Gebirgen der Cevennes, hatte seit der Aufhebung des Edikts von Nantes ein geheimes Feuer gebrannt, zu dessen furchtbarem Ausbruch erneute Gewaltthaten des Fanatismus und der finanziellen Tyrannei den Anlaß gaben. Bald entbrannte der Aufruhr in dem ganzen Gebirg. Schwärmerische Häupter, Propheten und Prophetinnen ermangelten nicht. Schadenfroh reichte das Ausland Hilfe an Geld und Menschen. Da sandte der König nach einander die Marschälle Montrevell, Villars und Berwik gegen die Empörer (1703, 1704). Uebermacht und Strenge bewirkten endlich den Sieg. In diesem bürgerlichen Krieg waren an hunderttausend Franzosen in Schlachten und Gefechten gefallen, an zehntausend Reformirte durch Henkershand unter mannigfacher Marter getödtet worden. Languedoc war verwüstet.

Wir kehren zum Successionskriege zurück. Der Kaiser Joseph I. führte denselben mit vermehrtem Eifer

und mit glänzendem Glück. Zwar am Rhein gewann Villars die Oberhand, und behauptete sie zwei Jahre hindurch (1706, 1707) gegen die schwache und schlechtbeschaffene Reichsarmee; aber das Glück der alliirten Waffen in Italien und in den Niederlanden wirkte endlich auch auf den Rheinkrieg zurück.

Am 5. Mai 1706 hatte die Belagerung Turins begonnen. Die Zurüstungen dazu waren unermeßlich. Die Franzosen glaubten sich der Eroberung gewiß. Da eilt Prinz Eugen von jenseits der Etsch herbei, dringt unaufhaltsam bis vor Turin, stürmt, vereinigt mit dem Herzog von Savoyen, die Linien der Belagerer, und zerstäubt das große französische Heer (7. Sept. 1706). Das reiche Lager und alles Kriegsgeräthe mit 200 Feuerschlünden, auch 7000 Gefangene waren die Trophäen dieses Tages, welcher das Schicksal Italiens entschied. Für alle noch in einzelnen Festen und Lagern zurückgebliebene Truppen wurde der freie Abzug erkauft, durch einen Traktat (1707, 3. März), kraft dessen die ganze Lombardei geräumt und den Alliirten überlassen ward. Dieselben trugen den Krieg bis in die Provence, und belagerten Toulon, jedoch ohne Erfolg. Auch Neapel ward eine Frucht des Sieges bei Turin. Der Graf von Daun eroberte binnen drei Monaten dieses schöne Königreich. Jetzt beugten sich alle italischen Staaten vor Oestreichs schwellender Macht; aber welche früher ihm abgeneigt gewesen, empfanden nun seinen Zorn. Gegen die Herzoge von Mantua und Mirandola ward die schon von K. Leopold ausgesprochene Acht durch Einziehung ihrer Länder vollstreckt. Auch der Papst, Clemens XI., fühlte Josephs schwere Hand, und erkannte nach kurzem Krieg, welchen wider den Kaiser zu führen er sich vermessen, das Recht des Stärkern, und also auch Karls III. Recht auf den spanischen Thron (1709).

Inzwischen hatten die Engländer für denselben Karl auch Sardinien eingenommen (1708); Sicilien allein blieb in Philipps von Anjou Gewalt.

Schon vor dem Schlag bei Turin war auf Frankreich ein noch schwererer gefallen, bei Ramillies in den Niederlanden. Diesen Kriegsschauplatz hatte Marlborough nach dem Sieg von Höchstädt von neuem betreten, und im Jahre 1706 (am 23. Mai) bei Ramillies den entscheidendsten Sieg errungen. Das große französische Heer, von Eroberungen träumend, ward zur Hälfte vernichtet; Brabant und halb Flandern waren der Preis dieser Schlacht. Jetzt wurde aus Italien eiligst Vendome herbeigerufen; aber erst im folgenden Jahre gelang es ihm, den Siegerschritt Marlboroughs zu hemmen, und Frankreich achtete für Triumph, nicht geschlagen zu seyn.

In demselben Jahre sandte K. Ludwig den Prätendenten nach Schottland mit einer ansehnlichen Flotte und Kriegsmacht. Aber die englische Regierung und der Admiral Bing vereitelten durch kluge Anstalten die kostspielige Unternehmung.

In den Niederlanden erneuerten sich Frankreichs Unfälle. Das verbündete Heer hatte jetzt neben Marlborough auch den Prinzen Eugen an der Spitze, und erschien unter solchem Heldenpaar doppelt furchtbar. Also ging die Schlacht bei Oudenarde (1708, 11. Juli) entscheidend verloren für Frankreich, und bald darauf ward Ryssel belagert, und trotz der standhaftesten Gegenwehr der Belagerten erobert (8. Dec.), worauf auch Gent und Brügge mit noch andern Plätzen fielen.

Nunmehr sollte Villars retten. Vergebens! Marlborough und Eugen eroberten in seinem Angesicht das feste Dornik (1709, 5. Sept.), schlugen in der blutigen Schlacht

bei Malplaquet (11. Sept.) den bisher noch nie Besiegten, und nahmen sodann Mons (20. Okt.) ein, zu dessen Rettung die Franzosen die Schlacht gewagt.

Wechselnder war das Kriegsglück in Spanien. Ein brittisches Heer unter Lord Galloway drang von Portugal aus bis Madrid vor, und rief Karln III. daselbst als König von Spanien aus (1706, 26. Juni). Philipps Lage schien verzweifelt. Aber bald änderten sich die Verhältnisse. Die Spanier, als sie die ketzerischen Engländer in Madrid sahen, erhoben sich zur Vertheidigung ihres Königs. Denn ihr König wurde Philipp von diesem Augenblick. Karl, „von der Ketzer Gnade König," wie sie ihn nannten, war ihnen ein Gräuel. Daher unterstützten sie das französische Hilfsheer unter Berwik mit solchem Eifer, daß Philipp in kurzer Frist wieder in seine Hauptstadt einziehen konnte (22. Sept.). Bald war Philipps Sache, mit Ausnahme Cataloniens, über ganz Spanien siegreich. Einen kurzen Umschwung bewirkten die Siege des Grafen von Stahremberg bei Almenara und bei Saragossa (1710, 27. Juli und 20. Aug.), in deren Folge König Karl in Madrid einzog (28. Sept.). Aber Vendome endete schnell dieses Glück; er schlug und fing bei Brihuega das englische Corps unter Stanhope, besiegte Stahremberg bei Villa viciosa (9. und 10. Dec.), und trieb Karln nach Catalonien zurück. Von jetzt an blieb der Krieg auf der Halbinsel Nebensache.

Friedensschlüsse von Utrecht und Rastadt-Baden.

Schon 1705 hatte Ludwig XIV. Friedensvorschläge gethan. Er wiederholte dieselben von da an Jahr für Jahr. Aber die Alliirten, durch ihr Kriegsglück zu ausschweifenden Hoffnungen erhoben, wiesen alle Anerbietungen zurück. Seit den Schlachten von Höchstädt, Turin und Ramillies

hatte England, meist durch Marlboroughs Einfluß, sein früheres System geändert. Es forderte jetzt, wie Oestreich, nicht nur eine billige Genugthuung für letzteres und eine Barriere für Holland, sondern daß Philipp die ganze spanische Erbschaft herausgebe, und daß Frankreich sich in die Grenzen zurückziehe, die es im westphälischen Frieden erhalten. Der einst so stolze Ludwig sandte seinen ersten Staatsminister, Torcy, nach dem Haag (1709), um alldort den Frieden von dem Rathspensionär Heinsius und von den siegenden Feldherren Eugen und Marlborough zu erbitten. Aber die beiden Helden, der Erniedrigung Frankreichs sich freuend, wünschten dieselbe zu vollenden. Frankreichs Leiden waren damals durch den harten Winter von 1709 geschärft. Ludwig begehrte den Frieden um jeden Preis. Als aber die Alliirten (28. Mai) nach langer Verhandlung statt des Friedens nur einen Stillstand antrugen, dessen Preis die Annahme von 40 Präliminarpunkten (worunter die Anerkennung Karls III. als König von Spanien und Herrn der ungetheilten spanischen Erbherrschaft, auch die Abtretung einer Reihe Festen) seyn sollte, so verwarf Ludwig die schmählichen Vorschläge, legte zu seiner Rechtfertigung dem ganzen Volke die harten Zumuthungen vor, und zog aus desselben patriotischer Entrüstung neue Kräfte zum Streit.

Aber das fortwährende Waffenglück der Alliirten schlug den Muth Ludwigs abermals nieder. Er erklärte sich bereit, die harten Forderungen alle zu gewähren; worauf ein Friedenscongreß zu Gertruidenberg eröffnet ward (1710, 10. März). Die französischen Gesandten erfuhren hier von Seite der Alliirten denselben Uebermuth, womit sie selbst sonst gewöhnt waren, ihre Feinde zu behandeln. Denn nicht zufrieden mit den früher gesetzten, schweren, von Ludwig bewilligten Bedingungen, verlangte man jetzt, daß der König

mit eigener Heeresmacht seinen Enkel Philipp aus Spanien vertreiben, und noch einige Festen weiter als Unterpfand der Treue den Alliirten übergeben solle. Da wurden die Unterhandlungen abgebrochen; und Frankreich — Dank der Ungenügsamkeit seiner Gegner — war gerettet.

Denn es setzten zwar Eugen und Marlborough ihren Siegeslauf noch fort, überstiegen die Linien Villars bei Valenciennes, und sahen bis Paris kaum noch eine Feste vor sich. Aber in diesem Augenblicke wurde Marlborough der Feldherrenstab (1712, Januar) genommen, und sein Nachfolger, der Herzog von Ormond, trennte sich bald von Eugen; der Waffenstillstand zwischen England und Frankreich wurde verkündet (17. Juli).

Schon früher waren zu London die Präliminarien eines Separatfriedens unterzeichnet (1711, 8. Okt.), und dadurch die große Allianz zerrissen worden; ein Kongreß zu Utrecht, eröffnet am 29. Jan. 1712, sollte das Friedenswerk vollenden.

Gleich nach der Auflösung des Gertruidenberger Kongresses hatten die geheimen Unterhandlungen Frankreichs mit England begonnen. Im Kabinett der Königin Anna ging eine Bewegung vor, deren Schwingungen sich durch ganz Europa und die fernsten Welttheile erstreckten. Die Whigs, an deren Spitze der H. v. Marlborough stand, hatten bisher das Staatsruder geführt; der Einfluß der Lady Sara Marlborough auf die schwache Königin Anna befestigte die Gewalt ihres Gatten und der Partei. Ihr System, wie ihr Interesse war auf den Krieg gerichtet. Auch hatten sie durch höchst wichtige und kostbare Gründungen sich Anspruch erworben auf die Volksliebe. Die Whigs hatten die Unionsakte zwischen England und Schottland zu Stande gebracht (1707, 6. März), wodurch das schottische

Parlament aufgehoben und mit dem englischen vereinigt ward. Auch die Successionsakte, durch welche das Braunschweig'sche Haus, allernächst der Kurfürst Georg Ludwig von Hannover, dessen Mutter Sophie die Enkelin K. Jakobs I. war, zur Nachfolge auf den englischen Thron, für den Fall des kinderlosen Todes der Königin, berufen, daher die Ausschließung des Prätendenten, überhaupt aller Katholiken, für je und allzeit bekräftigt wurde, war meist das Werk der Whigs (1706). Die Tory's aber erhoben sich mehr und mehr wider den Krieg, dessen Verlängerung, wie sie klagten, England nur unfruchtbaren Ruhm, und bloß den Alliirten Vortheil verheiße. Da trug sich's zu, daß Lady Marlborough durch eitlen Uebermuth die Königin beleidigte. Eine andere Günstlingin (die Gräfin Mosham) trat an ihre Stelle, aber mit Lady Marlborough fiel auch ihr Gemahl und fielen seine Freunde in Ungnade, die Tory's kamen in's Ministerium, an ihrer Spitze, als Schatzmeister, Harlay, nachmals Graf von Oxford, und der geistreiche Lord Bolingbroke als Staatssekretär.

Sofort erhielt Torcy, freudig erstaunend, Anerbietungen zu einem Separatfrieden (1711, Jan.). Er ergriff sie mit Begierde, und geheime Unterhandlungen begannen zu Versailles und zu London.

Dieses alles geschah noch bei Lebzeiten K. Josephs I. Aber der unerwartete Tod dieses Monarchen (1711, 17. April), gab dem Umschwung der Politik eine einleuchtende Rechtfertigung und feste Grundlage. — Jetzt, da dem Erzherzog Karl die Länder seines Bruders, Oestreich, Ungarn, Böhmen, zufielen, und bald darauf auch die teutsche Kaiserkrone durch Wahl auf desselben Haupt kam (12. Okt.), erschien es im Widerspruch mit den Gründen, aus welchen England und seine Alliirten den Krieg begonnen, dem

Weitgebietenden auch noch die spanischen Reiche zu gewäh-
Die Zeiten Karls V., ja drohender noch, hätten zurückkehren mögen unter Karl VI.

Vergebens bot Marlborough allen seinen Einfluß auf, die Gegenpartei zu besiegen, vergebens erschien Prinz Eugen, der hochgefeierte Held, zu gleichem Zwecke in London; der Friede wurde jetzt ganz offen unterhandelt, und der Kongreß von Utrecht nahm seinen Anfang.

Oestreich, Holland, die meisten Alliirten zürnten über England. Dieses förderte das Friedenswerk mit einseitigem Parteieifer. So geschah es, daß England, vollends zerworfen mit seinen Verbündeten, fast allen Vortheil seiner Stellung verlor, und daß das besiegte Frankreich die Hauptpunkte des Friedens diktirte.

Auch das Kriegsglück erklärte sich wieder für Frankreich. Es gelang Villars, einen abgesonderten Heerhaufen der Oestreicher unter dem Grafen von Albemarle bei Denain durch plötzlichen Ueberfall zu Grunde zu richten (1712, 24. Juli); worauf er die entschiedene Oberhand im Felde errang.

In dieser günstigen Lage schloß Frankreich den Frieden zu Utrecht (1713. 11. April) mit England, Holland, Portugal, Preußen und Savoyen; bald darauf schloß auch Spanien Friede mit England und Savoyen (13. Juli). Der Kaiser allein setzte den Krieg fort, aber kraftlos. Daher sah er bald sich gezwungen (1713, 14. Mai), einen Evakuationstraktat über Catalonien abzuschließen, und einen Neutralitätsvertrag für Italien. Am Rhein aber, wo der letzte Kampfplatz war, drängte Villars den Prinzen Eugen zurück, und eroberte Landau und Freiburg (22. Aug. und 21. Nov.). Da erkannte der Kaiser die Unmöglichkeit, ohne Bundesgenossen Frankreich obzusiegen, und nahm endlich für sich und für das Reich einen schlechteren Frieden an,

als er zu Utrecht würde erhalten haben. Die Heerführer selbst, Eugen und Villars, waren die Unterhändler dieses Friedens, welcher zu Rastadt für Oestreich (1714, 6. März), und zu Baden in der Schweiz für das Reich (7. Sept.) unterzeichnet ward. Spanien und Oestreich aber schloßen gar nicht förmlich Frieden.

In dem Frieden von Utrecht erreichte Ludwig XIV. seinen großen Zweck, die Befestigung der spanischen Krone auf dem Haupt seines Enkels Philipps v. Anjou. Doch viele herrliche Nebenländer wurden losgerissen von Spanien. Neapel, Sardinien, Mailand mußten an Oestreich überlassen werden. Auch die spanischen Niederlande sollte Oestreich haben, mit dem für Holland vorbehaltenen Besatzungsrecht in einer Reihe von Festungen, als Barriere gegen Frankreich. Weiter sollte Sicilien an Savoyen kommen. Auch wurden Gibraltar und Minorka an England abgetreten. Dabei wurde festgesetzt, daß niemals die Kronen von Frankreich und Spanien auf einem Haupte sollten vereinigt werden, zu welchem Ende Philipp V. in Spanien einerseits, und die Häuser von Orleans und von Berry in Frankreich andererseits, eidliche Versicherungen und eventuelle Verzichtleistung geben mußten.

Weiter erhielt Großbritannien von den Kronen Frankreich und Spanien die Anerkennung der protestantischen Erbfolge und das Versprechen, daß der Prätendent aus Frankreich sollte entfernt werden. Dabei trat Frankreich an England ab: die Bay und die Meerenge von Hudson, die Hälfte der Insel St. Christoph, Portroyal oder Annapolis und ganz Neuschottland oder Akadien „nach seinen alten Grenzen;“ es versprach endlich die Festungswerke, den Hafen, die Dämme und Schleußen des den Engländern verhaßten Dünkirchen zu zerstören, und nie wieder herzustellen.

Von Spanien erhielt England weiter die Zusage, weder Frankreich noch einer andern Nation ein größeres Handelsrecht mit Amerika zu verleihen, als unter Karl II. bestanden; endlich die Uebertragung des berüchtigten Assiento-Traktats, so wie er 1701 mit Frankreich geschlossen worden, auf die brittische Kampagnie für 30 Jahre. Vermöge desselben übernahm die Kompagnie die jährliche Lieferung von 4800 Negersclaven nach dem spanischen Amerika, und erhielt das Recht, alljährlich ein Schiff von 500 Tonnen mit Waaren zum Verkauf in das spanische Westindien einzuführen, letztes jedoch unter vielen beschränkenden Klauseln, welche den redendsten Beweis geben von der Engherzigkeit des spanischen Kolonialsystems, so wie von der Handelslist Englands. Der Friede mit Savoyen enthielt außer den oben schon angeführten Hauptpunkten die Bestimmung der Alpengrenze zwischen Frankreich und Savoyen. Die schon 1703 von Seite Oestreichs an Savoyen geschehene Abtretung Montferrats und einiger mailändischen Bezirke, wurde anerkannt und garantirt.

Portugal, trotz der großen Verheißungen, welche die Alliirten ihm früher gemacht, erhielt von Spanien *) nichts, nur ward ihm die Kolonie St. Sagramento zurückgegeben.

In dem Frieden mit Preußen ward die Königswürde des Hauses Brandenburg anerkannt, und das Oberquartier von Geldern an dasselbe abgetreten. Neufchatel und Valangin sollte Preußens, so wie Oranien Frankreichs bleiben.

Holland, seiner großen Opfer und vielen Siege ungeachtet, mußte sich endlich zum Frieden bequemen ohne allen

---

*) Dieser Friede wurde erst 1715. 6. Febr. geschlossen.

Gewinn. Frankreich überließ ihm zwar die gesammten spanischen Niederlande nebst einer Reihe ehevor französischer Plätze; aber nur damit es alles wieder an Oestreich gebe, sobald dieses den Frieden angenommen, und über die Barriere sich mit Holland würde verglichen haben. Es erhielt hiernach, in dem zu Antwerpen am 16. Nov. 1715 zwischen Oestreich und den Seemächten geschlossenen Barrieretraktat, die Republik das ausschließende Besatzungsrecht in Namur, Dornik, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und Fort Knoke, und das gemeinschaftliche in Dendermonde zum allerdings kärglichen Lohn für den geleisteten, wirksamen Beistand.

Die Hauptbedingungen der Friedensschlüsse zu Utrecht wurden in jenem von Rastadt und Baden zwischen Frankreich, Oestreich und dem teutschen Reiche erneuert und bestätigt. Nebenbei wurden Baiern und Köln in alle Würden und Länder wieder eingesetzt, im Allgemeinen aber der westphälische, Nimweger und Ryßwiker Friede — der letzte jedoch ohne Erwähnung der verhaßten Klausel des 4. Artikels — ausdrücklich bestätigt.

Also ward das Friedenswerk vollendet, doch den höhern Interessen Europa's nur sehr unvollkommen, und noch weit weniger den Forderungen des idealen Rechtes entsprechend. Der Ausspruch der Mächte: die spanische Monarchie, von welcher streitig war, wem sie gehöre, sollte zerstückt werden, erinnert an das Salomonische Urtheil; aber die wahre Mutter, die da lieber verzichtet hätte auf ihr Kind, als es zerreißen zu lassen, fand sich nicht; jeder Streitende nahm seinen Antheil begierig in Empfang. Die braven Catalonier, welche Karln, den sie liebten, getreu waren, überließ der Friede schutzlos ihrem erzürnten Feinde Philipp V. Derselbe, nachdem er das ganze Land und endlich auch Bar-

cellona nach dem verzweiflungsvollsten Widerstande bezwungen, vertilgte, ohne Einsprache der Mächte, alle Verfassungsrechte Cataloniens, Valencia's und Arragoniens, nach dem Eroberungsrecht.

Auch das Gleichgewicht der Macht, dieses große Gesammtinteresse, wurde schlecht gesichert durch den Frieden von Utrecht. Gegen Frankreichs oder Spaniens Präponderanz sollte die eidliche Verzichtleistung der Bourbonischen Linien auf wechselseitiges Erbrecht die Gewährleistung seyn. Man vertraute abermals, unbelehrt durch die nächst vorgegangenen Erfahrungen, die Ruhe Europa's, die Selbstständigkeit der Staaten, das Palladium alles öffentlichen Rechtes, das Gleichgewicht — dem Eidschwur eines Königs!

Endlich enthielt der Friede durch seine Unbestimmtheit in mehreren wichtigen Punkten, besonders in Ansehung der Kolonien und des Handels, so wie durch engherzige Verfügungen in andern, den Keim neuer Gehässigkeiten und schwer zu schlichtenden Streites.

Der grosse nordische Krieg. Karl XII.

Während der Krieg über die spanische Erbfolge fast alle Länder des südwestlichen Europa's verwüstete, ja noch länger und schrecklicher, brannte auch im Nordosten des Welttheils eine andere, gleich weit verbreitete Kriegsflamme. Beide Kriege zusammen veränderten die ganze Gestalt von Europa; der eine endigte Frankreichs Präponderanz, der andere jene Schwedens; doch erholte Frankreich sich in Kurzem wieder, Schweden nie mehr; um beide herum aber entstehen, dort durch Spaniens Zerstückelung und durch die Stellung seines Bourbonischen Regentenstammes, hier durch die Civilisirung Rußlands ganz neue und vielfach verschlungene Verhältnisse.

Der Friede von Oliva, welchen Schweden nach Karls X. Tod mit Polen geschlossen (1660), so wie die demselben fast gleichzeitigen Friedensschlüsse zu Kopenhagen und Cardis mit Dänemark und Rußland, hatten Schweden eine furchtbare Stellung gegen alle seine Nachbarn gegeben. Karl XI. (1660 bis 1697) schwächte die Aristokratie und stärkte den Thron durch Wiedervereinigung der von seinen Vorfahren verschleuderten Reichsdomänen. Auf einem Reichstag (1682) wurde die Erblichkeit der Krone auf die weibliche Linie ausgedehnt und den königlichen Rechten eine bedeutende Erweiterung gegeben.

Der Sohn dieses Königs und der dänischen Prinzessin Ulrike Eleonore war Karl XII. Er zählte 15 Jahre, als sein Vater starb (1697). Aber bald setzte er die Welt in Erstaunen, durch eine plötzlich entfaltete Kraft des Geistes und des Muthes, die, wäre sie von Klugheit gelenkt gewesen, ihn zum größten Krieger, und, wenn von Humanität und Bürgerfreundlichkeit begleitet, zum trefflichsten König würde gemacht haben. Den letzten Ruhm jedoch verschmähte er in seinem soldatischen Uebermuth, und auch des ersten ward er beraubt durch Vermessenheit und Starrsinn.

Zwar nicht ungereizt trat Karl auf den Kampfplatz. Drei benachbarte Monarchen, die Jugend Karls XII. verachtend, griffen gleichzeitig seine Staaten an, und entzündeten also den, bald über ihre eigenen Reiche und über den ganzen Norden sich ausbreitenden Brand, die Könige von Dänemark und Polen und der Czaar von Rußland.

In Dänemark hatte derselbe König Friedrich III., welcher in den Friedensschlüssen zu Roeskild und Kopenhagen (1658 und 1660) so große Einbuße gegen Schweden erlitten, solches Unglück durch Eroberung über seine eigenen Stände reichlich ersetzt. Auf dem Reichstag von 1660 ver-

einigten sich die Bürger und die Geistlichkeit mit dem König zur Herabsetzung des übermüthigen Adels, und glaubten ihr Heil zu finden in der Erhöhung der Königsmacht. Also beschlossen sie, der Thron solle zum Erbthron für die männlichen und weiblichen Nachkommen Friedrichs III. erklärt, und die drückenden Kapitulationen (Handfestninge) sollten aufgehoben seyn. Eine sehr günstig für den König abgefaßte Souveränetätsakte (1661) und das später verkündete Königsgesetz (1665, 1670) befestigte und vervollständigte diese wichtige Umwälzung, wodurch gegen die Absicht der Stände nicht nur der Adel, sondern auch der Bürgerstand und die Geistlichkeit um alle politischen Rechte gebracht, der Reichstag, wie der Reichsrath abgeschafft, und eine monarchische Autokratie in Dänemark und hiernächst auch in Norwegen eingeführt ward. Das Volk Dänemarks und seine Nachbarn erfuhren in vielem Kriegsdrang, welcher durch unnöthige und ungerechte Unternehmungen K. Christians V. über sie kam, den Fluch der Willkürherrschaft. Der Sohn und Nachfolger Christians V., Friedrich IV. (1699—1730), setzte dieselben Entwürfe, zumal gegen das ihm blutsverwandte Haus Holstein-Gottorp, welches seine in wiederholten Traktaten, zumal in jenem von Altona 1689 anerkannte souveräne Macht sorgfältigst hütete, fort. Der junge Herzog von Holstein, Gemahl einer Schwester Karls XII., gedrängt durch den dänischen König, floh nach Stockholm, worauf Friedrich IV. sich gegen Holstein und Schweden mit dem König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August, verband.

Friedrich August hatte über seinen Mitwerber, den Prinzen von Conti, theils durch Gold, theils durch drohende Rüstung, den Sieg errungen (1697). Die Mehrheit der feilen Edlen erwählte ihn zum Nachfolger des vortrefflichen

Johann III. Sobiesky, welcher das von den Türken belagerte Wien gerettet, und überhaupt glorreichen Krieg gegen die Pforte geführt hatte. Vor Johann Sobiesky hatte der schwache Michael Wiesnowiecky (1669 — 1673) gleich unglücklich, als ruhmlos die Wahlkrone getragen. Derselbe war der Nachfolger Johann Casimirs, des letzten Prinzen aus dem Hause Wasa, welcher den Frieden von Oliva mit Schweden geschlossen, und später aus Unmuth über vereitelte Plane die Krone niedergelegt hatte (1668). Friedrich August erhielt im Frieden zu Carlowiz (1699), als Frucht von Sobieskys Siegen, von der Pforte Alles zurück, was dieselbe gegen Michael gewonnen. Nunmehr schien die günstige Zeit gekommen zur Wiedereroberung Lieflands. Friedrich August griff es an, ohne Kriegserklärung (1700, Febr.). Mit ihm verbündet war außer dem dänischen König auch der Czaar Peter von Rußland.

Peter der Grosse. Schlacht bei Narwa. Erbauung Petersburgs.

Derselbe war der jüngere Sohn des Czaars Alexei, welcher 31 Jahre lang mit Kraft und Einsicht das Reich verwaltete, und bereits einige Schritte zur Milderung der alten Moskowitischen Barbarei gethan hatte. Er hinterließ drei Söhne, Fedor und Iwan von seiner ersten, und Peter von seiner zweiten Gattin, außer ihnen noch gleichfalls von der ersten eine Tochter, Sophia. Fedor (1676 — 1682), welcher ihm folgte, war gleich weise und thätig. Sterbend ernannte derselbe seinen jüngern Bruder Peter zum Nachfolger, statt Iwan's, des ältern, welcher blind und sehr geistesschwach war. Aber die Prinzessin Sophia erregte zu Gunsten Iwan's einen Aufstand der Strelzi, worin die Häupter der Gegenpartei getödtet, sodann Iwan mit Peter

zum Czaar ausgerufen, und Sophia zur Mitregentin erklärt ward (1682). Bald nahm Sophia den Titel Selbstherrscherin an, und zur Befestigung ihrer Herrschaft sollte Peter, jetzt siebzehn Jahre alt, ermordet werden. Er jedoch erfuhr den Anschlag, sammelte seine Getreuen, stürzte Sophien, verschloß sie in ein Kloster, und ergriff den Herrscherstab (1689). Iwan entsagte der Regierung, doch hieß er Czaar bis zu seinem Tod (1696).

Der Czaar Peter, nach dem Besitz eines Hafens am baltischen Meere lüstern, trat in den Bund gegen Schweden (1699, 11. Nov.), und erklärte den ungerechten Krieg (1700, 1. Sept.).

Eine große Idee war es, welche die entzündliche Seele Peters füllte, vielleicht in ihr selbst entstanden, vielleicht von dem Grafen le Fort, seinem ersten Günstling, hineingelegt, wenigstens genährt und bekräftiget: — die Civilisirung seines Reiches.

Durch die Mittheilungen dieses kenntnißreichen Mannes erweiterte sich der Geistesblick des Czaars, und ward ihm der unendliche Vorzug civilisirter Staaten vor barbarischen klar; und sofort beschloß er, sein asiatisch rohes Reich umzuschaffen in einen europäischen Staat. Vom Antritt seiner selbstständigen Herrschaft bis zu seinem Tod, sechsunddreißig Jahre lang, verfolgte er dieses Ziel mit Feuereifer, standhaft, rastlos während allem Wechsel des Schicksals, im Krieg und im Frieden, keiner Hindernisse achtend, keine Opfer scheuend, verschwenderisch mit der Mühe, aber mit der Zeit geizend, und wähnend, Nichts gethan zu haben, wenn nicht Alles; dabei hellen Blickes und scharfen Urtheils, erhaben über Vorurtheile und Aberglauben, an Sich selbst die Würdigkeit zu herrschen höher schätzend als die Herrschaft, doch mit so vielen Tugenden und edlen Herrschergaben auch man-

chen barbarischen Zug, wilde Leidenschaftlichkeit des Charakters, Hang zur Sinnenlust und orientalisch-despotischen Geist verbindend.

Nachdem Peter durch Errichtung einer nach europäischer Art regulirten Garde — des Preobraschenskischen und des Semenorschen Regiments — sich den Kern eines wohlgeordneten Heeres und auch eine Schutzwehr gegen die übermüthige Schaar der Strelzi (Strelizen) gebildet, nachdem er den Türkenkrieg in Allianz mit Oestreich und Polen glücklich geführt und Assow erobert hatte (1696), stieg er, der fünf und zwanzigjährige Monarch, vom Throne, um durch eigenes Anschauen fremder Länder und Völker inne zu werden, was Rußland Noth thue, und mit Zuversicht des Erfolges sein Werk der Reformation unternehmen zu können (1697, April). Also reiste er, prunklos wie ein Privatmann, durch Liefland, Preußen und Teutschland nach Holland, wo er vor allem den Schiffbau bis in das kleinste Detail und unter eigenem Handanlegen lernte, sodann nach England, endlich nach Wien, von wannen er nach Venedig zu reisen gedachte, aber durch die Nachricht eines in Rußland ausgebrochenen Aufstandes zur schnellen Rückkehr genöthigt ward (1698, Sept.).

Die Strelizen, den Janitscharen in Stambul zu vergleichen, hatten sich empört, auf Anstiften der Prinzessin Sophia, und im erklärten oder stillschweigenden Bund mit vielen Bojaren, Pfaffen und beschränkten Bürgern, welchen Peters Neuerungen Mißvergnügen oder Aergerniß gaben. Peter strafte die gebändigten Rebellen mit blutiger Strenge, und zerstreute die Strelizen über Sibirien und längs der kaspischen und euxinischen Grenze (1698). Bei einem nochmaligen Aufstand derselben, in Astrakan, hob er sie völlig auf (1705), selbst ihren Namen für immer abschaffend.

Karl XII. hatte schon vor dem Ausbruch des Russischen Krieges einen seiner Feinde, den König von Dänemark, besiegt, und zum Frieden gezwungen. Friedrich IV. war in Schleswig gebrochen, und belagerte Tönningen (1700, März). Aber während die Truppen der Freunde Gottorps von allen Seiten herbeieilten, vereinte Karl XII. seine Flotte mit jener der Seemächte, griff Kopenhagen zu Land wie zu Wasser an, und diktirte zu Travendahl (18. Aug. 1700) den Frieden, wodurch der Altonaer-Vergleich erneuert, und von Dänemark das Versprechen gegeben ward, den Herz. v. Gottorp zu entschädigen, und den Feinden Schwedens keine Hilfe zu leisten.

Am 8. Mai hatte Karl XII. Stockholm verlassen, um so Glorreiches wunderschnell zu vollbringen. Nie mehr kehrte er dahin zurück. Von diesem Augenblick war er blos Soldat.

Inzwischen hatte K. August von Polen Riga belagert, jedoch ohne Erfolg. Bevor Karl über diesen vorzüglich gehaßten Feind herfiel, gedachte er den Czaar Peter zu schlagen, welcher mit starker Macht in Ingermannland eingefallen war, und Narwa belagerte. Mit achttausend Mann eilt der Schwedische König seinen übrigen Truppen voran, und stürzt auf die Heeresmasse von 80,000 barbarischen Streitern (20. Nov.). Nie war ein Sieg vollständiger als der Schwedische bei Narwa über den zehnmal stärkern Feind. Viele tausend Russen wurden erschlagen, alle übrigen gefangen.

Aber Karl, vielleicht wähnend, mit dem einzigen großen Schlag die Russen sich unschädlich gemacht zu haben, verfolgte seinen Sieg nicht, sondern zog jetzt gegen Polen.

An den Ufern der Düna wurde König Augusts sächsisches Heer geschlagen (1701, Juli), worauf der schwedische

König ganz Liefland und Kurland einnahm, in Litthauen und bald darauf auch in Polen drang.

Dieses unglückliche Reich war schutzlos durch die Fehler seiner Verfassung. Die Nation hatte keinen Willen und keine Kraft. Die Adeligen, welchen allein ein politisches Recht zustand, hatten nicht die Erhaltung des Vaterlandes, nicht dessen Vertheidigung gegen den äußern Feind zum Ziel ihres Strebens, sondern blos die Bewahrung oder Vermehrung ihrer persönlichen Freiheiten und Vorzüge gegen die stets gefürchteten Eingriffe des Königs. Im Augenblick der dringendsten Gefahr vor dem schwedischen Einbruch (Dec. 1701) ward K. August vom Reichstag aufgefordert, seine Sachsen aus dem Reiche zu schaffen, und keine Russen darin aufzunehmen. Aber das Polnische Heer allein, schlecht geregelt, schwach, ja selbst durch Parteiungen zerrissen, war nicht vermögend zu widerstehen.

Indessen rückte Karl aus Litthauen nach Polen, Freundschaftsversicherungen für die Republik in Manifesten vor sich hertragend, ja, ihr Schutz anbietend gegen die Gewaltherrschaft ihres Königs. Geheime Unterhandlungen begannen. Karl zog ohne Widerstand in Warschau ein (14. Mai 1702), und erklärte bald darauf, er werde der Republik nur alsdann den Frieden geben, wenn sie einen andern König wähle. August ruft jetzt eilig seine Sachsen herbei, sammelt die wenigen, treu gebliebenen polnischen Truppen, und wagt bei Clissow gegen Karl die Schlacht. Er verlor sie (9. Juli), worauf auch Krakau erobert ward. Ein Reichstag, nach Warschau (1703) von dem Primas zusammenberufen, erklärt nach einigem Zögern August des Thrones verlustig, und wählt an dessen Stelle (1704, 12. Juli) den Woywoden von Posen, Stanislaus Leszinsky, zum König. Vergebens rafft August neue Truppen zusammen,

und überfällt selbst Warschau. Karl, welcher indessen Lemberg erobert hatte, kehrt eilig nach Warschau zurück, und zerstreut das sächsische Heer. Die Trümmer desselben, unter dem Feldherrn Schulenburg, entkamen jedoch durch einen meisterhaften Rückzug nach Sachsen.

Bald darauf fand Stanislaus Krönung in Warschau statt (1705, 4. Okt.). Aber durch das ganze Reich wüthete Parteienkampf, und tönte barbarischer Kriegslärm.

Eine abermalige Niederlage der Sachsen und Russen bei Fraustadt (1706, Febr.) befestigte die Herrschaft Schwedens in Polen. Aber Unmenschlichkeit befleckte die Lorbeeren des schwedischen Feldherrn Rehnschöld. Anderthalbtausend Russen, welche kniend um ihr Leben baten, ließ er einige Stunden nach ihrer Gefangennehmung tödten.

Karl, wiewohl fast des ganzen Königreiches Herr, ließ nicht ab von seinem Gegner, und zog jetzt durch Schlesien und die Lausitz nach Sachsen, unbekümmert um die Drohungen des teutschen Reichstages, welcher gegen solche Verletzung des Reichsgebietes ehrenhalber protestirte. In Altranstädt, unfern Lützen, schlug er sein Lager, und beherrschte und brandschatzte von da aus ganz Sachsen. Nirgends war Widerstand. Da bat K. August um Frieden, und erhielt ihn unter dem harten Gesetz, daß er Polen für immer entsagen, und Stanislaus als dessen König erkennen, daß er alle Verbindung mit den Feinden Schwedens, zumal jene mit Rußland aufgeben, den Schweden Winterquartiere in Sachsen verstatten, und daß er den Liefländer Patkul ausliefern solle (1706, 24. Sept.).

Dieser Letztgenannte, das unglückliche Schlachtopfer der tyrannischen Rechtsverachtung eines Königs und der feigen Niederträchtigkeit eines andern, war einst als Abgeordneter des Liefländischen Adels am Hofe K. Karls XI. von

Schweden erschienen, die Liefländischen Rechte und Freiheiten gegen die willkürlichen Eingriffe dieses Monarchen in ehrerbietiger, jedoch freimüthiger Rede vertheidigend. Dieses nahm der Despot übel, und ließ Patkul, als des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig, zum Tode verurtheilen. Aber Patkul entfloh nach Polen, und fand Aufnahme bei K. August. Nach Karls XI. Tod ermunterte Patkul den K. August zum Krieg wider den jungen Karl XII., begab sich darauf zum Czaar Peter, auf den Charakter und die Hilfsquellen dieses Mannes eine größere Hoffnung bauend. Peter schickte ihn als seinen Gesandten an K. Augusts, seines Verbündeten, Hof, um die Angelegenheiten des schwedischen Kriegs daselbst zu betreiben. Der feige August lieferte ihn jetzt aus. Karl XII., im wahnsinnigen Uebermuth der Gewalt, in Patkul blos den Liefländer, sonach den gebornen Unterthan, und zwar den als Majestätsverbrecher (wegen männlicher Vertheidigung vaterländischer Rechte) erklärten, erblickend, ohne Achtung oder Kenntniß des Völkerrechts, welches dem Gesandten Patkul die Unverletzlichkeit gewährte, und mit frevelhafter Niedertretung der heiligsten natürlichen Rechte, verurtheilte ihn zum qualvollen, schmählichen Tode. Patkul, nachdem er mehrere Monate in Fesseln geschmachtet, litt, bei Casimir in Polen, die Strafe des Rades und der Viertheilung, und seine zerrissenen Glieder blieben 1713 auf dem Richtplatze ausgesetzt, wo sodann K. August, damals wieder auf den polnischen Thron zurückgekehrt, dieselben sammeln und beerdigen ließ.

Karl XII., durch den Frieden von Altranstädt auf den Gipfel der Macht erhoben, hätte sich behaupten mögen auf solcher Höhe, wäre er der Mäßigung fähig gewesen. Die europäischen Mächte erkannten Stanislaus als König von Polen. Hätte Karl in solcher Stellung Rußland einen bil-

ligen Frieden geboten, schwerlich wäre derselbe verschmäht worden. Er aber, von seinem Uebermuth oder von seinem Verhängniß fortgerissen, vermaß sich, den Czaar zu entthronen, so wie er August entthront hatte. Solches Entschlusses voll zog er durch Polen gegen Rußland (1707, 29. Aug.).

Besser hätte er sein eigenes Reich vertheidigt, in dessen schönste Provinzen die Russen täglich gewaltiger erobernd oder verwüstend eindrangen.

Bald nach der Niederlage bei Narwa hatte Peter mit bewunderungswürdigem Eifer und Muth wieder frische Kräfte, nicht blos zur Vertheidigung, sondern selbst zum neuen Angriff gesammelt. Ein russischer Feldherr, Scheremetoff, besiegte schon 1702 den schwedischen Heerführer Schlippenbach. Von da an, vieler einzelnen Unfälle ungeachtet, blieben die Russen Meister im Feld und zur See. Sie drangen in Ingermannland, in Kurland, in Liefland, in Litthauen ein. 1702 ward Nöteburg (jetzt Schlüsselburg), 1703 die Festung Nienschanz, 1704 Narwa, endlich ganz Ingermannland erobert, auch in Liefland fester Fuß gewonnen, weit und breit alles schwedische Land geschreckt.

In Ingermannland, welches der Czaar sich zur Beute auserseben, legte er während des Kriegslärms den Grund zu einer neuen Stadt, St. Petersburg (bei Nienschanz, das er so eben erobert hatte), welche bald die zweite des Reichs, ein mächtiger Waffen- und Handelsplatz und die Residenz der Kaiser wurde. Alle Versuche der Schweden, diese neue Gründung zu hindern oder zu zerstören, wurden vereitelt. Noch im J. 1703 erschien das erste Holländische Schiff im Hafen von Petersburg; viele andere folgten bald nach, obwohl unter den schweren Hindernissen, welche theils

die Natur, theils die Umstände dem Bau entgegesetzten, derselbe nur mühsam voranschritt.

Gleichzeitig und während der heftigsten Kämpfe entwarf Peter den Plan, und begann die Arbeiten zur Verbindung des Baltischen mit dem Kaspischen und mit dem Schwarzen Meere durch Kanäle, welche die in diese verschiedenen Meere sich mündenden Ströme vereinigen sollten. Er hob durch Traktaten, Gesetze und Anstalten den Handel mit allen Nachbarstaaten des weiten Reiches in Asien und Europa; er zog fremde Fabrikanten und Handwerker emsig herbei, ermunterte durch Geschenke und Privilegien den noch schüchternen einheimischen Kunstfleiß, baute Heerstraßen und Kanäle, beförderte den Ackerbau, die Bevölkerung, gründete Niederlassungen selbst in der Sibirischen Wüste, und ließ die entferntesten Punkte seines Reichs, wie Kamtschatka, seine wohlthätige Fürsorge empfinden.

Sitten und Einrichtungen, Kleider, Mahlzeiten, Vergnügungen, nichts entging seiner Aufsicht und seiner, freilich bisweilen etwas herrischen Reform. Die folgsame Gemüthsart seiner Unterthanen kam ihm dabei besonders zu statten; ein Befehl genügte zur Vertilgung einer Nationalsitte, und die längst genährten Vorurtheile wichen vor seinem alles beherrschenden Wort.

Neben den mechanischen Gewerben erhob aber der Czaar auch die höhern Künste und die Wissenschaften durch neu gegründete oder besser eingerichtete Schulen, durch Belohnungen und durch eigenes Beispiel; er streute Licht aus in die Nacht, so viel es irgend möglich war unter einem Geschlecht von Barbaren; was aber die Gegenwart hier nicht leisten konnte, das war Aussaat für die Zukunft.

Einen Hauptschritt zur Aufklärung seines Volkes aber that er dadurch, daß er die Pfaffenherrschaft stürzte, und

das geisttödtende Mönchthum kräftigst beschränkte. In diesen Dingen konnte er gesetzgebend auftreten, seitdem er an die Stelle des ehedem übermächtigen Patriarchen eine heiligst dirigirende Synode, ein Collegium von Regierungsbeamten gesetzt hatte, und durch dasselbe die Russische Kirche beherrschte. Peter, um wahrer Alleinherrscher zu seyn, ließ nach dem Tode des Patriarchen von Moskau, Adrian, dessen Stelle blos durch einen Exarchen verwalten (1700), und hob das Patriarchat endlich völlig auf (1721).

Auch die Gerichte und die Rechtsgesetze wurden verbessert, die Polizei der Hauptstädte und des Reichs aber wie neugeschaffen, meist nach dem Muster der französischen. Diese Schöpfungen, Verbesserungen und Umstaltungen, die wir hier summarisch betrachtet haben, laufen durch die ganze Regierung des großen Peter. Doch wurden alle Reformen schon in den ersten Regierungsjahren begonnen, und schon in diesen zeigt sich derselbe Geist und Charakter des Czaar wie in den letzten.

Schlacht bei Pultawa. Krieg der Türken gegen Rußland. Karls XII. Tod.

Und diesen Fürsten wollte Karl XII. entthronen! — Mit 45,000 Streitern zog er von Altranstädt gegen den Czaar durch Litthauen über die Berezina, schlug die Russen bei Holowtschin (1708, 7. Sept.), und drang über Mohilow in Rußland. Ueber Smolensk, bis wohin er vorrückte, ging die Straße nach Moskau. Hier aber wandte Karl sich südlich nach den Steppen der Ukraine, wohin Mazeppa, der Hetman der Kosaken, sein Verbündeter, ihn einlud, um allda mit Hilfsmannschaft, Kriegsbedarf und Lebensmitteln ihn zu verstärken. Eben dahin eilte weit her aus Liefland der tapfere Löwenhaupt, mit einem unermeß-

lichen Convoy von Kriegs- und Mundvorrath unter der Bedeckung von 16,000 Streitern. Der Czaar aber griff ihn mit überlegener Macht an, erbeutete 7000 Wagen, und zerstreute oder zernichtete fast das ganze schwedische Heer. Gleichzeitig hatte Mazeppa, als er den Kosaken sein Bündniß mit Schweden verkündete, fast allgemeinen Abfall erfahren, und ein Paar Tausend Kosaken, welche mit dem flüchtenden Mazeppa zu den Schweden übergingen, waren für Karln die einzige Frucht des so theuer erkauften Bundes.

In so trauriger Lage verschmähte gleichwohl derselbe den Rath der Klugheit, den Rückzug nach Polen. Er nahm seine Winterquartiere in der Ukraine. Der schreckliche Winter von 1709 vollendete seine Noth. Dennoch hielt er seinen Blick auf Moskau geheftet, und nahm dahin bei der Annäherung des Frühlings seine Richtung, vorerst die Stadt Pultawa angreifend, woselbst große Magazine der Russen waren (1709, März). Sein Heer, auch durch Zaporogische Kosaken verstärkt, zählte noch mehr als 30,000 Streiter.

Vom März bis zum Junius setzte Karl vergebens seine Angriffe auf das wohlverwahrte Pultawa fort. Endlich erschien der Czaar mit mächtigen Heerschaaren zum Entsatze der Stadt. Der König griff ihn an (27. Juni). Aber trotz der heldenmüthigsten Dahingebung der Schweden, trotz ihrer Kriegskunst und ihres Königs ungebeugter Seelenkraft, erlagen sie dem gleichfalls wohlgeführten, muthigen und für die höchsten Interessen streitenden, dabei durch Ueberzahl an Menschen und Geschütz und durch günstige Stellung weit stärkeren Feind. Nach zwei blutigen Stunden, worin gegen 10,000 Schweden gefallen, entstand allgemeine Flucht. Der König jagte mit Mazeppa und einem kleinen Gefolge dem Dnieper zu, welchen er mit Noth übersetzte, und weiter durch

die Steppe in's Türkische Gebiet. Löwenhaupt aber, welcher mit dem Rest des Heeres, 14,000 Mann stark, an die Ufer desselben Stromes geflohen, ergab sich mit all' den Seinen gefangen an den Fürsten Menczikow, der mit nur 9000 Streitern ihn ereilt hatte (1. Juli).

Also ward Karls XII. gewaltige Macht zernichtet. Von allen seinen Schaaren blieben ihm noch einige hundert Mann, nackte Begleiter auf seiner trostlosen Flucht. Seine besten Generale, auch der Reichskanzler P. Graf Piper, waren gefangen, die unermeßlichen Vorräthe und Rüstungen waren dahin, dahin der Ruf seiner Unüberwindlichkeit und das Selbstvertrauen der schwedischen Krieger. Der K. von Dänemark und der Kurfürst von Sachsen erneuerten ihre Allianz, und ermuthigten sich jetzt zum Friedensbruch. Mehrere andere Mächte, früher durch Schwedens Uebermuth beleidigt, schienen bereit zur Rache.

Aber Karl, der Flüchtling in Bender, träumte noch immer von Entthronung des Czaars. Die Pforte, theils wegen eigener Beschwerden, theils durch Karls Unterhandlungen bewogen, erklärte Rußland den Krieg (1710, 21. Nov.). Der Czaar brach in die Moldau und in die Walachei; aber die Türken, über 200,000 Mann stark, angeführt von dem Großvezier Baltadschi Mehemet, gingen über den Pruth, und umringten das Heer des Czaars, welches kaum 30,000 Streiter zählte. Nach mehreren blutigen Gefechten sahen sich die ermüdeten Russen ohne Nahrungsmittel, ohne Wasser und fast ohne Möglichkeit des Rückzugs.

Katharina, die zweite Gemahlin Peters, war die Retterin. Im Jahr 1702 war in dem Städtchen Marienburg, an der Grenze Lieflands und Ingermannlands, von den stürmenden Russen eine junge Liefländerin, die Tochter eines Bauern und Wittwe eines schwedischen Dragoners, als

Gefangene weggeführt worden. Der Czaar, von ihren Reizen und Geistesgaben bezaubert, vermählte sich mit ihr, zuerst heimlich und später, beim Ausbruch des Türkenkriegs, öffentlich (1707, 1711). Sie begleitete ihn auf dem beschwerlichen Feldzug, die treue Theilnehmerin seiner Mühen und Gefahren, auch Gehilfin und Rathgeberin. Jetzt, in der Stunde der größten Gefahr, schlug die Kaiserin vor zu unterhandeln. Man beschloß den Versuch. Katharina, nach morgenländischer Sitte, und mehr des freundlichen Entgegenkommens, als der Bestechung willen, sandte an den Vezier und seine Diener einige Geschenke, begleitet von einem Schreiben des Feldherrn Scheremetoff, Friedensanträge enthaltend. Der Großvezier mochte aus Menschlichkeit oder Klugheit einen kleineren aber sicheren Gewinn den glänzendsten Hoffnungen vorziehen, und gewährte den Frieden (23 Juli 1711) bei Falxin um mäßigen Preis. Die Pforte sollte Assow mit seinem Gebiete zurückerhalten, Taganrock und andere Festungen am schwarzen Meer sollten geschleift, und Karl XII. sollte auf der Rückreise nach seinen Staaten vom Czaar nicht beunruhigt werden.

Zwar noch zweimal bewirkte Karl bei der Pforte erneute Kriegserklärungen gegen den Czaar (17. Dec. 1711 und 18. Nov. 1712). Aber schnelle Wiederversöhnungen hemmten beidemal den wirklichen Ausbruch. Karln blieb sonach hier keine Hoffnung mehr; doch sein Starrsinn blieb. Er wagte jetzt auch der Pforte zu trotzen, verschanzte nothdürftig sein hölzernes Haus bei Bender, hielt mit ein Paar hundert Leuten einen ganzen Tag lang den stürmenden Angriff eines türkischen Heeres aus, ward mit Mühe gefangen, und nach Demirtasch in die Nähe Adrianopels gebracht. Endlich, nach mehr als fünfjähriger Selbstverbannung, seine Hoffnungen aufgebend, verließ er die Türkei (25. Okt. 1714), und

kehrte zu Pferd mit einem einzigen Begleiter wie ein Flüchtling durch Ungarn und Teutschland heim in sein Reich. Am 11. Nov. 1714 um Mitternacht erschien er plötzlich, zum Erstaunen der Seinigen, in Stralsund, dem fast allein ihm noch übriggebliebenen Punkt auf teutscher Erde.

Denn nicht mehr war er jetzt der mächtige König, vor welchem ein Paar Jahre früher der Norden und Osten erzitterten. Gehäufte Unfälle hatten inzwischen das Reich getroffen; es lag in äußerster Erschöpfung; von allen Seiten bedrängten es Feinde.

Noch vor dem Ende des Jahres 1709 hatte K. August sein Königreich Polen wieder eingenommen, den Frieden von Altranstädt als ungültig wegen unchristlicher Härte erklärend. Stanislaus, blos durch den Willen Karls XII. König, sah seinen Thron einstürzen mit seines Schutzherrn Macht. Zum Ueberfluß entband der Papst die Polen von dem ihm geleisteten Eide.

Minder glücklich als August war der Dänische König. Zwar unternahm er schon im Nov. 1709 eine Landung in Schonen; aber die schwedischen Bauern schlugen unter Steinbock die dänischen Kerntruppen auf's Haupt, und befreiten ihr Land (1710, 10. Febr.).

Die Feinde Schwedens jedoch mehrten sich Tag für Tag. Die Gelegenheit zum Raub war lockend. Also erneuerte nicht nur Dänemark seine Ansprüche auf Holstein und Schleswig, sondern auch der König von Preußen erinnerte sich der seinigen auf Schwedisch-Pommern, der Herzog von Meklenburg warf verlangende Blicke auf Wismar, und auch Hannover und Münster suchten bei dem bevorstehenden Falle Schwedens ihren Gewinn.

Jetzt eroberten die Dänen Stade, Bremen und Verden (1712). Der tapfere Steinbock schlug sie zwar

bei Gadebusch (9. Dec.), mußte aber dennoch nach Holstein und bis Tönningen, dessen Thore ihm der Administrator von Holstein-Gottorp öffnete, sich zurückziehen. Auf diesem Zuge verbrannte er Altona (29. Dec.), aus Rache für Stade, wie er sagte, welches durch die Dänen dasselbe Schicksal erlitten. Aber die Dänen mit ihren Alliirten rückten dem Mordbrenner in Holstein nach, umzingelten ihn, und nahmen ihn mit seinem ganzen Heer durch Kapitulation gefangen (1711, 6. Mai).

Jetzt schloß der Administrator von Holstein mit Preußen einen Sequestrations-Traktat über Stettin und Wismar, damit nicht russische Kriegsvölker in diese Provinzen zögen.

Indessen drang der Czaar unaufhaltsam in die östlichen Länder. Schon 1710 hatte er den Rest der Schweden völlig aus Polen vertrieben, Elbing mit vielen Kriegsvorräthen, auch das feste Riga mit ganz Liefland, auch Esthland, Karelien, Pernau und die Insel Orsel erobert, auch festen Fuß in Finnland gefaßt. Nach befestigtem Frieden mit der Pforte setzte er seine Eroberungen in Finnland fort, schlug den schwedischen Feldherrn Armfeld, schlug auch in Person die schwedische Flotte bei Aland (1714, den 17. Febr.), und bemächtigte sich Nyslots und anderer Festen.

Dieses alles geschah während Karl in der Türkei verharrte. Alle Vorstellungen der Regentschaft und des Senats wies er mit Verachtung oder mit Unwillen zurück, kehrte erst wieder, als Rettung fast unmöglich war, und zeigte gleichwohl in seinem Elend noch denselben Uebermuth, wie im Glück.

Noch hatten Preußen und Hannover nicht ausdrücklich den Krieg erklärt. Als aber der König gleich nach seiner

Ankunft in Stralsund, die Sequestrationstruppen des ersten aus Wolgast und Usedom vertrieb, und seine rächenden Waffen auch in Niedersachsen zu tragen drohte, so vereinigte sich Friedrich Wilhelm mit seinen Feinden (1715, Febr.); und auch K. Georg von England, als Kurfürst von Hannover, nachdem er Bremen und Verden von Dänemark erkauft hatte (1715, 7. Juli), nahm Theil am Krieg.

Indessen fielen auch Stralsund, Rügen, endlich auch Wismar (1716, 8. Apr.) in Feindes Hand. Alle Besitzungen der Schweden in Teutschland, alle Früchte der glorreichen Siege Gustav Adolphs waren also verloren. Jetzt wurden fünfzehnjährige Knaben zusammengetrieben zur nothdürftigen Heeres-Ergänzung. Korsaren mußten die Stelle von Kriegsflotten ersetzen; zur Bestreitung solcher Rüstungen aber ward eine schlechte Münze geschlagen; beinebens erdrückten die härtesten Naturallieferungen das erschöpfte Volk.

In so verzweifelter Lage lächelte noch einmal der Hoffnung Sonne dem unverzagten König. Die Zwietracht keimte auf unter seinen Feinden. Czaar Peter besetzte Mecklenburg (1716, Okt.), dessen Herzog er den Tausch dieses Landes gegen liefländische oder kurländische Besitzungen antrug (1717). Den Alliirten schien mit Recht bedenklich, daß Rußland festen Fuß auf teutschem Boden fasse, und sofort wandten sie dorthin mehr als nach Schweden ihren eifersüchtigen Blick.

Der neue Vertraute Karls XII., Baron von Görz, baute auf solche Zerwürfniß den Plan zur Wiedererhebung Schwedens. Der König sollte mit dem Czaar sich aussöhnen, und im Bunde mit ihm seine übrigen Feinde erdrücken. Allernächst sollte der Bund gegen den König Georg von Eng-

land gerichtet seyn, also der Prätendent unterstützt werden. Man reichte daher dem Kardinal Alberoni, Spaniens kühnem Minister, unter dessen vielumfassenden Entwürfen die Entthronung Georgs ein Hauptpunkt war, die Hand. Die frühe Entdeckung dieses Planes und der Sturz Alberoni's vereitelten das Unternehmen. Dennoch gab Görz seine große Idee nicht auf.

Aber das Schicksal trat in die Mitte. Karl XII. war am Ende seiner Rolle. Denn als er zur Inswerkrichtung des Verabredeten mit den gesammelten letzten Kräften des Reichs einen Einfall in Norwegen that (1718, Aug.), und nach einem mühsamen Marsch die Stadt Friedrichshall belagerte, so traf den Unglücklichen in nächtlicher Stunde der Tod in den Laufgräben vor dieser Feste (11. Dec.). Die Kugel, die ihm durch die Schläfe fuhr, scheint von schwedischer, nicht von Feindes-Seite gekommen zu seyn.

Augenblicklich wurde die Belagerung eingestellt, und der Rückzug beschlossen. Der Erbprinz Friedrich von Hessen, welchen Karl XII. mit seiner jüngern Schwester, Ulrike Eleonore, vermählt hatte, führte das Heer nach Schweden zurück, nicht ohne großen Verlust.

Friedensschlüsse zu Stockholm und Nystadt.

Der Mißbrauch, welchen Karl XII. mit der absoluten Gewalt getrieben, bot den natürlichsten Anlaß zu erneuerter Beschränkung des Thrones. Aber zum Unglück für Schweden geschah dieselbe bloß im aristokratischen Sinn, wodurch das Uebel noch größer ward. Ulrike Eleonore, die jüngere Schwester Karls, ward auf ziemlich tumultuarische Weise zur Königin erklärt, gab aber an den Senat und die Stände die Souveränetät zurück, welche Karl XI. an sich gerissen,

und erkannte, daß sie nur durch Wahl, nicht durch Erbrecht zur Krone gelangt sey. Sofort bildete sich der königliche Rath wieder zum Reichsrath, wodurch die alte Aristokratie erneuert ward. Denn dieser Reichsrath sollte die Regierung gemeinschaftlich mit der Königin führen, und nach der Mehrheit seiner Stimmen (die königliche Stimme zählte dabei nur für zwei) die Entscheidung stattfinden.

Ulrike Eleonore trat gleich im folgenden Jahre (1720) die Krone ihrem Gemahl Friedrich von Hessen ab, mit Genehmigung des Reichstags.

Diese Revolution hatte einen schändlichen Mord im Gefolge. Einen näheren Anspruch auf die Krone als Ulrike Eleonore hatte der Sohn ihrer ältern, verstorbenen Schwester, der Prinz von Holstein-Gottorp. Man fürchtete, daß der Graf von Görz das Holsteinische Recht behaupten würde. Daher ließ ihn die siegende Partei verhaften, und durch die Hand des Henkers sterben (1719).

Hierdurch wurden auch die Unterhandlungen mit Rußland zerrissen, was der erbitterte Czaar durch schreckliche Verwüstungen an den Schwedischen Küsten rächte. Erst 1721 (30. Aug.) gab der nach Peters Diktat geschlossene Friede dem verblutenden Reiche Erholung.

Schon früher hatte Schweden mit seinen übrigen Feinden sich ausgesöhnt. Die völlige Erschöpfung, die es nach Karls XII. Tod fühlte, machte ihm den Frieden nöthig um jeden Preis. Noch hatte es die Mäßigung seiner Feinde zu rühmen, so große Opfer es brachte.

Die definitiven Friedensschlüsse wurden theils noch im Jahre 1719, theils in dem folgenden unterzeichnet. Sämmtliche Verhandlungen fanden in Stockholm statt.

In Gemäßheit dieser Friedensschlüsse trat Schweden an Kurbraunschweig ab, Bremen und Verden nebst eini-

gen kleinen Gerechtsamen, und erhielt entgegen eine Million Thaler. Es trat an Preußen ab Vorpommern bis an die Peene mit Stettin, auch die Inseln Usedom und Wollin, wogegen Preußen zwei Millionen Thaler bezahlte. Von Dänemark erhielt Schweden alles Eroberte zurück, namentlich Wismar, Stralsund, Rügen und Marstrand; es unterwarf sich dagegen dem Sundzolle, zahlte 600,000 Thaler, und erkannte den Dänischen Besitz vom Gottorp'schen Antheil an Schleswig. Mit Polen endlich ward der Oliva'sche Friede erneuert, was jedoch erst 1729 völlig in's Reine kam. August II. wurde von Schweden als König von Polen erkannt. Doch behielt Stanislaus den königlichen Titel, und erhielt eine Million Thaler.

Am schwersten zu befriedigen war das siegreiche Rußland. Erst am 10. September 1721 kam unter Frankreichs Vermittlung zu Nystadt der harte Friede zu Stande, worin Rußland die Provinzen Livland, Esthland, Ingermannland und Karelien, einen Theil von Wiburglehn, auch alle Inseln von der Kurischen Grenze bis Wiburg erhielt, dagegen Finnland zurückgab, und zwei Millionen Thaler zahlte.

Dieser für Rußland so glorreiche Friede krönte die vielen Mühen Peters mit dem glänzendsten Triumphe. Jetzt nahm er mit Selbstgefühl die Namen des „Großen“ des „Vaters des Vaterlandes“ und des „Kaisers“ an, womit der Reichssenat und die heilige Synode bei der Verkündung des Friedens ihn begrüßten. Alle Mächte — mit Ausnahme Polens und des Papstes — erkannten sofort, oder bald nachher, die neue kaiserliche Würde.

Schah Nadir. Peters M. Tod.

Auch Asien empfand seine starke kaiserliche Hand. Während der schrecklichen Zerrüttungen, unter welchen damals Persien seufzte, ersah Peter die Gelegenheit, mächtig am kaspischen Meere zu werden. Die Räubereien der wilden Lesgier gaben den Anlaß zu einem Eroberungskrieg (1722), dessen erste, köstliche Frucht, die wichtige Handelsstadt Derbent, das berühmte Felsenthor am kaspischen Meere, war. Bald nachher flehte der Schah Thamasp die Hilfe des Czaars gegen die Afghanen an, und trat als Preis dafür die kaspischen Provinzen Daghestan, Schirwan, Gilan, Mazanderan und Asterabad, nebst den Städten Baku und Derbend, an Rußland ab.

Solche Drangsale Persiens aber waren die Folge der Erschlaffung der Sofi's, aus welchen Schah Soliman (1666—1694), der Sclave seiner Verschnittenen, das erste auffallende Beispiel der erbärmlichsten Schwäche gab. Sein Sohn und Nachfolger, Hussein, ein thatloser Schwelger, in dessen Namen die Verschnittenen die schamloseste Tyrannei ausübten, ward plötzlich durch den Aufruhr der Afghanen, der kriegerischen Hirten von Candahar, erschreckt. Mahmud, ein roher Wüthrich, drang in das Herz des Reiches, und belagerte Ispahan. Da trat Hussein die Krone ab an Thamasp Mirza (1722), seinen vierten Sohn, welcher in Kasbin den Sitz seiner Herrschaft aufschlug. Ispahan aber mit dem Schah Hussein fiel in Mahmuds Gewalt.

In den westlichen Provinzen jedoch herrschte Schah Thamasp; mit abwechselndem Erfolg stritten seine und Mahmuds Schaaren in dem weiten, bluttriefenden Reich. Türken und Russen mischten sich, ihren eigenen Gewinn suchend, in den verheerenden Kampf.

Derselbe währte fort unter Aschraf, Mahmuds Neffen und Mörder; bis Kuli Chan, ein ehemaliger Kameeltreiber, der sich zum Feldherrn Schah Thamasps aufgeschwungen, drohend gegen Jspahan anrückte, worauf Aschraf den Greis Hussein sammt allen Sprößlingen des Hauses der Sofi, welche Mahmud in die Hand gefallen, schlachtete, und seine Afghanen zurück nach Candahar führte (1730).

Kuli Chan, Schah Thamasps Retter, ward bald nachher Feind, entthronte Thamasp, und erklärte dessen unmündiges Kind, Abbas III., zum König (1732). Jm Namen desselben herrschte jetzt Kuli Chan mit unbestrittener Gewalt; er zwang die Türken zur Wiederabtretung Armeniens und Georgiens, und erhielt von der Kaiserin Anna in Rußland auch die Eroberungen des großen Peter zurück. Endlich, als das Kind Abbas in seiner Unmündigkeit verblichen (1736), ward Kuli Chan als Sultan ausgerufen, und solche Würde zum Erbrecht seines Hauses erklärt. Er nahm jetzt den Namen Schah Nadir an, und mit ihm beginnt eine neue Periode in der Persischen Geschichte.

Wir kehren nach Rußland zurück. Peter, so glücklich und glorreich in seiner Regierung nach innen und außen, war unglücklich, und nicht ohne Schuld, in seiner Familie. Seine erste Gattin, eine Russin, Eudoxia Lapukin, betrübte ihn durch ihre Anhänglichkeit an die barbarischen Sitten ihres Landes. Er verstieß sie darum in ein Kloster. Sie hatte ihm einen Sohn, Alexis, geboren (1690), welcher die Gemüthsart der Mutter erbte. Peter überließ die Bildung des Thronfolgers seinen Miethlingen und Fremden. Da schlichen sich die mißvergnügten Bojaren und Mönche in das Vertrauen des Unbewachten, und flößten ihm Abscheu gegen die Neuerungen des Vaters, ja Abneigung gegen diesen Vater selbst ein. Dieser erschrack jetzt über dem Gedanken, daß

das Gebäude der Civilisirung Rußlands, woran er die Kraft seines Lebens gesetzt, worauf er seinen Ruhm gegründet hatte, würde zusammengerissen werden durch den Nachfolger. Endlich forderte der Czaar mit steigender Strenge Alexis auf, entweder den Sinn zu ändern, oder der Thronfolge zu entsagen, und in's Kloster zu gehen. Alexis ersah jedoch eine Gelegenheit zur Flucht nach Oestreich und Neapel. Der Czaar bewog ihn durch einen Brief, welcher Verzeihung und erneuerte Liebe dem Gehorchenden verhieß, zur Rückkehr, jedoch anstatt liebevoller Aufnahme, fand der heimkehrende Sohn Gefängniß und Gericht. Den Czaar folterte die Furcht vor der Zerstörung seines Werkes, und die Richter, 144 an Zahl, die Gesinnung des Herrn erkennend, beschwichtigten dienstfertig sein Gewissen und sein Naturgefühl durch das einmüthige Erkenntniß, Alexis sey des Todes schuldig. Das Urtheil ward dem Prinzen öffentlich verkündet, und er starb den Tag darauf (7. Juli 1718) — an den Folgen der Nerven-Erschütterung, welche er dadurch erlitt, sagten die Einen; an Gift oder durch Eisen, behaupteten Andere.

Alexis hinterließ einen Sohn, Peter, welchen ihm seine Gemahlin, eine Prinzessin von Braunschweig Wolfenbüttel, geboren 1715. Die beiden Söhne des Czaars Peter, aus zweiter Ehe, starben in der Kindheit; aber er hinterließ von Katharinen eine Tochter, Elisabeth, welche an Herrschergeist ihrer Eltern nicht unwürdig schien.

Die Ansprüche dieser Abstämmlinge jedoch sowohl als jene seines Bruders wurden niedergeschlagen durch das Thronfolgegesetz, welches der Czaar kurz nach Annahme seiner Kaiserwürde in der Fülle der Machtvollkommenheit erließ 1722, 5. Febr., und durch angeordnete, allgemeine Beschwörung befestigte. Dieses Gesetz, die Vollendung der despotischen Gewalt, ertheilte dem jedesmaligen Kaiser das unbe-

Bayerische Staatsbibliothek München

dingte Recht, seinen Thronfolger nach Belieben, und zwar frei widerruflich, wie bei einer privatrechtlich testamentarischen Einsetzung, zu ernennen; eine unglückliche Bestimmung, von welcher den gerade damals etwa möglichen Nutzen Er selbst versäumte, und deren naturgemäß böse Früchte mehr als eine Generation seines Volkes empfand.

Der Czaar Peter starb den 8. Hornung 1725, ohne einen Thronfolger ernannt zu haben, demnach die Fortsetzung seiner Entwürfe und das Schicksal des ganzen Reiches dem Sturme aller Leidenschaften und dem baaren Zufalle preisgebend.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rotteck, Carl <<von>>,

Allgemeine Weltgeschichte für alle Stände von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 1831, mit Zugrundelegung seines größeren Werkes ; sechs Bände ; mit dem Bildnisse d. Verf
Bd.: 4

Stuttgart 1839

H.un. 722 s-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10034821-1